

WIDENER LIBRARY



HX P194 3



BIBLIOTHEK

DER

Unterhaltung

und des Wissens.



KSD (1902'10)



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. • • • • •

Die überaus freundliche Aufnahme, welche die erste Sammlung von E. Werners illustrierten Romanen und Novellen gefunden hat, veranlasst uns, den zahlreichen Freunden der gefeierten Erzählerin neben mehreren früheren, in der Gesamt-Ausgabe noch nicht enthaltenen Werken die in den letzten Jahren neu entstandenen Romane und Novellen in einer neuen illustrierten **Sammel-Ausgabe** darzubieten. Dieselbe beginnt soeben zu erscheinen unter dem Titel:

E. Werners Gesammelte Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe • Neue Folge.

• Vollständig in 45 Lieferungen zu je 40 Pfennig. •

Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Die neue Sammlung wird folgende Romane und Novellen enthalten: Freie Bahn! • Flammenzeichen • Auf Ehrenwort • Erinnerung • Wähle! • Warum? • Der Wildddie • Befreit • Der Egoist • Fata Morgana • Hexengold • Der höhere Standpunkt • Der Lebensquell • Edelwild • Ein Gottesurteil • Adlerflug.

Für die Illustrierung haben wir eine Reihe namhafter Künstler gewonnen, wie W. Claudius, M. Flashar, Paul Hey, Richard Mahn, E. Siegert, C. Wedenmeyer u. a., welche dafür bürgen, dass sich die „Neue Folge“ auch im Bilderschmuck der ersten Sammlung würdig anschließen wird. Wie bei dieser hat die Verlags-handlung auch bei der „Neuen Folge“ für eine elegante Ausstattung, schönen, klaren Druck und gutes, dauerhaftes Papier Sorge getragen.

Durch das Erscheinen in Lieferungen (alle 14 Tage eine Lieferung im Umfang von durchschnittlich 50 Druckseiten) ist Gelegenheit gegeben, die Hausbibliothek auf bequeme Weise um einige Bände interessanter und fesselnder Lektüre von bleibendem Werte zu bereichern.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf E. Werners **Gesammelte Romane und Novellen**, Illustrierte Ausgabe, Neue Folge, entgegen und senden auf Verlangen gern die erste Lieferung zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stösst, wende man sich direkt an

die Verlagshandlung

Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima



Sicilianische Roth-Weine
 vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
 verzollt ab 70 Pfg. per Liter.
 Konstanz zu

1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. Mk. 2.50
 franco gegen Einsendung von
 1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier „10.—

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 aus-
 erlesenen Sorten incl. Verpack. Mk. 15.—

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
 verzollt ab Konstanz zu Mk. 1.— per Liter
 1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco Mk. 2.80.
 Garantie für Naturreinheit. Preisliste franco.

Ziegler & Gross,

Konstanz 59, Baden und Kreuzlingen, Schweiz.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine
 „Monopol“ D. R. G. M. unübertroffenes System.
 Zumeleganten zweifaltigen Anlegen v. Kapseln
 bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung
 von M. 12.50 oder gegen Nachn. von M. 12.75.
 Ziegler & Gross, Konstanz 59.



Illustrierte Preisliste
 franco.

Busch

Preis-Camera

9 × 12 cm.

Mit Periplanat F: 9 und Prima-Moment-
 verschluss zwischen den Linsen ar-
 beitend, incl. 3 Kassetten Mk. 55.—.

Binocle-Camera

6 × 9 cm.

Für 30 Mk. eine gute, practische Hand-
 camera, die gleichzeitig als umhäng-
 bares, solides Feldstecher-Etui dient.

Erhältlich in allen besseren Photographischen Handlungen.

Cataloge auf Verlangen durch:

Rathenower Optische Industrie-Anstalt vorm. Emil Busch, Rathenow.



Bibliothek der •
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novелlette „Aschenbrödel“ von E. Eysell-Kilburger. (S. 102)
Nach einer Photographie von Marie Böhm.

Bibliothek
der
Unterhaltung • •
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

~~~~~  
Jahrgang 1902 • Zehnter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

11234(110)

HARVARD  
UNIVERSITY  
LIBRARY  
46 x 213



Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart

• • •



## Inhalts-Verzeichnis.



|                                                                                                                                                           | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>Im Palazzo Spada.</b> Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem modernen Venedig. Von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem (Fortsetzung) . . . | 7     |
| <b>Aschenbrödel.</b> Novелlette von E. Eysell-Kilburger . . .                                                                                             | 78    |
| Mit Illustrationen von Marie Böhm.                                                                                                                        |       |
| <b>Das Germanische Museum in Nürnberg.</b> Ein Jubiläumsrückblick. Von Johannes Proelss . . . . .                                                         | 103   |
| Mit 14 Illustrationen.                                                                                                                                    |       |
| <b>Das Scepter Johannis des Gütigen.</b> Novelle von K. Orth                                                                                              | 126   |
| <b>Das französische Kränzchen.</b> Eine Kleinstadtgeschichte von B. Rittweger . . . . .                                                                   | 188   |
| <b>Wie man sich an Bord vergnügt.</b> Eine Skizze aus dem modernen Reiseleben. Von Ulr. Myers . . . . .                                                   | 204   |
| Mit 12 Illustrationen.                                                                                                                                    |       |
| <b>Mannigfaltiges:</b>                                                                                                                                    |       |
| <b>Das Brietchen der Künstlerin</b> . . . . .                                                                                                             | 228   |
| <b>Neue Erfindungen:</b>                                                                                                                                  |       |
| I. Patentierte Kontroll-Eieruhr . . . . .                                                                                                                 | 231   |
| Mit Illustration.                                                                                                                                         |       |
| II. Ein praktisches Lineal . . . . .                                                                                                                      | 231   |
| Mit 2 Illustrationen.                                                                                                                                     |       |
| <b>Ueber den Umgang mit Elefanten</b> . . . . .                                                                                                           | 232   |



|                                                   | Seite |
|---------------------------------------------------|-------|
| Eine interessante Vorstellung . . . . .           | 235   |
| Eine Ausfahrt des Papstes . . . . .               | 236   |
| Mit Illustration.                                 |       |
| Kleine Ursachen . . . . .                         | 238   |
| Zwei merkwürdige Wiederbelebungen . . . . .       | 242   |
| Eine Eisenbahn von Paris nach New York? . . . .   | 243   |
| Mit Illustration.                                 |       |
| Hundert Jahre und einen Tag . . . . .             | 245   |
| Was London in einem Jahre verliert . . . . .      | 246   |
| Eine seltsame Zahl . . . . .                      | 247   |
| Eine salomonische Entscheidung . . . . .          | 247   |
| Die erste Schönheitskonkurrenz in Deutschland . . | 248   |
| Ein gerechter Bescheid . . . . .                  | 248   |





## Im Palazzo Spada.

Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus  
dem modernen Venedig.

Von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten).



elig über die entzückenden, herrlichen Zimmer begann ich unter Formosas Assistenz auszu-  
packen, und sie belehrte mich, daß ich freilich  
infolge meines Eigensinns, diese nie bewohnten  
Gemächer zu beziehen, bis an die Korridor-  
thür gehen müßte, wenn ich etwas bedürfe und  
klingeln wollte. Auf meine Frage, ob sie in meiner  
Nähe schlief, vielleicht gar auf demselben Gange, be-  
kreuzte sie sich unter einem „Oh no, no, no!“ dreimal  
mit Inbrunst, und auf einmal fiel mir ein, was mir  
die beiden redseligen Coupégenossinnen erzählt.

„Ah — Angst vor Gespenstern, was?“ fragte ich  
lachend.

„Signorina — das ist nichts zum Lachen,“ erwiderte  
sie mir trozig, „denn wenn's zum Lachen wäre, dann  
würde die erlauchte Familie dem Palazzo nicht fern  
bleiben. Doch ich will nichts gesagt haben — Groß-

vater würde mir schön den Marsch blasen, wenn ich's thäte."

"Großvater muß ein sehr vernünftiger Mann sein," meinte ich ernsthaft.

"O ja, lala," machte Formosa schnippisch, "das heißt, unvernünftig ist er mit allem, was das Haus Spada betrifft. Da ist alles gut und schön und unfehlbar und heilig. Sogar die Gespenster. Anderer Häuser Geister — pah! mit denen würde er schön aufräumen, wenn aber die Gespenster aus dem Hause Spada sind, dann muß man sich gerade von ihnen erwürgen lassen, dann ist's eben noch gut genug für einen."

"Na, bis jetzt scheinen Sie ja noch unerwürgt davongekommen zu sein, soweit ich sehen kann," meinte ich amüsiert.

"Großvaters Schuld ist das gewiß nicht," gab Formosa prompt zurück.

"Sie scheinen's sogar noch nicht einmal versucht zu haben," konnte ich mich nicht enthalten, das hübsche Mädchen etwas zu necken.

"Das ist wahr, sie scheinen einem nichts thun zu wollen," gab die Kleine naiv zu. "Nur immer winken winken, winken thun sie. Als ob jemand so dumm sein würde, ihnen zu folgen, wenn man doch weiß, daß sie nur ins Grab winken. Aber ums Himmels willen — ich will nichts gesagt haben!"

"Thut nichts, Formosa, ich gehe doch nicht mit," versicherte ich lachend, und bald darauf knickte die Kleine auch mit einem „Felice notte, Signorina!“ hinaus.

Ich war allein, allein anscheinend in dem ganzen Teil des Palazzo, und als die leichten Schritte Formosas verklungen waren und ich den Riegel hinter ihr vorgeschoben hatte, machte ich auch umgehend Anstalten,

zu Bett zu gehen, denn mir fielen die Augen fast zu vor Müdigkeit. Noch ehe Formosa gegangen, hatte sie alle Kerzen im Wohnzimmer verlöscht, und ich schloß nun hinter mir auch die Verbindungsthür zum Schlafzimmer.

Dann entsann ich mich aber, mein Taschentuch auf dem Tisch liegen gelassen zu haben, und öffnete die Thür noch einmal, um sie schleunigst wieder zuzumachen und sogar den Schlüssel herumzudrehen, denn mir war's, als hätte am Tisch eine Gestalt gestanden, die mit ausgestrecktem Arm in die Ecke am Fenster neben meiner Thür wies. Raum hatte ich meine Heldenthat vollbracht, da mußte ich sie auch schon belachen — für so thöricht hatte ich mich nämlich bis dato selbst nicht gehalten. Wo sollte denn plötzlich jemand herkommen, nachdem eine Minute zuvor niemand im Zimmer gewesen? Sollte ich noch einmal hineingehen und nachsehen?

Natürlich, nachsehen, sonst ängstigt man sich womöglich die ganze Nacht, statt zu schlafen. Ich nahm ein brennendes Licht auf, stieß, rasch entschlossen, die Thür noch einmal auf und hob mein Licht, um besser zu sehen, hoch über meinem Kopf empor.

Nein, ich hatte mich nicht getäuscht. Neben dem Tisch stand die Gestalt eines Mannes in schwarzer Tracht mit hochgepufften Ärmeln und schmaler Spitzenkrause um den Hals, auf dem Kopfe eine Art Barett mit hochstrebender, steifer Feder. Er hielt die Linke auf die Hüfte gestützt und deutete mit der Rechten in die Ecke neben der Thür, in der ich stand, lange stockstill stand und ihn ansah, daß ich jeden Zug seines mit dünnem, rotblondem Bart umrahmten Gesichtes unterscheiden konnte. Kein schönes Gesicht, gar nicht, aber auch kein unangenehmes, und besonders die kleinen, aber gutmütigen Augen hatten etwas sonderbar Flehendes.

Nach einer Weile raffte ich mich zusammen und räusperte mich.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte ich sehr höflich auf italienisch.

Die Gestalt legte die rechte Hand auf die Brust, streckte den Arm dann wieder aus, in die Ecke deutend, und — war mit einemmal so plötzlich und so rettungslos verschwunden, daß ich mir mit der Linken die Augen rieb, um mich zu vergewissern, ob mir nicht etwa irgend etwas hereingekommen war.

Nein, gar nichts. Schwer waren mir die Augen vor Müdigkeit, aber sie sahen ganz klar trotzdem — die Gestalt des maskierten Herrn war fort.

Und nun wärst du, liebe Leserin, wahrscheinlich schleunigst ins andere Zimmer gerannt, hättest die Thür verrammelt, hättest den Kopf ins Bett gesteckt und die Nacht verzittert und verbebt oder sinnlos um Hilfe geschrien, nicht wahr? Ich, Ruth v. Geroldsau, bin aber von anderem Schlage. Auf Pflicht und Gewissen: ich trat wohl mit einigem Herzklopfen, aber sonst ganz ohne Furcht vollends in das Wohnzimmer und leuchtete dort mit meinem Licht jeden Winkel, jede Ecke ab, ohne meinen seltsamen Besucher wiederzufinden.

Besonders die Ecke zwischen Fenster und Thür, auf die er gedeutet, unterzog ich einer genauen Inspektion — ich konnte nichts darin entdecken, nicht einmal Staub.

Völlig beruhigt ging ich wieder in das Schlafzimmer zurück, und während ich mich auszog, fragte ich mich ganz sachlich, ganz ohne Erregung, was ich eigentlich gesehen hatte, und ob ich überhaupt etwas gesehen, und ob's keine optische Täuschung war. Letztere Frage glaubte ich verneinen zu dürfen, vorausgesetzt, daß etwa gewisse Strahlenbrechungen unter gewissen Bedingungen



gewisse Erscheinungen veranlassen — aber ich war doch auch berechtigt, daran zu zweifeln, daß diese eine so klare, menschliche Gestalt annehmen konnten. Das Brodengespenst zum Beispiel. Nun ja, aber das war doch das Schattenbild eines im Nebel stehenden Menschen. Vielleicht, daß drunten auf der Straße —

Ja, was noch? Drunten auf der Straße floß Wasser, Nebel und Beleuchtung fehlten. Unter herzhaftem Gähnen gab ich die Sache für heute auf, löschte meine Lichter bis auf die Ampel, die ich als Nachtlicht brennen ließ, konstatierte, daß das Feuer im Kamin nur noch glimmte, und schlüpfte in mein Paradebett, dessen goldfarbene Damastvorhänge ich nach dem Fenster zu geschlossen und nach dem Kamin zu geöffnet ließ.

O, wie wundervoll lag sich's in diesem Bett! Ich seufzte ordentlich vor Wonne auf dem weichen Pfühle, auf der schwellenden Matratze nach meiner letzten Nacht auf den harten Bänken der dritten Klasse. Liebevoll strich ich mit der Hand über die ganz moderne seidene Steppdecke von schwerem, chartreusegrünem Atlas, bewunderte blinzeln die prachtvollen goldene Lederarbeit an dem hohen Lehnstuhl neben meinem Bette auf der Estrade und schlief ein — den Schlaf des Gerechten, unbekümmert um den Gentleman im Nebenzimmer.

Mir träumte dann von tosenden Eisenbahnfahrten, von schrecklichen Abgründen, über die der Zug hinweg mußte. Dann kletterte er einen Berg herauf, und ich hörte deutlich das Einschnappen an den Zahnradstellen — ein gräßlich unangenehmes Geräusch für mich, nota bene. Auf einmal wollte der Zug nicht von der Stelle. „Zu schwer um eine Person!“ hörte ich den Zugführer rufen, der mich dabei ins Auge faßte. Mich ergriff eine tolle Angst — ich sprang aus dem Coupé heraus — ins Leere! Dort schwebte ich einen Moment

frei und unbewegt und fiel nach dem Gesetz der Schwere kopfüber herab.

„Voilà, bums, da liegt sie!“ hörte ich eine mitreisende Elsäfferin ganz deutlich sagen, als ich, von dem schweren Fall erwachend, mich mit sonderbar klopfendem Herzen im Bett aufsetzte.

Das Feuer im Kamin war erloschen, das konstatierte ich sofort, aber die Ampel brannte mit ihrem ruhigen, rubinroten Licht noch so hell wie vorher.

„Wie man nur so dumm träumen kann!“ dachte ich und wollte mich auf die andere Seite legen, als mein Blick auf den Sessel zu Füßen meines Bettes fiel.

„Nein!“ sagte ich ganz laut mit einem Gemisch von Entrüstung und einer sonderbaren, fast ehrfürchtigen Scheu, denn in dem Sessel saß, beide Hände auf die Lehnen gestützt, den Oberkörper weit vorgebeugt, um mich besser sehen zu können, wiederum eine fremde Gestalt, aber diesmal die des reizendsten jungen weiblichen Wesens, das ich je gesehen, eine Gestalt so voll rührender Kinderunschuld in Zügen und Haltung, daß meine Entrüstung über das unbefugte Eindringen in mein Zimmer eigentlich nur ein grundsätzliches war.

Ich saß im Bette und starrte sie an, und sie sah mich an mit großen braunen Kinderaugen, den süßesten, rosigsten Mund, den man sehen konnte, halb geöffnet, das ovale Gesichtchen von krankhafter Blässe und um die Augen dunkle Ringe, als wenn sie geweint hätte. Langes, dichtes, ganz krauses Goldhaar von der Farbe eines reifen Aehrenfeldes fiel über Rücken und Schultern herab und wurde vom Gesicht an beiden Schläfen durch juwelenfunkelnde Spangen zurückgehalten. Und im Gegensatz zu diesem einzigen Schmucke trug sie eine Art Nachthemd von einem dünnen gelblichweißen Stoff, das wohl ein Spitzengetränk

um Hals und Handgelenk zeigte, sonst aber schlicht und schmucklos in leichten Falten bis zu den Füßen herabsiel, die nackt und feenhaft klein unter dem Saume hervorsahen.

„Wie kommen Sie hier herein?“ raffte ich mich endlich auf zu fragen. „Sie können einen ja damit zu Tode erschrecken, so mitten in der Nacht. Und Sie werden sich entsetzlich erkälten mit bloßen Füßen.“

Die Gestalt — sie war unzweifelhaft eine Dame — stand auf, glitt die zwei Stufen der Bettestraße herab und winkte mir dabei, ihr zu folgen, was ich natürlich nicht that. Sie schritt unhörbar auf ihren nackten Füßen bis an das eingelegte Holzpaneel rechts vom Ramin, wandte sich dort um und winkte mir wieder mit einem süßen Lächeln, während schwere Thränen ihr dabei die Wangen herabrollten. Es war absolut nichts Erschreckendes, nichts Unheimliches in der Erscheinung des reizenden Geschöpfes, aber ich weiß nicht warum, mir wurde auf einmal kalt, und erschauernd warf ich mich nach der anderen Seite und hüllte mich in die Bettdecke, und es durchfuhr mich der Gedanke: „Das ist kein Mensch wie du von Fleisch und Blut.“

„Aber was ist's sonst?“ fragte ich mich dann sogleich wieder und wandte mich um nach dem Ramin. Die Stelle vor dem rechten Paneel war leer — ich war allein, wie am letzten Abend im Wohnzimmer nebenan.

Getreu meinem Grundsatz, immer nach dem Ursprung der Dinge zu forschen, zündete ich die Kerze auf meinem Nachttisch an, stand auf, schlüpfte in meine Pantoffeln und durchsuchte das ganze Zimmer — natürlich vergebens. Trotzdem hatte ich nicht das Gefühl des Unheimlichen, vor allem nicht das einer vagen Furcht vor dem Ueberirdischen — mein Herz klopfte

nicht rascher, meine Nerven waren ganz ruhig, wenn ich mir auch sagen mußte, daß ich vor etwas Unerklärlichem stand, das den Boden unter meinen Füßen unsicher machte und die Luft um mich mit einem unnennbaren Etwas vibrierend erfüllte.

„Mehr venetianische Romantik, als ich gesucht und gehofft,“ dachte ich mit einem schwachen Versuch, mich selbst zu necken. Nachdenklich stieg ich in mein Bett zurück und war merkwürdigerweise gleich eingeschlafen und wachte auch nicht eher auf, bis ein schräger Sonnenstrahl quer durch das Zimmer bis auf mein Bett fiel und ein Blick auf meine Taschenuhr mich belehrte, daß es fast neun Uhr war. Mich selbst „Faulpelz“ nennend, sprang ich auf, öffnete die Fenster der kühlen Morgenbrise, die durch die engen Wasserstraßen der Stadt strich mit einem wunderbar erfrischenden Hauch, zog mich im Fluge an und lief dann, meiner kleinen Formosa zu klingeln. Die erschien auch schnell wie der Bliß und sah mich so kurios an, daß ich sie fragen wollte, ob ich über Nacht etwa schwarz geworden sei, dann aber fiel mir urplötzlich ein, was ich am Abend zuvor und in der Nacht erlebt, und ich hielt die Frage zurück, mich nur erkundigend, wann und wo ich frühstücken könnte. Sie informierte mich nun, daß die „prima Collazione“ im kleinen Speisesaal serviert sei, wo ich abends zuvor gespeist, und dahin begab ich mich denn, im Korridor von dem etwas schlankelhaften Attilio bekomplimentiert. Als ich den Gang durchschritt, hörte ich hinter meinem Rücken die beiden miteinander im Theaterflüsterton tuscheln.

„Hat sie was gesehen?“ fragte Attilio.

„Weiß nicht — sieht ganz ausgeschlafen aus,“ tuschelte Formosa zurück.

„Natürlich! So 'ne Deutsche mit ihrem Bären-

„schlafe!“ machte Attilio mit unbeschreiblicher Verachtung meiner Nation.

„Ist eben nicht von der Familie,“ resümierte Formosa.

Höchlich ergötzt von dem Gehörten betrat ich den kleinen Speisesaal und fand dort Doktor Marino vor, der mit einem Buche vor einer noch halb vollen Tasse Thee saß.

„Na, gottlob,“ sagte ich lachend, „da sind andere Leute doch ebensolche Schlafmützen wie ich heute eine war!“

„Ah, Signorina, wer wird so nach dem Schein urteilen!“ war die in gleichem Ton gegebene Antwort. „Andere Leute haben schon zwei Stunden in bestaubten Papieren gewühlt, ehe sie sich Zeit zum Frühstück gönnten.“

„Das kann jeder sagen,“ meinte ich fast übermütig, und mit nachträglichem „Guten Morgen!“ schüttelten wir uns die Hände wie alte Bekannte.

„Wie haben Sie geruht?“ erkundigte sich Doktor Marino, während Luigi den von mir erbetenen Thee servierte. „Sie wissen doch: Träume, die man in der ersten Nacht in einem fremden Hause hat, gehen in Erfüllung!“

Ich protestierte lachend gegen die Erfüllung meines Traumes, den ich erzählte und oben schon geschildert habe.

„O,“ sagte Doktor Marino enttäuscht, „und sonst haben Sie nichts geträumt?“

„Nichts,“ erwiderte ich, überzeugt davon, daß das — andere kein Traum gewesen.

Mir schien, als würfe mir Doktor Marino einen forschenden Blick zu, aber er sagte dann nur ganz harmlos: „Und was gedenken Sie mit dem ersten Morgen in Venedig zu machen, gnädiges Fräulein?“

„Ich weiß es nicht,“ gestand ich ehrlich. „Das heißt: ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Schlagen Sie mir etwas vor, bitte, denn ich nehme an, daß Sie hier gut bekannt sind.“

„Ich sollte es wenigstens als Venetianer sein,“ erwiderte er lächelnd. „Nun, das kommt auf Ihre Stimmung an. Ist's Ihnen nicht danach, als müßten Sie gleich heute in alle Kirchen und Paläste und Galerien, so setzen Sie sich in die Gondel des Hauses und lassen sich in Venedig, besonders aber den Canale Grande und die Riva entlang rudern. Oder sparen Sie das für den Abend auf bis zum Aveläuten, wo die Beleuchtung am schönsten ist, und machen Sie zunächst Terrainstudien.“

„Was verstehen Sie darunter?“ fragte ich.

„Ich meine, besuchen Sie sich den Palazzo gründlich, dessen Mauern Sie gastlich umschließen. Die Ca' Spada ist im Baedeker doppelt angestrichelt wegen ihrer Kollektion venetianischer Meister, wissen Sie, also verlorene Liebesmüh' ist's damit noch nicht. Und wenn Sie die Gnade haben wollen, mich als Cicerone bei Ihrem Rundgang anzunehmen, thun Sie noch nicht schlecht daran, denn ich weiß reichlich so viel von allem wie der alte Danieli, der sonst die „Splendid!“, „Reizend!“ und „Charmant!“ ausrufenden Fremden in den Parabezimmern umherführt und sicher schmunzelnd die Obolusse einsackt, die ihm verboten sind, anzunehmen.“

„O!“ protestierte ich gegen diese Instruierung, schwach zwar, aber dennoch, und setzte hinzu: „Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, Herr Doktor, so fühle ich mich versucht, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, falls der alte Danieli das nicht als einen Eingriff in seine Rechte betrachtet.“

„Raum,“ war die freundliche Entgegnung, „denn der Palast ist den Fremden für den Augenblick verschlossen — die Konsulate erteilen jetzt keine Permessi dazu. Warum? O, der Marchese will Veränderungen vornehmen — ich soll einmal zusehen, ob sich nicht ein besonderer Tizian-Salon zusammenstellen läßt. Eine eigentliche Bildergalerie ist nicht vorhanden — die Gemälde hängen in den einzelnen Sälen und Zimmern verteilt und haben oft recht schlechtes Licht. Für mein Amt als Cicerone spricht noch, daß ich Sie nicht nur in den Paradenzimmern, sondern überall herumführen kann, denn Sie wissen, daß es die Kumpelkammern sind, die ein altes Haus interessant machen.“

„Ganz mein Fall,“ versicherte ich aufspringend. „Darum verschmähte ich auch Danielis freundliches Angebot, eines der modern eingerichteten Zimmer zu beziehen. Dafür hab’ ich jetzt sogar zwei, was eigentlich unbescheiden ist. Herrliche alte Zimmer, Herr Doktor, gleich am Eingang zum Korridor des sogenannten alten Flügels gelegen —“

„Ich weiß — Danieli hat es mir gesagt,“ unterbrach er mich. „Sie haben die Stanza d’Oro und die Stanza della Dogareffa —“

„Della Dogareffa?“

„So genannt, weil die Witwe des ersten Dogen aus dem Hause Spada es bewohnte. Das war in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach ihr hat nur noch eine Person, die Gemahlin ihres Enkels Michele Spada, diese Zimmer bewohnt und seitdem nur hin und wieder ein Gast, und das erst in diesem Jahrhundert. Es sind sicher mit die schönsten Gemächer des Palastes, leider aber abgelegen und gemieden wie der ganze alte Flügel.“

„Und der ganze Palast,“ ergänzte ich, und da Doktor



Marino darauf nichts sagte, setzte ich hinzu: „Also ein Dogengeschlecht sind die della Spada auch?“

„Drei von den Ihren haben auf dem Dogenthron gegessen — zwei, von Tizians Hand gemalt, werden Sie unten sehen,“ \*) erwiderte er, mir die Thür öffnend. Draußen auf dem Gange trafen wir den alten Danieli, von dem Doktor Marino die Schlüssel forderte, die meinem Begleiter mit einem Diensteifer ausgehändigt wurden, welcher bewies, in welchem Ansehen er beim Marchese im besonderen und bei dem ganzen Hause im allgemeinen stehen mußte.

Als ich dieser Beobachtung Worte gab, lachte er in seiner harmlosen Weise und meinte: „Das ist nicht mein Verdienst, sondern nur die Gewohnheit. Ich bin mit dem Marchese aufgewachsen und gar nicht mehr von ihm zu trennen — in den Begriffen der Leute.“

„O, dann ist Ihre Stellung auch eine ganz andere, als ich sie mir eigentlich gedacht,“ sagte ich, fast enttäuscht. „Ich hatte Sie mir so gewissermaßen als Schicksalsgenossen ausgemalt, aber das war ein falsches Bild, denn ich bin die bezahlte Vorleserin auf Kündigung, und Sie sind der Freund und Hausfreund, der unabhängige Gefährte des Herrn dieses Palastes.“

„Wer ist ganz unabhängig in diesem Leben?“ fragte Doktor Marino. „Unabhängigkeit ist nicht immer Glück, hat die Königin Natalie von Serbien gesagt, und sie hat wohl recht, wie mir scheint. Das Warum liegt nahe genug. Im übrigen werden Sie in der Marchesa eine sehr lebenswürdige Dame von echter

---

\*) Für diejenigen, welche venetianische Geschichte kennen, bemerke ich, daß ich sehr wohl weiß, daß Venedig nie einen Dogen aus einem Hause Spada hatte. Damit erheilt von selbst, daß der Name nur ein fingierter ist, der den wirklichen decken soll.

Herzensgüte finden, von der abhängig zu sein Ihnen nicht herb erscheinen wird. Natürlich — ein kleiner Ruck an der Kette wird wohl von Zeit zu Zeit fühlbar sein, aber solch einen Ruck spürt auch der König auf seinem Thron — vielleicht öfter noch, als Sie ihn spüren werden. Treten Sie ihr nur ohne Vorurteil entgegen, sie selbst ist eine der vorurteilslosesten Frauen, die ich kenne, die weder in ihrem angeborenen und angeheirateten Purpur posiert, noch sich etwas darauf einbildet, sondern ihre hohe Stellung als eine Verpflichtung, ihrer würdig zu sein, auffaßt.“

„Dann muß die Marchesa eine seltene, herrliche Frau sein,“ rief ich, hingerissen von meines Begleiters warmen Worten.

„Das ist sie,“ bestätigte er ernst, aber freundlich.

„Und der Marchese?“ fragte ich interessiert.

„O, über ihn müssen Sie mich nicht fragen — ich bin zu nahe befreundet mit ihm, um nicht parteilich zu sein,“ erwiderte Doktor Marino lachend. „Es ist wahr, ich erkenne wohl manchmal einen seiner Fehler, aber ich bin dann auch immer geneigt, ihn nach irgend einer Seite hin zu beschönigen.“

„Gott, das ist ja ordentlich rührend,“ sagte ich etwas spöttisch. „So etwas ist ja seit Orest und Pylades' Tagen kaum mehr dagewesen. Und wo lebt denn eigentlich der Marchese, wenn er doch niemals hier ist?“

„Im Winter ist er meist in Rom, wenn er nicht anderswo ist —“

„Danke für die ausgezeichnete Auskunft —“

„Ah, Pardon — ich habe keinen schlechten Wit machen wollen. In Rom hat der Marchese nämlich auch ein Haus — einen Palast, wenn Sie wollen, inmitten eines großen Gartens am Janiculus. Erbschaft

von seinem Großvater, dem letzten Fürsten von Roccasanta. Aber der Marchese ist ein Freund historischer Studien und treibt sich daher viel in den großen Bibliotheken und Archiven Europas herum. Im Sommer geht er gern in die Alpen, denn auf dem Landsitz der Spada am Strande der Adria ist's ihm einerseits zu heiß, andererseits zu sehr bevölkert mit den Gästen, die seine Mutter gern um sich sieht —“

„Demnach ist der Marchese ein Stückchen von einem Sonderling und Misanthrop daneben — wie?“ warf ich ein.

„Nein, nein, wirklich, das ist er nicht, keins von beiden! Aber gar nicht!“ ereiferte sich Doktor Marino. „Nur, sehen Sie, langweilige und oberflächliche Menschen sind ihm schrecklich, und dann hat er eine entsetzliche Angst davor, verheiratet zu werden.“

Ich konnte um die Welt nicht anders, ich mußte hell herauslachen, und mein Gefährte lachte mit, und wir lachten zusammen ein lustiges Duett, wie's die alten Mauern sicher lange nicht gehört. Ich mußte mir schließlich die Thränen trocknen, die mir aus den Augen liefen.

„Das ist ja zum Begraben!“ stöhnte ich. „Ihr Marchese muß ein köstliches Baby sein, das Angst vor dem Verheiratetwerden hat!“

Doktor Marino mußte sich auch die Augen wischen. „Sie haben vielleicht noch gar nicht einmal so unrecht“, sagte er dann. „Aber nun stellen Sie sich einen Menschen vor, der Chef eines großen Hauses ist und dem die Familie seit fünfzehn Jahren vorpredigt, daß er es dem Hause schuldig ist, eine junge, schöne, reiche und vornehme Frau zu nehmen, und eben dieser Mensch sieht das alles zwar ein, findet das Mädchen aber nicht, das nach seinem Geschmack ist, weil er zu den

von der Familie gewünschten Eigenschaften noch andere verlangt, als da sind: Herzensgüte, Verstand und so weiter. Er hat ja erklärt, er nimmt sie, wenn er das alles zusammen bei einem Mädchen findet. Diese Erklärung sollte ihn retten, aber was war das Resultat? Daß er bei seiner Mutter und bei seiner Schwester sich nicht zeigen darf, ohne daß ihm diesbezügliche Vorschläge gemacht werden und ohne daß er zwei oder drei holde Jungfrauen zu einer gefälligen Wahl als liebe Gäste dort vorfindet. Sogar Witwen hat man ihm schon präsentiert. Und nun sagen Sie selbst: giebt es einen Menschen, der so frei ist von aller und jeder Schwäche, der einfach ein bloß Holz ist, daß es nicht schließlich doch gelänge, ihn in einem schwachen Augenblicke einzufangen? Aber er will sich nicht fangen lassen und wählt darum lieber das Odium, als ein Vagabund auf der Oberfläche der Erde verschrieen zu sein.“

„Ja, so ist die Sache schon verständlicher, und der Marchese hat mein volles Mitgefühl,“ versicherte ich meinem sich ereifernden Begleiter. „Hoffen wir, daß es ihm gelingt, allen ihm gelegten Fallstricken zu entgehen, und bewundern wir inzwischen seine Schätze, ja?“

Wir hatten dies Gespräch die Treppe herabsteigend und vor einer prachtvoll dekorierten und vergoldeten Thür des ersten Stockwerks geführt, die Doktor Marino nun aufstieß und mich zu durchschreiten bat.

Wenn der Palazzo Spada in den Reisehandbüchern durch doppelte Sterne und fetten Druck der Beachtung von Kunstfreunden empfohlen ist, so ist ihm dadurch nichts als die einfachste Gerechtigkeit widerfahren, denn es ist unmöglich, ein Haus zu sehen, in welchem sich edelste Kunst mit gediegenster Pracht und größter Vornehmheit des Ausdrucks heider verbindet. In den Prunkräumen herrscht der Charakter vor, der bei der

Ausschmückung des Dogenpalastes maßgebend war. Deckengemälde von Tintoretto und Paolo Veronese feierten die Thaten der drei Dogen, welche das Haus Spada der Republik gegeben, Gemälde von den Händen der größten venetianischen Meister, und zwar zumeist Familienporträts, schmückten die mit kostbarsten seidenen und Ledertapeten bekleideten Wände in verwirrender Menge, die Möbel, aus den verschiedensten Epochen, zeichneten sich durch reinsten Stil und kostbarste Ausführung aus. Venedigs Textilindustrie hatte die schwersten, herrlich gemusterten Stoffe zu Bezügen und Vorhängen geliefert, Muranos Glasfabrik seine herrlichsten, feenhaftesten Produkte hergegeben, die Räume auch in dieser Hinsicht zu dekorieren. Und was für mich das schönste von allem war: es gab keine schulmeisterlich = pedantisch geordnete Bildergalerie, keine gähnend langweiligen Prachträume im Palazzo Spada: ein jeder Raum schien direkt zum Wohnen bestimmt, wenn auch das Minderwertige keinen Platz darin gefunden.

Ich verfocht warm vor Doktor Marino diese meine Ansicht und sprach mich gegen die Errichtung einer Galerie aus, aber darin verstand er mich mit meinen Ideen von deutschem Grandseigneurtum nicht, das seine ersammelten und erworbenen Kunstschätze nur als Dekoration seiner Räume ansieht und der Meinung ist, daß das große Publikum kein Recht daran hat. Seiner Meinung nach erforderte es zunächst der Respekt und die Pietät vor den großen Meistern, daß man ihre Werke in das günstigste Licht brächte, und das Nationalgefühl und der Lokalpatriotismus verlangten, daß man allen Zutritt zu gewähren habe, welche kommen wollten, sich an den Perlen nationaler Kunst zu erbauen, zu bilden und zu erquicken. Nicht nur der Adel ver-

pflichte, sondern auch der Reichtum und der Besitz — wenn der Anblick des letzteren zur Bildung beitragen könne, dürfe man ihn nicht neidisch, gleichgültig oder vorzüglich der Allgemeinheit entziehen. Nun, das waren großherzige Ansichten, die Doktor Marino mit seinem Freunde, dem Marchese, vollkommen teilte und die ich nur bewundern und mit lebhafter Zustimmung aufnehmen konnte.

In unserer langsamen Wanderung durch die sonst dem anständigen Publikum geöffneten Räume der ersten Etage, welche sich in fortwährender Verbindung durch beide Teile des Palastes zogen, kamen wir schließlich in ein kleines Gemach, an dessen mit roter Seide bekleideter Längswand der Thür gegenüber ein Bild hing, über das ein seidener Vorhang gezogen war. In den anderen Räumen hatten wir öfter verhüllte Gemälde getroffen, und Doktor Marino hatte mir erklärt, daß diese Vorhänge zum Schutze besonders kostbarer Gemälde angebracht seien, beziehungsweise solcher, die man in der Richtung des einfallenden Lichtes nicht durch Glas schützen könne, wolle man sie durch die Spiegelung nicht ganz der Besichtigung entziehen. Hier fiel mir auf, daß der Vorhang nicht aus diesem Grunde angebracht sein konnte, und ich vermutete daher ein besonders wertvolles Objekt hinter den schweren, purpurnen Damastfalten.

„Sie haben recht,“ bestätigte Doktor Marino meine Vermutung. „Ehe ich diesen Vorhang aber lüfte, müssen Sie mir als richtigem Cicerone gestatten, etwas von der Geschichte derjenigen auszuplaudern, welche das Porträt darstellt. Ein Stückchen Familiengeschichte, die Danieli sonst seinem erstaunten Publikum mit gedämpfter Stimme und Zusätzen, die ich mir versagen will, zum Vortrag bringt. Familiengeschichte aus-

plaudern ist nicht hübsch, aber wenn das Thema über vierhundert Jahre alt ist, darf man schon eher davon reden — Gemeingut des venetianischen Volkes ist die Geschichte längst, wie alle die Dramen, von denen jedes Haus sein „Skelett im Schrank“ hat. Das Glück eines Hauses geht die Leute nichts an — das Unglück wird aber gewissenhaft registriert. Also — dies Bild stellt die Gattin jenes Michele Spada dar, dessen Großmutter, die Dogaresa, Ihr jetziges Wohnzimmer bewohnte oben im alten Flügel. Von Gian Bellinis Meisterhand im Brautgewande dargestellt, ist wohl nichts Lieblicheres, nichts Unschulbigeres, Kindergleicherer zu sehen, als das Bildnis der Yolanta Tiepolo, die als eine eben erblühte Mädchenknospe von sechzehn Jahren Michele Spadas Gemahlin wurde. Aber das reizende Bild lügt, wie es damals gelogen, als es noch lebendig im Palazzo Spada wandelte, denn die junge Frau hat heimlich und wohl nicht allein das Haus ihres Gatten verlassen und ist seitdem verschollen geblieben. Aus Briefen Michele Spadas, die noch im Archiv existieren, geht leider hervor, daß Donna Yolanta in Gesellschaft eines griechischen Nobile die Stadt verlassen haben muß, aber ob der gekränkte Ehemann den Verführer seines Weibes je gesucht, gefunden und bestraft hat, davon wissen wir nichts.“

„Und davon redet man heute noch in Venedig?“ fragte ich ungläubig.

„Nun, das Objekt war eine Tiepolo von Geburt und eine vermählte Spada!“ erwiderte Doktor Marino mit dem ganzen naiven Stolz des Lokalpatrioten, wie ich im ersten Moment dachte, wenn nicht ein besonderer Blick von ihm mir gesagt hätte, daß er mich mit der Nennung dieser beiden großen venetianischen Namen einschüchtern wollte und nun prüfe, ob's ihm auch gelungen sei.

„Ich bitte Sie!“ jagte ich deshalb mitleidig. „Es wird in Venedigs Familiengeschichten nicht der einzige Fall sein, daß ein junges, irregeleitetes Herz den falschen Weg gegangen, daß eine Gattin ihren Gatten verlassen.“

„Das ist leider wahr,“ gab Doktor Marino zu. „Aber — die Tradition, der Volksmund will, daß sie, von Reue verzehrt, in der Fremde gestorben und verdorben sei.“

„Dazu braucht's des Volksmundes nicht, das läßt sich leider auch so vermuten,“ erwiderte ich.

Mir war's, als wollte Doktor Marino noch etwas hinzufügen, aber dann schien er sich anders zu besinnen. Er trat an den Vorhang heran, suchte nach den Schnüren, und nachdem er sie gefunden, zog er rasch den verhüllenden Stoff von dem Bilde zurück, bei dessen Anblick ich mit einem leisen Schrei zurückfuhr und mit den Händen an meinen Kopf faßte, wie um mich zu vergewissern, daß ich nicht träumte.

Denn vor mir, in halber Figur, stand auf dem Grunde einer grünsammetenen Tapete in prächtig golddurchwirktem weißen Brokatstoffkleid, das die Arme bis zu den schönen, lilienischlangen, weißen Händen in mächtig gepufften Ärmeln verhüllte, den schönen, zarten Hals aber freiließ, das Haar, von der Farbe eines reifen Aehrenfeldes, lang, dicht und kraus herabwallend und mit Juwelenspannen von den Schläfen aufgenommen, das leibhaftige Bild meiner nächtlichen Besucherin!!!

„Wen stellt das Bildnis dar?“ fragte ich erregt, und als ich Doktor Marinos erstaunt auf mich gehefteten Blick sah, setzte ich hastig hinzu: „Ich weiß — die Donna Dolanta della Spada, sagten Sie. Ich meine nur — von wem ist dies Bild gemalt und wann?“



„Gian Bellini malte dies Meisterwerk. Das Verschwinden der Donna Yolanta aber fällt in den Herbst des Jahres 1490.“

„1490!“ wiederholte ich, den Blick nicht von dem Bilde gewendet. „1490! Und heute schreiben wir 1900! Vierhundertundzehn Jahre sollen es her sein, daß sie gelebt, gebangt, geliebt und gelitten hat? Herr Doktor! Sie muten meinem Glauben viel zu, denn so wahr ich diese meine Hand in die Höhe hebe, so wahr ist's, daß diese — Dame heute nacht in meinem Zimmer war und neben meinem Bette gefessen ist!“

Raum hatte ich, erregt wie ich war, diese Worte gesprochen, als ich sie auch schon bereute, denn ich hatte damit meinen Voratz gebrochen, nichts von dem zu erzählen, was ich erlebt und gesehen seit gestern abend, und nun fürchtete ich, und empörte mich im voraus, das höflich-spöttische Lächeln des Doktors zu sehen.

Aber wie erstaunte ich, als er wohl lächelte, aber in ganz anderer Art, und dann sagte: „Es bedarf Ihrer schwurartigen Versicherung nicht, gnädiges Fräulein, denn ich habe erwartet, daß Donna Yolanta Sie besuchen würde — wie sie mich heute nacht, gestern abend — ja sogar heute morgen schon besucht hat!“

Ich sah den Doktor, sah das Bild an, das im Zauber seines durchsichtigen, perlmutterartigen Teints, in der Glorie seiner Kinderunschuld auf mich herablächelte, und drückte hart meine Hände zusammen, um mir Gewißheit zu geben, daß ich wach und bei Sinnen sei.

„Herr Doktor,“ sagte ich, unwillkürlich flüsternd, „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß —“

„Daß, da Donna Yolanta bestimmt schon vierhundert Jahre lang tot ist, es nur ihr Geist sein kann, der hier wandelt?“ vollendete er meine Frage. „Ja, mein gnädiges Fräulein, da fragen Sie mich mehr,

als ich beantworten kann. Ich habe mich mit Spiritismus nie beschäftigt, weil ich mir davon keinen erspriesslichen Vorteil des Wissens verspreche, und ich fürchte, selbst ein gewiegter Spiritist wird hier auch nur seine eigenen, höchst persönlichen Vermutungen zum besten geben können. Thatsache ist, daß das Haus Spada seit dem Jahre 1490 von der ständigen Gegenwart einer Erscheinung heimgesucht wird, welche die Züge dieses Bildnisses trägt und unter Thränen und Lächeln zu bitten scheint, ihr zu folgen. Jedes Kind in Venedig kann Ihnen davon erzählen. Ich muß wohl den Ausdruck „Erscheinung“ gebrauchen, da ich nicht gut „Hallucination“ nennen kann, was so viele schon gesehen. Die Vorfahren der Spada hatten wohl bessere Nerven als die heutige Generation, denn sie ließen sich von der ihnen ganz familiär gewordenen Erscheinung nicht vertreiben, sondern bewohnten den Palast zur traditionellen Zeit unentwegt, bereicherten ihn und schmückten ihn mit den besten Kunstzeugnissen ihrer Zeiten. Noch die Großeltern des jetzigen Marchese hielten tapfer stand und pflegten von der Erscheinung zu reden, wie von einem Mitgliede des Familienkreises. Erst die Mutter des Marchese war es und ist es, die sich der Sache nicht gewachsen zeigte und, aus Entsetzen über diesen ständigen Gast des Hauses aus einer anderen Welt, schließlich so ernstlich krank wurde, daß der verstorbene Marchese den Palast verließ und um seiner Frau willen ihn bis zu seinem Ende mied. Dieser Umstand hat der Sage natürlich noch reicheren Stoff geliefert, und der Volksmund spinnt Schauer geschichten um den Palazzo Spada, die wohl schon ein ganzes Geisterheer durch seine Räume jagen lassen.“

„Und was sagt der Besitzer, der Marchese, dazu?“

„Der Marchese? O, er kennt das Vorurteil, oder

wenn Sie lieber wollen, die begründete Abneigung seiner Mutter gegen den Palast natürlich, und da sie sich einbildet, die Erscheinung könnte ihm verderblich werden, so hat er, um sie nicht zu beunruhigen, sich dem Palaste, seitdem er der Chef des Hauses — seit zwei Jahren — ist, gänzlich ferngehalten. Aber, unter uns, sein Glaube an die Geisterwelt ist kein unbedingter und durchaus kein starker. Er kann sich dem Zeugnis seiner eigenen Augen nicht gut entziehen, aber er hegt den keckerischen Gedanken, daß Menschengenossen sich täuschen können, und da auch ich seine Ansicht theile, so hat er mich in geheimer Mission hergesandt, um dem Geheimnis der Erscheinung im Palazzo Spada auf die Spur zu kommen.“

„Erscheinungen, Herr Doktor,“ konnte ich nicht umhin zu berichtigen. „Nicht allein Donna Yolanta hat mich heute nacht besucht — in meinem Wohnzimmer, der Stanza della Dogareffa, hatte ich gestern abend die Ehre, einen Gentleman zu sehen, der, seiner Tracht nach zu schließen, gut ein Zeitgenosse der Donna sein könnte.“

„O, in der That!“ erwiderte Doktor Marino nachdenklich. „Ja, es ist ganz eigen — während jene allenthalben in jedem Raume des Palastes schon gesehen wurde, ist dieser nur in der Stanza della Dogareffa zu sehen. Wer es ist, oder besser, was er gewesen, weiß man nicht — es ist nicht Michele Spadas Doppelgänger, denn wir haben sein Porträt, es kann der Grieche nicht sein, denn die Tracht ist venetianisch. Diese Erscheinung ist ein absolutes Rätsel. Daß Danieli, der Majordomo, der die Sache doch kannte, Ihnen jene Zimmer öffnete, ist nicht recht von ihm, denn die Stanza d'Oro, in welcher Sie schlafen, war auch das Schlafgemach der Donna Yolanta. Ich

möchte Ihnen den Vorschlag machen, die Zimmer unter allen Umständen zu wechseln."

"Wozu, wenn Donna Yolanta doch Zutritt zu allen Räumen hat?" fragte ich nicht ohne Spott.

"Das ist wahr. Aber die Stanza della Dogaresa —"

"O, wenn ich den Herrn nicht geniere, mich geniert er nicht," behauptete ich kühn, wenn auch weniger aus vollster Ueberzeugung, als getrieben von dem Geist, der stets verneint. Und da der Doktor darauf nichts erwiderte, setzte ich hinzu: „Glauben Sie nicht, daß alles das sich noch ganz natürlich aufklären wird?"

"Ich hoffe es," sagte er. „Ich habe mich sogar schon des Sakrilegiums schuldig gemacht, den alten, braven Danieli im Verdachte zu haben, in dieser Komödie den Oberregisseur zu spielen —"

"Aber der brave Danieli kann doch unmöglich vierhundert Jahre alt sein," fiel ich ein.

"Er ist nicht einmal so alt wie Abraham," bestätigte mir der Doktor. „Aber — ich kenne einen Präcedenzfall aus einer römischen Familie, in welcher eine Generation nach der anderen von Verwaltern ihres Hauses durch die geschickte Darstellung einer „Erscheinung“ daraus verjagt worden ist. Der letzte dieser Verwaltergenerationen, die einfach das Haus für sich zu haben wünschten und die Herren aus eigenen Gründen in demselben nicht brauchen konnten, bekannte auf seinem Sterbebette den Betrug und produzierte die Maske, welche nach der vorhandenen Büste des Ahnherrn auf dessen Grabmal durch Wachsabdruck und Uebermalung sehr ähnlich hergestellt war. Die Sache hat vor ein paar Jahren großes Aufsehen gemacht und mir den Gedanken eingegeben, ob hier nicht ein ähnlicher Betrug gespielt wird, denn das Geschlecht der Danieli dient dem der Spada schon seit mehr als fünfhundert

Jahren. Die Sache hat nur insofern ihren Haken, als sich die Spada bis auf den vorigen Marchese nicht haben vertreiben lassen und daß der Erscheinung thätlich nicht zu Leibe zu gehen ist. Ich habe mit einem Teshingpistol, um keinen Lärm zu machen, nach ihr geschossen — es hat sie gar nicht berührt; ich bin mit dem Degen auf sie losgegangen — mein Stich schien nur die Luft zu treffen. Es scheint, als hätte ich dem alten Danieli doch unrecht gethan, als wäre die Erscheinung doch eines jener Rätsel, die für den Menschenverstand zu schwer zu erraten sind.“

„Oder so kinderleicht, daß wir schon darum gar nicht auf die Lösung kommen,“ warf ich ein.

Doktor Marino zuckte mit den Achseln. „Vielleicht haben Sie recht — aber ich glaub's nicht,“ erwiderte er ehrlich. „Die Marchesa hat Sie jedenfalls in dem Glauben hergesandt, daß Sie von den Erscheinungen nichts sehen werden, denn der Palazzo Spada hat schon solche Gäste gehabt. Die Frage ist nun, ernsthaft und ohne Komplimente: wollen Sie hier ausharren, oder wollen Sie lieber in ein Hotel übersiedeln?“

Ich antwortete nicht gleich, denn, offen gesagt, ich hatte Lust, das Hasenpanier zu ergreifen, weil die Sache doch etwas Unheimliches hatte. Andererseits schien mir der Palazzo Spada wie ein schöner Traum, den man nicht eher aufgibt, als man muß, und wenn die Marchesa mich auch nur zwei Tage hier ließ, so konnte ich während der Zeit doch in allem schwelgen, was meiner Seele Manna war. Ich dachte dabei vornehmlich an die herrlichen Bilder, die ich hier so lange betrachten durfte, als ich mochte, und dabei fiel mein Blick auf den Giovanni Bellini vor mir. Sollte ich mich fürchten vor dem holden Geschöpfe, das es darstellte, vor dem süßen Kinderantlitz, das mir heute

nacht fast noch rührender vorgekommen war, als hier im Rahmen von Meisterhand gemalt. Unschlüssig, schwankend, schweifte mein Blick ab nach dem Fenster, und dort — so wahr ich selig zu werden hoffe, dort stand sie, wie ich sie in vergangener Nacht geschaut, in dem schlichten, herabfließenden Nachtgewand, mit nackten Füßen, im hellen, leuchtenden Sonnenschein, die Hände gefaltet wie in stummer Bitte!

Ich sah sie, und mich nach links wendend, um zu sehen, was Doktor Marino that, merkte ich, daß auch er sie sah an der Richtung seines Blickes, an dem Ausdruck seiner Züge. Und ich sah auch, wie sie ihn und mich anblickte — ihn mit seltsam pathetischem Ausdruck, fast vorwurfsvoll, mich aber mit einem so heißen, so ungemein beredten Flehen.

Und ich streckte die Hand gegen sie aus und trat einen Schritt näher.

„Ich bleibe,“ sagte ich fest. „Wollte Gott, ich könnte bleiben, bis ich wüßte, um was die Arme schon so lange bittet! Vielleicht errate ich's —“

Weiter kam ich nicht, denn ich blickte ins Leere — die Erscheinung war fort, wie aufgesogen von den hellen Sonnenstrahlen, die zu dem Fenster hereinfluteten in das kleine Eckzimmer.

Wieder trafen sich Doktor Marinos Blick und der meine.

„Das Geisterbannen scheinen Sie so wenig zu verstehen als ich,“ sagte er mit gutmütigem Spott und, wie's mir schien, mit leicht bebender Stimme.

„Weil Geisterbanner nichts als Humbug sind,“ rief ich förmlich fiebernd vor Erregung. „Was wissen wir davon? Und Sie sind hier, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen? O, lassen Sie mich dabei helfen, ja?“

„Nur zu gern thäte ich das,“ erwiderte Doktor Marino. „Aber — verzeihen Sie meinen Zweifel — was könnten Sie in dieser Sache thun, Sie, die Sie hier im Hause eine Fremde sind, während ich jeden Winkel darin kenne oder zu kennen glaube, denn wer fände sich ganz zurecht in diesen weiten, oft sehr verborgenen Räumen? Aber wenn Sie mir Ihre Hilfe zur Lösung des Mystatoriums anbieten, so sehe ich nicht ein, weshalb ich sie nicht annehmen sollte, denn vier Augen sehen mehr wie zwei, und wiederum zwei Köpfe denken mehr und nach verschiedenen Richtungen wie einer. Nur, fürchte ich, wird Ihre Mitarbeiterschaft an meiner Mission nicht von langer Dauer sein.“

Ehe ich darauf etwas erwidern konnte, wurde mir die Beantwortung von anderer Seite aus der Hand genommen, denn der Majordomo war uns in das Kabinett gefolgt und präsentierte mir einen Brief, der, wie ich gleich erkannte, von der Marchesa kam.

Ich erbrach ihn, überflog den Inhalt und sagte dann zu dem diskret zur Seite getretenen Doktor: „Die Antwort, ob eine Uebernahme meiner Mitarbeiterschaft an Ihrer Mission lohnt, kann ich Ihnen nun geben. Die Marchesa teilt mir mit, daß ihre Tochter den Typhus, wenn auch zum Glück in leichterer Form, hat und sie Wien nun vor Abhaltung einer Quarantäne von acht bis zehn Tagen nicht verlassen könnte. Sie fragt mich, ob der Aufenthalt im Palazzo Spada mir angenehm sei, andernfalls, wenn ich irgend eine Ursache hätte, ihn verlassen zu wollen, müßte ich eben allein nach Florenz reisen und sie dort erwarten. — Nun, so sehr ich die Erkrankung der Tochter dieser gütigen und rücksichtsvollen Dame bedaure, im selben Grade beglückwünsche ich mich, dadurch in den Palazzo Spada gekommen zu sein, den ich im anderen Falle nie gesehen

und betreten hätte. Natürlich bleibe ich hier und werde das der Marchesa sofort schreiben. Wenn Sie, Herr Doktor, mich später weiter herumführen wollen, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Jetzt natürlich ist es meine Pflicht, zuerst der Marchesa zu antworten, ehe ich an anderes denken kann.“

„Natürlich,“ stimmte mir der Doktor zu. „Aber, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu geben, so wäre es der: erwähnen Sie nichts von dem — dem Ungewöhnlichen, das Sie hier gesehen.“

„O gewiß nicht,“ versicherte ich. „Ich hatte es nicht im Sinne zu thun, danke Ihnen aber trotzdem für den guten Rat.“

Wir schritten schweigend die Reihe der Brunnengemächer zurück, durch die wir gekommen, als wir uns aber dem Ausgange näherten, blieb der Doktor stehen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „eine recht sonderbare Bitte. Erwähnen Sie in Ihrem Briefe an die Marchesa nicht, daß ich hier bin!“

Ich sah ihn überrascht an, aber ich fand mich gleich zurecht. „O, ich verstehe,“ sagte ich. „Die Marchesa soll nicht dadurch beunruhigt werden, daß ihr Sohn dem Mystorium auf die Spur kommen lassen will durch eine ihrem Hause so nahestehende Persönlichkeit wie Sie. Nun, ich bin eigentlich keine Freundin von Verheimlichungen, aber wenn Sie, der in diesem Falle die bessere Erkenntnis haben muß, es wollen, so kann ich über die Thatsache einfach hinweggehen, ohne mich einer Unwahrheit schuldig zu machen.“

Der Doktor verneigte sich. „Sie haben meinen Grund für diese scheinbar sehr sonderbare Bitte richtig erkannt und teilweise erraten,“ sagte er. „Wenn ich Sie bitte, es dabei vorläufig bewenden zu lassen, so



verspreche ich Ihnen zugleich auch, Ihnen den anderen Teil meiner Beweggründe mitzuteilen, wenn die Zeit dazu gekommen ist.“

„O,“ sagte ich lächelnd, „das klingt so mysteriös, wie man es eben im Palazzo Spada nicht anders erwarten kann.“

„Nicht wahr?“ lächelte auch er zurück — zu hübsch war er, wenn er so lächelte. „Wer weiß, ob Sie das Sesam auch dazu nicht schon in der Kleider-tasche mit sich tragen.“

Nun, etwas glaubte ich davon zu erraten, wenn ich's natürlich auch nicht sagte, nämlich, daß der Doktor seine Bedenken hatte, weil doch die Duenna für uns beide fehlte, ohne die in Italien keine unverheiratete Dame mit einem dito Herrn sprechen darf, und wenn sie übers Schwabenalter heraus ist und zehnmal den Abraham gesehen hätte. Ob die Marchesa dieselben engherzigen Ansichten hegte und ihre Tochter genau so schlecht erzogen hatte, wie danach alle Italienerinnen erzogen sein mußten, mußte ich natürlich nicht zu sagen, aber wahrscheinlich war sie auf alle Fälle moralisch verpflichtet, dem Gözen „Deforum“ zu opfern, und hätte mich wohl auf alle Fälle aus dem Paradiese vertrieben, wenn sie gewußt hätte, daß der Sekretär und Freund ihres Sohnes auch darin weilte.

Mir das zurechtlegend in Gedanken erreichte ich meine Zimmer, fand sie wohl durchwärmt mit prasselnden Kaminfeuern und die Stanza della Dogareffa sogar reich mit blühenden Topfgewächsen und abgeschnittenen Blumen in schlanken Venetianervasen dekoriert und dadurch wunderbar behaglich gemacht. Ich roch an den köstlichen La France-Rosen, an den Goldbandlilien in den maurischen Töpfen, an den wachstartigen Tuberosen und wunderte mich über diesen

zartfühlenden Majordomo, der alles dies so schön arrangiert. Ober hatte die Marchesa Ordre dazu erteilt? Ich mußte Luigi gelegentlich fragen.

Ja richtig, an die Marchesa wollte ich schreiben. Ich holte aus dem Schlafzimmer meine Schreibmappe und setzte mich an den Tisch in der Mitte, gegenüber der Thür zum Schlafzimmer und der Ecke, in die mein Besucher vom Abend vorher gezeigt, legte den Bogen Papier vor mich hin, klappte mein Reisetintenfaß auf, tauchte die Feder ein und begann zu schreiben.

Ich war über die einleitenden Sätze aber noch nicht heraus, als ich mich dabei ertappte, daß meine Gedanken ganz anderswo waren als bei meinem Briefe, und daß ich ganz andere Worte geschrieben, als ich gewollt. Ärgerlich über diese mir sonst gar nicht eigene Zerstreutheit zerriß ich den Brief und fing einen neuen an, aber wieder ertappte ich mich dabei, daß ich überhaupt nicht schrieb, sondern „dösend“ in jene bewußte Ecke starrte. Ja, was gab es denn dort zu sehen, daß es mich und meine Gedanken so total absorbierte, daß ich nicht einmal den Brief zuwege brachte, wegen dessen ich eigens mich hier niedergelassen? Eine tiefe Fensterbank, bis zu Schulterhöhe boisiert wie das ganze Zimmer, im übrigen aber leer, so daß man den gleichfalls holzgetäfelten Fußboden sehen konnte, der diese Zimmer vorteilhaft von den mit Marmorestrich versehenen der unteren Prachträume auszeichnete, einen parkettähnlich gelegten Fußboden, der kaum einen Schritt von der Fensterbank entfernt unter dem schönen dicken, aber modernen Smyrnatteppich verschwand, den man jedenfalls meinetwegen hier aufgelegt. Was also fesselte mich dort in dieser Ecke? Erst ganz nach und nach konnte ich mir's klar machen, daß es der Fußboden oder das Holzmuster desselben war, auf das

sich meine ganze Aufmerksamkeit zu konzentrieren schien. Und es war nicht einmal etwas Besonderes daran, sondern die Hölzer waren einfach im Zickzack gegeneinander gelegt, wie man es heutzutage in jeder Mietskaserne findet, nur daß hier die einzelnen Hölzer breiter waren, als man es sonst sieht, und an den Stellen, wo sie Zacken bildeten, mit einem auf die Spitzen gestellten Viereck in einer dunklen, fast schwarzen Holzart eingelegt waren, das etwa die Größe eines Tellers im Durchmesser hatte und mit zwei seiner Ecken jeweils den Winkel der Zacke berührte.

Und auf dieses uninteressante Muster sah ich hin wie gebannt, als ob meine Existenz davon abhinge, und die Zeit verging, und mein Brief lag vor mir angefangen.

Mit Gewalt riß ich mich zusammen und brachte auch glücklich einen neuen Satz zuwege, doch als es an den neuen ging, fort waren die Gedanken, das heißt, diese waren in das hochwichtige Problem vertieft, wieviel solcher Vierecke wohl den ganzen Zimmerboden bedecken mochten. hm — der Teppich deckte den Raum nicht ganz, überall, rund um das Zimmer, sah ein Stück des Fußbodens vor, da konnte man leicht zählen, wieviel dieser rautenartigen, verzogenen Vierecke das Zimmer in der Länge und wieviel es in der Breite hatte. Ich ließ meinen Brief liegen und fing an zu zählen, als ob mein Leben davon abhinge; ich hätte gar nicht anders gekonnt, ich mußte einfach. Teilweise auf den Knien rutschend, zählte ich die Rauten wie Rübezahl seine Rüben; atemlos vor Eifer that ich's. Achtzehn waren's in der Tiefe von der Thür bis zu den Fensterbänken, in diesen lagen noch zwei — in der Breite waren es fünfzehn, in den Fensterbänken je drei. Rechnete ich nun die letzteren überhaupt von dem

Zimmer ab, so mußten meiner Meinung nach zweihundertsiebzig dieser verschrobenen Quadrate auf dem Fußboden enthalten sein.

Nachdem ich das herausgerechnet, stellte sich urplötzlich neben einer gewissen Befriedigung über diese geistige Heldenthat ein moralischer Klagenjammer bei mir ein, weil ich über solch einem kindlichen Spiel meinen wichtigen Brief liegen gelassen. Ganz beschämt über mich selbst schlich ich an den Tisch zurück und ergriff die Feder von neuem, und siehe da, sie flog nur so über das Papier, als ob niemals Parkettquadrate meine Seele beunruhigt hätten. Ja, ich glaube, der Brief gelang mir so, wie ich ihn gewollt: dankerfüllt für die Güte meiner Brotherrin, begeistert vom Palazzo Spada und seinen Kunstschätzen u. s. w. u. s. w. Von den „Erscheinungen“ und Doktor Marino kein Wort.

Letzterer hatte mir gesagt, daß ich jederzeit Zutritt zur Bibliothek hätte und mir dort immerhin zum Lesen wählen sollte, was ich fände, denn da der Marchese alle Erwerbungen der neuen und neuesten Litteratur nach Venedig schickte, sobald er sie gelesen, so würde ich nicht nur zu meiner Belehrung, sondern auch zu meiner Unterhaltung finden, was mein Herz begehrte.

Dieses Winkes gedenkend, klingelte ich, als mein Brief beendet war, und ließ mich von dem herbeieilenden Attilio in die Bibliothek führen, einen mächtigen Saal im ersten Stock mit einem Deckengemälde von Tiepolo: Venetia als Protektorin der Wissenschaften. Man sah dem mit Büchern bis unter die Decke vollgepfropften Raume an, daß er wenig oder nie benutzt wurde, von System oder Ordnung keine Spur, alles steckte wild durcheinander, ungeordnet lagen die Handschriften hinter allerdings abgeschlossenen Vitrinen, ein großer runder Tisch schien zum Niederbrechen beladen

mit illustrierten Zeitschriften aus allen Zungen, und vor den Fensternischen träumten uralte Erd- und Himmels-globen von jener fernen Zeit, da sie noch eine Autorität waren.

Umschau haltend, gewahrte ich in einem der Bücherregale inmitten schweinslederner Folianten eine Reihe Bändchen der Tauchnitz-Edition, die noch recht neu aussahen, aber leider waren sie für mich in unerreichbarer Höhe. Ich schob mir einen der schweren, geschnitzten Stühle herbei und konnte von diesem wenigstens den schrankartig geschlossenen Untersatz des Regals erklettern, was ich auch unbedenklich that. So ging's, ich konnte auf den Fehenspitzen stehend sogar die Titel auf den Rücken der Bände lesen.

Mitten unter diesem Tauchnitz-Regiment stand ein größerer, englischer Oktavband, dessen Titel mich gleich reizte, denn er verhiess Abhandlungen auf dem Gebiete des Offkultismus. Früher wäre ich verächtlich daran vorübergegangen, aber meine letzten Erfahrungen hatten mich stutzig gemacht. Ich zog also den Band aus der Reihe, dabei lockerten sich aber dahinter gestopfte Broschüren und Rollen — ein Schwanke, ein zweifeltes Festhalten meinerseits, und dann prasselten so etwa zwanzig Bände Tauchnitz nebst einer Waschforbladung diverser Drucksachen über mein schuldiges Haupt hinweg wie ein Katarakt herab auf den Boden.

„Dio mio — wollen Sie die Wände hier einreißen?“ hörte ich Doktor Marinos lustige Stimme durch den aufgewirbelten Staub klingen. „Oder sind Sie schon so hungrig, daß Sie durchaus Staub schlucken müssen? Doch Scherz beiseite — ich hoffe, Sie sind unverletzt?“

„Na, ich danke, der Kopf brummt mir doch etwas,“ konstatierte ich, mit Hilfe des Doktors herabklettern. „Aber wenigstens was ich wollte, hab' ich festge-

halten," setzte ich hinzu, auf meinen Band Okkultismus deutend.

Der Doktor warf einen verächtlichen Blick darauf. „Der Buchhändler schickte es zu; es ist bei uns nicht einmal aufgeschnitten worden, denn wer könnte solch Zeug verdauen?“

„Ich will's probieren, ob mein Magen gut genug dazu ist," meinte ich lachend und betrachtete die Masse Broschüren und Bändchen, die mein plötzliches Verlangen nach Aufklärung in dieser Richtung ans Tageslicht befördert.

Eine vor Alter fast braune Pergamentrolle unter dieser Sündflut fiel mir ins Auge, und ich bückte mich, sie aufzulesen und aufzurollen. Das Pergament war innen noch ziemlich farblos bis auf die Ränder und mit einer sehr sauberen Planzeichnung in farbigen Tinten oder Tuschen bedeckt. Eine geschriebene, sehr verschnörkelte Legende stand in der linken oberen Ecke.

„Das mag lesen, wer's kann," sagte ich nach einem vergeblichen Versuch, die Rolle Doktor Marino reichend, der die Inschrift nur kurz betrachtete und dann zu mir gewendet sagte:

„Wie doch der Zufall manchmal auf bestimmte Personen wartet, um durch sie zu wirken! Ein alter Index des Archivs führt da einen geheimen Plan des Palazzo Spada an, also einen Plan, der die geheimen Räume desselben verzeichnet. Erst heute früh hab' ich wieder zwei Stunden vergeblich nach diesem Plan gesucht, und Ihnen war es vorbehalten, ihn zu finden — das ist er. Gott weiß, wie lange er schon dort hinten gesteckt, gehütet von den modernen Geistern der Tauchnik-Edition.“

„Ein geheimer Plan!" wiederholte ich. „Nein, wie interessant! Ist es für eine Person wie ich zu nase-

weiß oder zu unbescheiden, die Bitte auszusprechen, diesen Plan ansehen zu dürfen?"

"Nun, in Anbetracht dessen, daß die Ca' Spada keine Festung ist und geheime Schätze darin kaum zum Verrat in Betracht zu ziehen wären, glaube ich Ihnen diesen überwältigenden Vorzug gewähren zu dürfen," meinte der Doktor lachend. "Ein paar Jahrhunderte früher wär's freilich damit eine andere Sache gewesen. Zudem glaube ich, ehrlich gesagt, nicht, daß dieser Plan geheimere Geheimgemächer zc. angeben dürfte, als den Eingeweihten bekannt sind, und diese dürften wiederum Sie kaum finden, selbst mit dem Plan. Also, die Interessen und Geheimnisse des Hauses Spada scheinen mir auf alle Fälle gesichert."

"Herrgott, wie feierlich!" erwiderte ich ganz überwältigt. "Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Doktor, es ist nicht die Sucht, den Geheimnissen des Hauses Spada nachzuspüren, sondern das archäologische Interesse, gehoben durch jenes köstliche Grufteln, das geheime Gemächer an sich verursachen —"

"Aber gnädiges Fräulein, als ob ich Sie nicht ohne das verstehe!" unterbrach mich Doktor Marino. "Ich kenne genau Ihre Triebfeder und habe mit meiner Rede nur geschertzt. Aber der Plan ist mir in der That wertvoll, schon weil er um reichlich hundert Jahre älter ist als der älteste, den das Archiv hat, und der wohl jedenfalls genauer ist als dieser hier, der wiederum im archäologischen Sinne wertvoller ist. — Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich es noch nicht aufgegeben habe, im Archiv die Aufklärung für die seltsamen Erscheinungen zu finden, die Sie und ich hier gesehen haben? Ich habe dort die Sisyphusarbeit der Sichtung unternommen, alle auf die Epoche des Michele Spada bezüglichen Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen aus-

zusondern und zu studieren. Scheinbar ist meine Arbeit bisher in diesem Sinne erfolglos gewesen, doch gebe ich es noch nicht auf, den Schlüssel dort zu finden."

"Ach, wenn Sie mich bei der Arbeit doch gebrauchen könnten!" sagte ich eifrig. "Mein seliger Vater, der sich einen Namen gemacht als Numismatiker, hat mich ständig zum Entziffern der Umschriften und Legenden benutzt, und wenn ich auch auf Alt-Italienisch nichts wert bin, auf Ziffern bin ich gut zu verwenden, und das wäre schon etwas geholfen, nicht? Weil doch zwei mehr schaffen als einer."

"Mir soll's schon recht sein," erwiderte Doktor Marino ernst, "aber —"

"O, Sie meinen den Marchese," fiel ich ein. "Ja, natürlich, wenn es dem Marchese unangenehm wäre, daß eine Fremde sich in eine solche Familiensache mengt, dann —"

"Nein, der Marchese ist nicht so engherzig," sagte Doktor Marino. "Aber die Welt ist es."

"O," rief ich lachend, "thu' ich denn damit was Böses? Was ich vor mir selbst verantworten kann, will ich auch vor der Welt verantworten."

"Sie sollten die Welt doch besser kennen, die immer unverantwortlich urteilt."

"Eben weil ich sie kenne, pfeif' ich auf ihr Gerede."

Ich war ein bißchen ungeduldig geworden, denn das hat mich immer empört, daß man ein Mädchen, das schon unter dem Schutze des Elternhauses steht, noch auf Schritt und Tritt extra bemuttert und betanzt verlangt, während kein Hahn nach der Waise kräht, die sich ihr Brot unter fremden Leuten suchen muß. Das war doch nun mein Fall und nun —

"O, das Pfeifen bleibt Ihnen unbenommen," sagte Doktor Marino belustigt. "Nur sehen Sie — man



muß, wenn man sich ins Joch begiebt, mit den Wölfen heulen und sich in die Eigentümlichkeiten eines Landes schicken aus Rücksicht für die Leute, bei denen man ist. Hab' ich recht?"

"Natürlich, Sie haben tausendmal recht," rief ich, ehrlich beschämt. „Ich hatte es in dem Lichte eben noch nicht betrachtet. Aber Sie sehen, daß deutsches Blut ebenjogut vorschnell und unüberlegt sein kann, als ob's unter südlicher Sonne aufkochte und über-schäumte. Also mit dem Archiv ist's nichts — ich seh's ja ein.“

„Wenn eine Duenna dabei wäre —“

„Ah ja, wenn! Aber woher eine Duenna nehmen und nicht stehlen?“

„Nun, ich verpflichte mich, eine ungeraubte zu liefern," war die vergnügte Antwort. „Signora Danieli zum Beispiel wird selig sein, diesen Posten auszufüllen, wenn wir ihr erlauben, dazu spinnen zu dürfen. Sie ist das würdige Ehegespons des Majordomo, wissen Sie, und demgemäß viel stolzer und vornehmer als die Marchesa selbst.“

„Ah! Und Sie glauben, daß sie sich herablassen würde —?“

„Ich glaube es und will mit ihr reden. — Aber Attilio schlägt wie ein Berserker auf das Tamtam, und wenn es Ihnen recht wäre, irdische Speise in Form eines Lunch, italienisch Collazione, in meiner unwürdigen Gesellschaft zu sich zu nehmen —“

„Aber Herr Doktor — ich bin erstaunt — ohne Duenna?“ fragte ich im hellsten Uebermut.

„Es ist wahr," sagte er, ganz auf meinen Ton eingehend. „Doch nein, ich vergaß — Danielis Auge wird über uns wachen und Attilios Schafsgesicht uns schühend zur Seite stehen!“

„Also getrost — auf zur Collazione!“ rief ich, vor Uebermut um den Tisch chassierend.

Nun, die Collazione war eigentlich ein gewähltes kleines Diner, aber das vergnügteste, dessen ich mich seit Jahren erinnern konnte. Der Doktor und ich unterhielten uns, als hätten wir uns seit den Kinderschuhcn gekannt — noch nie im Leben hatte ich einen Menschen getroffen, mit dem ich so daheim war, und nur mit Mühe mußte ich mich daran erinnern, daß er ein Fremder war. Welche Saite wir auch beiderseitig anschlugen, sie erklang immer als harmonischer Akkord, so stimmten wir in unseren Ansichten überein, und bei allem, welch ein vornehmer Mann in seinen Gesinnungen! Mit dem besten Gewissen von der Welt kann ich versichern, daß ich dieses Urteil für ein ganz objektives hielt und es jedem gesagt hätte, der es wissen wollte. Aber es war niemand da, dem ich es hätte dozieren können, und darum behielt ich's eben für mich.

Nachmittags unternahm ich eine Tour zu Gondel, natürlich allein, aber versehen mit den Instruktionen Doktor Marinos. Es war ein herrlicher, sonniger Oktobertag, warm, ohne heiß zu sein, die Luft goldig klar, und wie in einem unbegriffenen, schönen Traume glitt ich in der offenen Gondel über die Wasser dahin — ein unbeschreibliches und eigentlich, wenn auch nicht ganz, so doch nur teilweise gerechtfertigtes Glücksgefühl durchströmte mich so warm und so überwältigend, daß ich am liebsten laut herausgesungen hätte. O dieses Venedig! Was ich davon geträumt, gesonnen und mir vorgestellt, reichte ja nicht halbwegs an die Wirklichkeit hinan.

Was ich an jenem Nachmittag gesehen? O, das kann sich ein jeder im Baedeker nachlesen — ich seh's noch vor mir wie ein Nebelbild, aber es gehört nicht

zu meiner Geschichte. Es dunkelte schon, als ich nach dem Aveläuten erst heimkehrte in den Palazzo Spada, in welchen die Nacht eingekehrt, aber die Treppen waren erleuchtet und in meinem Wohnzimmer brannte auf dem Tische eine sehr moderne Petroleumlampe unter einem rosa Schleier, und im Kamin knisterte ein lustiges und sehr behagliches Feuer. Was wohl die Dogareffa, des Zimmers einstige Herrin, zu dieser Lampe gesagt hätte, die ein solch schreiender Anachronismus in dieser Umgebung war?

Es war noch fast eine Stunde Zeit bis zur Branza, dem Diner, und ich setzte mich an den Tisch, vor mir das Buch über okkulte Wissenschaften, das ich mit heraufgebracht. Es trug einen berühmten englischen Autornamen auf seinem Titelblatte, aber die Seiten waren nicht aufgeschnitten, und ich nahm die Nadel aus meinem Hut, um mit diesem unvollkommenen Instrument das Aufschneiden zu besorgen. Vorher blätterte ich müßig in den zusammenhängenden Seiten herum, hie und da einen Satz lesend und zu dem Resultat kommend, daß es doch etwas schwere Lektüre sei, in absolut wissenschaftlichem Tone und Geiste gehalten, und da ich müde war vom vielen Sehen, so wollte ich das Werk zunächst zur Seite legen und leichtere Lektüre wählen, als mein Blick auf einen Satz fiel, den ich erst flüchtig, dann aufmerksamer und zum drittenmal mit höchstem Interesse durchlas mit dem Gefühl, als hätte ich hier, wenn auch vielleicht nicht den Schlüssel zur Lösung des Mysteries im Palazzo Spada gefunden, so doch einen wichtigen Fingerzeig, wo der Schlüssel zu suchen sei. Der Satz lautete folgendermaßen:

„Was die auf Erden wandelnden Geister betrifft, so genügt ein in der Todesstunde sie erfüllender und beherrschender Gedanke, um sie an diese materielle Welt

zu fesseln. Sie sind gewissermaßen die Amphibien zwischen diesem und dem anderen Leben, befähigt von einem zum anderen zu streifen wie die Schildkröte vom Wasser auf das Land wechselt. Die Ursachen, welche eine Seele so fest an das Leben binden, das ihr Körper verlassen hat, beruhen auf mancherlei heftigen Gemütsbewegungen. Geiz, Rache, Furcht, Liebe und Mitleid haben nachgewiesenermaßen diesen Effekt gehabt. Für gewöhnlich aber ist die Ursache ein unerfüllter Wunsch, und ist dieser erfüllt, dann läßt die materielle Fessel nach. Es giebt viele bekannte Fälle, welche die seltsame Hartnäckigkeit dieser vergeistigten Besucher beweisen und ebenso ihr völliges Verschwinden, wenn ihre Wünsche erfüllt wurden oder wenn in einigen besonderen Instanzen ein annehmbarer Ersatz dafür geschafft worden war.“

„Ein unerfüllter Wunsch —“ war es das, was die Seele der lieblichen Donna Yolanta an den Palazzo Spada bannte? Je mehr ich darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde mir diese Erklärung, aber wie diesen „unerfüllten Wunsch“ erraten? Nach mehr als vierhundert Jahren! Ob Doktor Marino mit richtigem Instinkt danach forschte? Dann mußte er aber auch die Richtigkeit dieses Satzes anerkennen, und die Ungeduld faßte mich, die Sache mit ihm zu besprechen. Ob er zur Pranza erscheinen würde? Ach, die Zeit war vergangen, und mir blieben noch einige Minuten, mich etwas ordentlich zu machen. Rasch stand ich auf, in das Schlafzimmer zu gehen und — prallte einen Schritt zurück, denn vor der Thür stand, das Gesicht mir zugekehrt, die Gestalt des rätselhaften Gentleman und deutete in die Ecke am Fenster. War das auch einer mit einem „unerfüllten Wunsch“? Zweifellos. Nun hatte ich heute erst damit renommiert,

daß er mich nicht geniere, aber wenn ich offen sein soll — ich hätte ihn lieber doch nicht in meinem Zimmer gesehen, trotz allem gerühmten Mute war's doch ein eifriger Schauer, der mir bei seinem Anblick durch die Glieder kroch und sie fast lähmte. Aber nicht lange, dann gewann ich es über mich, einen Schritt näher zu treten.

„Ja,“ sagte ich laut, „ich werde suchen — ich werde mir alle Mühe geben, zu suchen —“

Wie gestern legte er die deutende Hand auf die Brust — fast sah's wie ein Lächeln aus, das über seine unschönen Züge huschte, und er war meinen Blicken entschwunden.

Nun, als ich diese Zeilen zu schreiben unternahm, habe ich mir das Wort gegeben, nicht nur alles Vorgesagene der strikten Wahrheit entsprechend zu erzählen, sondern auch nichts zu verschweigen, und demgemäß bin ich vor mir selbst verpflichtet, hier zu sagen, daß mich in diesem Moment ein fast wahnsinniges Entsetzen ergriff, denn was nun einmal über menschliches Verständnis hinausgeht und die Fassungskraft übersteigt, wird immer eine nach verschiedenen Richtungen gehende Furcht erregen. Wenn ich so zurückdenke, wie Mut und Feigheit in mir sich den Widerpart hielten, muß ich verwundert sein über die psychischen Widersprüche, aber mit Stolz darf ich sagen, daß der Mut obstieg — freilich noch nicht an diesem Abend, an welchem ich jede Eitelkeit in Betreff der Verschönerung meiner Person der bleichen Furcht gegenüber einfach und rücksichtslos fahren ließ und nur das Buch aufraffend in würdeloser Eile auf den Korridor hinausstürzte, wo ich fast den guten Attilio umrannte.

Wie gejagt kam ich in dem Speisesaal an und wurde dort von Doktor Marino empfangen, der mir

im Frack und weißer Binde entgegentrat, als wolle er zu Hofe gehen. Nein, und was sah er in diesem nüchternen, nivellierenden, geschmacklosen Kostüm vornehm aus — „wie ein Fürst“, um die bekannte lächerliche Redewendung zu gebrauchen. Sah er schon so gut, so tadellos chic aus in seinem alltäglichen Anzug nach bestem englischen Schnitt, der Frack saß und kleidete ihn, als wäre er speziell für ihn erfunden.

„Nein,“ rief ich, „wie feierlich! Und ich komme in meinem Haus- und Straßenkleide, im guten Glauben, allein zu sein; da muß ich ja im Fluge Kehrt machen und mich in Abendtoilette werfen —“

„Davon kann ich Ihnen nur dringend abraten in Unbetracht dessen, daß Danieli eben die Suppe einschickt und ein Soufflé auf dem Menü steht, was dann rettungslos zusammenfallen würde,“ erwiderte Doktor Marino lachend. „Außerdem empfehle ich meinen ganz und gar normalen Hunger Ihrer gütigen Nächstenliebe. Der Ihr allerhöchstes Entsetzen erregende Frack ist aber eine obligatorische Beigabe zum Diner, und die Marchesa hält streng darauf. Da ich nun nicht ahnen konnte, ob Sie ein minder feierliches Erscheinen meinerseits nicht als ein unverzeihliches Verbrechen an dem Opferfest, Branza genannt, auffassen würden, so folgte ich mit diesem Kostüm einfach der süßen Macht der Gewohnheit.“

„Die Rede war schön, aber sie wird Ihren Hunger noch vermehrt haben — darum auf zur Tafel!“ erwiderte ich, legte mein Buch zur Seite und tafelte mit meinem zufälligen Genossen so fröhlich und heiter, als hätte ich nie mein Hasenherz entdeckt.

Wir speisten wie bei Zufall und schwatzten harmlos vergnügt wie ein Schulbube und ein Schulmädel zusammen, und nachdem wir noch ein Bielliebchen zu-

sammen gegessen, öffnete Danieli eine mir bisher verschlossen gebliebene Flügelthür und zeigte damit den Weg in einen mit allem modernen Luxus ausgestatteten Salon, in welchem Formosa in zierlichster weißer Schürze und Häubchen an einem Theetisch stand und scheinbar auf den Moment wartete, den Thee zu bereiten.

„Die Anwesenheit dieses jugendlichen Drachen ermöglicht mir, mich noch länger Ihrer Gesellschaft zu erfreuen,“ sagte Doktor Marino, natürlich auf deutsch, indem er sich neben mir in einem Fauteuil niederließ. „Und nun sagen Sie mir, warum Sie so bleich aussehfen, als Sie vorhin in den Speisesaal traten, und was Sie in dem Buche gefunden, das mir immer noch höchst verdächtig unaufgeschnitten aussieht.“

Ich berichtete nun mein Rencontre mit dem Besucher der Stanza della Dogareissa und zeigte dem Doktor den mich so frappierenden Satz in dem Werke über Okkultismus.

Er hörte mir schweigend zu und las ebenso, was ich ihm bezeichnete.

„Zunächst,“ sagte er nach einer Weile, „zunächst: möchten Sie nicht doch noch Ihre Zimmer wechseln?“

„Nein,“ erwiderte ich fest. „Das bißchen Furcht muß überwunden werden —“

„Auf Kosten Ihrer Nerven.“

„O, meine Nerven sind tadellos, die können schon etwas vertragen. Zudem sagten Sie selbst, der unbekannte Herr erschiene nur in diesem einen Raum. Ich habe ja noch das andere Zimmer, aber ich muß wissen, was ihn so hartnäckig in jenes führt. Zudem hab' ich's versprochen, zu suchen.“

„Ein kaum bindendes Versprechen.“

„Doch. Unsere Wappendevisse und Feldgeschrei heißt:

„Eines Geroldsau Wort gut für zehn andere.“ Nun, unsere Burgen sind zerfallen, und die letzte Geroldsau muß dienen, um zu leben, aber das Wort ihres Geschlechts ist immer noch „gut für zehn andere“ — selbst einem Geiste gegenüber, denn das muß der fremde Gentleman nach allem doch sein.“

„Courage wie eine Spada!“ murmelte der Doktor mehr für sich, als zu mir gewendet. „Also, wie Sie wollen — Zeit, umzukehren, ist immer noch. Nun zu dem Buch oder vielmehr dem bewußten Abschnitt darin. Ich gebe gern zu, daß die Darlegung einleuchtend ist für Leute, die geneigt sind, an Geister überhaupt zu glauben, sei es durch eigenes Nachdenken oder durch den augenscheinlichen Beweis ihrer Existenz. Ueberdies ist der Glaube an die Erscheinung Abgestorbener uralte — das Alte Testament redet von ihnen, sowie auch die ältesten Schriftsteller, und ich kenne Familien, die es geradezu übelnehmen würden, wollte man an dem Vorhandensein eines Familiengespenstes in ihrem Hause zweifeln. Denken Sie allein an die weißen und schwarzen Frauen der regierenden Häuser, an das wandelnde Licht, den grauen Mönch, die schwarze Kutsche und die Jagdgesellschaft bekannter Familien — was diesen ihre Spezialität, ist dem Venetianer für unser Haus die Donna Yolanta; der „fremde Messer“ ist in das Volk noch nicht gedrungen und im Hause selbst kaum gekannt, weil er sein Erscheinen eben nur in jenes sonst völlig dem Verkehr abgeschlossene Zimmer beschränkt. Also, um auf das Buch zurückzukommen, so ließt sich der Abschnitt daraus ganz plausibel, aber die Leute, die sich mit Okkultismus beschäftigen, schießen leicht über das Ziel hinaus, und der Schluß des Satzes der von Ihnen hervorgehobenen Periode läuft darum auch wieder stark in den Fußstapfen des Unsinnns.“



Hören Sie: „Es giebt viele bekannte Fälle, welche die seltsame Hartnäckigkeit dieser vergeistigten Besucher beweisen — unser Fall! — und ebenso ihr völliges Verschwinden, wenn ihre Wünsche erfüllt wurden oder wenn in einigen besonderen Instanzen ein annehmbarer Ersatz dafür geschafft worden war.“ — Ein annehmbarer Ersatz! Ist das nicht heller Blödsinn? Sind denn Geister — immer vorausgesetzt, daß es welche giebt — wie die Babies, die sich über ein zerbrochenes Spielzeug durch ein neues trösten lassen? Da haben Sie gleich die Achillesferse dieses gelehrten Werkes.“

„Sie wirft aber das Vorhergesagte nicht um,“ behauptete ich. „Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich zunächst den Wunsch dieser beiden irrenden Geister zu ergründen suchen. Ist er unerfüllbar, was ich nicht glaube, dann schadet es noch lange nichts, wenn Sie versuchen, einen annehmbaren Ersatz zu bieten.“

„Und Sie wollen mir thatsächlich dabei helfen?“

„Mit allen Kräften. Lieber heut als morgen!“

„Heute dürfte es zu spät sein. Wollen Sie hier bleiben und noch lesen oder musizieren, ehe Sie zur Ruhe gehen, so ist der Raum der Ihre, denn ich räume das Feld, weil unser Drache hier Miene macht, mit dem Theetisch zu verschwinden. Morgen werde ich Sie früh abholen zu ein paar Stunden Arbeit im Archiv, allwo Signora Danieli sich herablassen wird, Duenna bei uns zu spielen. Also: felicissima notte, wie wir hier sagen, gnädiges Fräulein!“

Er küßte meine ihm gereichte Hand mit vollendetem Anstand, verbeugte sich mit tadelloser Grazie und verließ den Salon.

Nein, ich hatte zum Schlafengehen noch keine Lust, aber auch zum Lesen nicht sonderlich. Allein gelassen machte ich zuerst eine Rundreise um den Salon, sah

mir die Gemälde an den Wänden an, bewunderte die überall herumstehenden, oft sehr reizenden Nippes und öffnete schließlich den herrlichen Flügel, der den oberen Teil des großen Raumes fast ausfüllte. Ich hatte es als Pianistin über eine gewisse Fertigkeit nicht hinausgebracht, aber ich las die Noten vom Blatt, und der Schwerpunkt meiner musikalischen Fähigkeit lag auf dem Gesange, an dessen professioneller Ausübung mich nur die Schen vor der Deffentlichkeit gehindert, mit dem ich mir aber schon manchen Freund erworben. Hatte ich doch in meiner letzten Stellung meine franke Herrin mit meinen Liedern immer wieder und wieder erquickt und aufgerichtet, wie David den tiefsinnigen König Saul, nur daß mich hier dankbare Blicke trafen statt Speerwürfe.

Ein paar Akkorde auf dem herrlichen Instrument weckten sehr bald in mir die Sehnsucht nach dem Liede, und ich begann zu singen — erst leise, dann mit vollerer Stimme, und dann riß die Musik mich mit sich fort, daß ich Mendelssohns Frühlingslied: „Durch den Wald den dunklen, geht holde Frühlingsmorgenstunde“ hinausjauchzte mit dem vollen Glücksegefühl, das heute nachmittag auf dem Wasser schon so rätselhaft Besitz von mir ergriffen. Als ich danach, ordentlich beschämt über mich selbst, aufsprang, den Flügel schloß und nach meinen Zimmern hinauseilte, traf ich in dem einsamen Korridor auf Doktor Marino.

Ich wollte mit einem „Nochmals gute Nacht!“ an ihm vorüber, aber er blieb stehen und sagte leise: „Darf ich Ihnen danken für die herrlichen Lieder, mit denen Sie sich ja selbst den Geistern des Hauses Spada in das Herz gesungen haben müssen?!“

„Wie — Sie haben zugehört?“ fragte ich ungläubig, aber doch froh überrascht.

„Natürlich!“ sagte er lächelnd. „Im Nebenzimmer. Ich habe sogar die Thür ein Ritzen aufgemacht. War das indiscret?“

„Sehr,“ sagte ich ernsthaft, „denn ich glaubte doch allein zu sein und — und —“

„Und sang darum so, wie mir's ums Herz war,“ vollendete er. „Eben darum war's auch so zu Herzen gehend.“

„Es freut mich, wenn es gefallen hat,“ murmelte ich, rot werdend wie ein gelobtes Schulmädel. „Gute Nacht!“

Und ich flog den Gang herab und in mein Zimmer hinein und trällerte dort vor mich hin allerlei Weisen — an den gespenstischen Gentleman kein Gedanke. Die Stanza della Dogareffa dünkte mir heute abend viel freundlicher, viel wohnlicher und gemüthlicher, ihre starre, großartige Pracht, in der ich bisher nur mit ehrfürchtigem Schauern geweilt, schien mir durchleuchtet wie von einem freundlichen Licht. Und gar erst das herrliche Schlafzimmer. Ich lag bald in dem geschnitzten und vergoldeten Bette der Donna Yolanta, und während ich den Flammen des Kaminfeuers zusah, wie sie warme, leuchtende Lichteffecte zauberten auf den schweren Falten der goldfarbenen Bettvorhänge, und darüber nachdachte, warum das Leben mir eigentlich mit einemmal so wunder-wunderschön vorkam, schlief ich ein.

In der Nacht wachte ich davon auf, daß das Herz mir so heftig und laut schlug wie ein Schmiedehammer. Ich war gleich voll wach, nicht halb im Schlafe, und obwohl ich mit dem Gesicht nach dem Fenster zu lag, wußte ich, daß Donna Yolanta an meinem Bette auf der anderen Seite saß. Ich lag ganz still, und allmählich beruhigte sich auch mein Herz, und halb wie gezwungen, halb wie eine plötzliche Anwandlung von Grauen unterdrückend, wandte ich mich um — —

Ja, sie saß da wie in der vorigen Nacht, aber so rührend lieblich, so herzwinnend hold und reizend, daß ich jede Spur von gemeiner Furcht sofort verlor.

„Kann ich Euch helfen, Donna Dolanta?“ fragte ich nach einer Weile laut.

Sie erhob sich und glitt, mir winkend, nach jener Stelle rechts vom Kamin wie in voriger Nacht, und ohne mich weiter zu besinnen, sprang ich aus dem Bett ihr nach. Sie stand still, als hätte sie auf mich gewartet, deutete mit dem Zeigefinger ihrer schlanken weißen Hand auf die mit Perlmutter eingelegte Verzierung auf dem Paneel, legte den Finger auf die Lippen und — war verschwunden.

Draußen schlug die Turmuhr von San Polo die zweite Nachstunde, das Kaminfeuer war längst erloschen und die Kälte des Marmorestrichs drang durch den Teppich an meine bloßen Füße. Fröstelnd eilte ich in mein Bett zurück und schlief dort wunderbarerweise gleich ein, so daß ich mich früh erwachend fragen mußte, ob doch nicht alles ein Traum gewesen.

Nachdem ich aufgestanden, ging ich an das Paneel rechts vom Kamin und beobachtete es genau, aber es glich auch ebenso genau all den anderen Paneelen, in welche die Boiserie rund um das Zimmer eingeteilt war, und die unterbrochen wurden von kanelierten Säulen in Schnitzwerk. Die Paneele selbst waren in Perlmutter auf dem fast schwarzen Holz sehr wirkungsvoll eingelegt und zeigten abwechselnd Blumen- und Fruchtstücke in höchst feiner Arbeit, wozu das Perlmutter in verschiedenen Farbeneffekten verwandt oder getönt worden war. Dieses, vor dem ich stand, zeigte eine Ananas gruppiert mit Trauben in sehr geschmackvoller Zeichnung, aber so viel ich auch darauf sah und daran herumtastete, ich konnte etwas Besonderes daran

nicht entdecken. Diese meine Bemühungen vergebens erkennend, versuchte ich es mit der bewußten Ede in der Stanza della Dogareffa, aber auch hier mußte ich die Segel streichen, und theilte Doktor Marino, den ich bald darauf am Frühstückstisch traf, betrübt meine Mißerfolge mit. Seiner Meinung nach mußte indes der Schlüssel zu dem ganzen Mysterium im Archiv zu finden sein, wenn es überhaupt noch einen gab, und nach dem Archiv brachen wir denn auch nach beendetem Frühstück auf.

Es war ein weiter und verwirrender Weg dahin, denn es lag in dem ältesten Teil des Palastes, in den keine Menschenseele sonst mehr kam, und der Raum, der diesen Riesenwust von Familienpapieren barg, war mit seiner gewölbten, säulengetragenen Decke, seinen schmalen, vergitterten Fenstern und doppelten, schwerbeschlagenen Thüren einem Gefängnis ähnlicher als sonst einem anderen Raum. Zwar, in dem höhlenartigen Schlunde von einem Kamin brannte ein helles Holzfeuer, doch fand ich fröstelnd, daß es den Raum nicht freundlicher machte, sondern ihm eher etwas Drohendes verlieh. Als wir eintraten, erhob sich aus einem lederbezogenen, alten Armsessel eine alte Frau und machte uns eine tiefe, altmodische Verbeugung.

„Unsere Duenna, Signora Danieli,“ erklärte Doktor Marino. „Sie ist eine treue und unbedingte Anhängerin dieses Hauses, dessen oberste Beschließerin sie noch immer ist. Nur ein bißchen taub ist sie, sonst aber ganz auf dem Posten.“

Ich trat an die alte Dame heran, reichte ihr die Hand und schrieb ihr zu, daß ich mich freute, ihre Bekanntschaft zu machen.

Sie nahm meine Hand und betrachtete mich kritisch mit ihren noch ganz klaren schwarzen Augen.

„Die Gesellschafterin soll das sein?“ sagte sie augenscheinlich in dem schönen Wahne, daß sie nur dachte nach Manier tauber Leute, die ihre eigenen Worte ja auch nicht hören können. „Komödie, alles Komödie! Hahaha! Eine Gesellschafterin, die wie eine Prinzessin aussieht! Was einem dieser Marino nicht alles weiß machen will!“

Lachend sah ich die Alte und den Doktor an, der sich an den Regalen zu schaffen machte und mit voller, heller Schadenfreude blizenden Augen über die Schulter nach mir hinüberblickte.

„Ja, ja,“ fuhr die Alte laut zu denken fort, „man muß eben thun, als ob man's ihnen glaubte, den Herrschaften, was sie einem aufbinden wollen. Dem Luigi auch, nur daß der Esel alles glaubt, was ihm gesagt wird. O nein: Assunta Danieli ist nicht von gestern. Das eine Gesellschafterin fürs Geld! Daß die Hühner lachen möchten! Na, laßt nur gut sein, ihr werdet schon noch sehen, daß die alte Assunta doch die erste war, die gewußt hat, wie Marinos künftige Frau aussieht!“

Sprachlos von einem Gemisch von Lachlust, Empörung und Zorn sah ich die Alte an, die sich ruhig wieder setzte; aber da ich fühlte, wie ich dummerweise glutrot wurde, so sah ich mich nicht nach dem Doktor um, sondern flüchtete an einen Tisch nahe dem Mittelfenster, auf dem ich ziellos unter den herumliegenden Papieren zu suchen begann.

„Ich bringe Ihnen gleich Arbeit,“ tönte Doktor Marinos Stimme zu mir herüber. „Wollen Sie nicht einstweilen den Plan betrachten, dessen Funderin Sie gestern unbewußt waren?“

„O ja — sehr gern,“ versicherte ich hastig und ergriff die Pergamentrolle, die vor mir auf dem Tische

lag. Mich setzend, entrollte ich sie und fand auf dem großen Blatte in der That sehr sauber gezeichnete Pläne sämtlicher Stockwerke des Palastes darauf. Der neuere Teil war mehr skizzenhaft behandelt, der sogenannte alte Palazzo aber mit minutiöser Detaillierung bis in die Kellergeschosse herab. Die Räume waren numeriert, und ein Verzeichnis am Fuß des Pergamentes nannte ihre Namen. Natürlich suchte ich zuerst nach „meinem“ Korridor und den Zimmern, die ich bewohnte, und hatte beides rasch genug gefunden. In der Stanza d'Oro, dem ehemaligen Schlafgemach der Donna Yolanta, waren sogar die Halbsäulen der Boiserie durch Profillinien markiert, desgleichen der Ramin, von dem rechts ein Pfeil gezeichnet war, der mit seiner Spitze durch die Stelle der Wand geführt war, auf welche die Erscheinung der Donna Yolanta heute nacht gedeutet, hinter dieser Wand war ein schmaler Gang in die Dicke der Mauer eingezeichnet, der aber nach wenigen Metern an eine Treppe führte, die anscheinend ebenfalls in der Mauer ausgespart war und unter vielfachen Biegungen in einem gewölbten Kellerraume endete.

Schon wollte ich Doktor Marino anrufen, um ihn zu fragen, ob er von dieser außerordentlich interessanten Geheimtreppe schon unterrichtet war, als ich eine Entdeckung machte, die mich noch mehr frappierte. In der neben der Stanza d'Oro gelegenen Stanza della Dogaressa sah ich nämlich auf den ersten Blick, daß eine andere und zwar eine erheblich ungeschicktere Hand die Zeichnung ergänzt hatte, und zwar durch Einzeichnung des Fußbodenmusters, dem ich gestern wie gezwungen eine so tiefe Aufmerksamkeit widmen mußte. Die rautenförmigen dunklen Einlagen in dem Zickzack des Dielenwerkes waren mit einem ganz anderen Zeichenmaterial

eingefügt, als der Plan sonst aufwies, und wenn die Form auch noch zur Not dem Nachzeichner gelungen war, so schien er doch schwer mit der Einteilung der Rautenzahl gekämpft zu haben, die er, sicherlich ohne Lineal und Zirkel arbeitend, vergeblich unterzubringen getrachtet hatte. In seiner Gewissenhaftigkeit aber den Benutzer des Planes nicht um die volle Zahl der Rauten zu betrügen, hatte er in der mittelften Raute ein Kreuz mit roter Farbe eingetragen und dieses Kreuz am Rande wiederholend geschrieben: „18 Meter in der Länge, 15 in der Breite, 6 in jeder Fenstertiefe. Von der Thür der 20. in einer Reihe, nach Sonnenaufgang zu.“

Das war, wenn's nicht nur Mangel an Ausdrucksfähigkeit war, eine wunderbare Angabe, die am Ende doch einen tieferen Sinn hatte, als man beim ersten Lesen vermutete. Und da ich momentan nichts Besseres vorhatte, denn der Doktor suchte immer noch in den massenhaft aufgeschichteten Papieren herum, so grübelte ich der Sache auch nach, indem ich mir die Lage und das Croquis meines Wohnzimmers zu vergegenwärtigen suchte. Der Himmelsrichtung nach sahen die Fenster nach Süden heraus, dessen erinnerte ich mich und fand es im Plan auch bestätigt. Der Thür nach dem Korridor gegenüber lag das linke Fenster. Wenn man also in der Länge des Zimmers achtzehn Rauten zählte und in der Tiefe der Fensternische zwei weitere mehr (während drei die Breite ergaben), so machte das ganz richtig nach Adam Riese zwanzig Rauten, und die in der Länge oberste, linke lag natürlich östlich, also dem Sonnenaufgang zu.

Ja, wie war mir denn? In diese selbe Ecke wies doch die Erscheinung hin, sobald sie sich blicken ließ. Mir stockte ordentlich der Atem bei diesem Gedanken — hatte es mit dieser einen besonderen Raute



auch eine besondere Bewandtnis? Impulsiv, wie ich nun leider meistens handle, konnte ich mich nicht zurückhalten und rief Doktor Marino herbei, der, durch meinen Ton schlecht unterdrückter Erregung stutzig gemacht, sogleich herbeieilte und sich über mich beugte, als ich ihm meine Entdeckung hastig und erst etwas verworren, dann klarer mich ausdrückend, mittheilte.

„Das wäre doch ein seltsames Zusammentreffen,“ meinte er kopfschüttelnd, „aber immerhin kann es niemand etwas schaden, wenn wir untersuchen, was es mit dieser besonderen Naute für eine Bewandtnis hat.“

Ich zeigte ihm nun auch die geheime Treppe in Verbindung mit der Stanza d'Oro, und überrascht erklärte er, auch von dieser keine Kenntniss gehabt zu haben, indem sie auf späteren Plänen nicht in die Mauer eingezeichnet sei. Auch könnte er mit Bestimmtheit erklären, daß auf jenen anderen Plänen das gewölbte Kellergeschoß fehle, in das die verborgene Treppe hier mündete.

„Da liegt vielleicht ein verborgener Schatz begraben, und Donna Yolanta will den Weg dazu weisen,“ meinte ich scherzend.

„In diesen alten Häusern liegen aus den grauen Tagen des Mittelalters her oft ganz andere Dinge begraben als gerade Schätze,“ erwiderte Doktor Marino achselzuckend. „Doch wir werden ja sehen.“

„O, Sie werden die Sache untersuchen?“ fragte ich atemlos vor Spannung.

„Sicherlich,“ war die ruhige Entgegnung. „Für die Treppe und den Keller nota bene; wenn der Zugang zu der Treppe erst gefunden ist, bedarf es der Vorbereitungen und der Sicherheitsmaßregeln gegen Bau-fälligkeit, sonstigen Verfall und schädliche Gase, die sich in diesen verschlossenen, der Luft nicht zugänglichen

Räumen natürlich in oft lebensgefährlicher Weise entwickeln. Indes sehe ich keinen Grund, warum wir uns die bewußte Raute in der Stanza della Dogareffa nicht gleich näher betrachten können.“

„Wirklich?“ fragte ich aufspringend und fügte dann zögernd hinzu: „Und Sie meinen, daß der Marchese gegen diese — Durchstöberung seines Besizes nichts einzuwenden haben wird?“

Doktor Marino sah mich lächelnd an. „Sind Sie so gewissenhaft, gnädiges Fräulein?“

„Nun, ich hoffe doch,“ entgegnete ich, das Rot der Empörung auf den Wangen. „Wer das Briefgeheimnis und anderer Leute Besitz vor seiner Neugierde nicht respektieren kann, der soll mir nur gleich mit seiner ganzen Moral gestohlen werden!“

„Da haben Sie vollkommen recht,“ erwiderte Doktor Marino ernst. „Aber zu Ihrer Beruhigung muß ich Ihnen doch sagen, daß ich unumschränkte Vollmacht in diesem Hause habe, selbst in die allergeheimsten Geheimnisse desselben einzudringen, wenn ich es für geboten halte.“

„Natürlich,“ rief ich beschämt. „Sie müssen mir verzeihen, daß es mir in den Sinn kam, auch nur zu fragen —“

„Ich freue mich, daß Sie's thaten,“ fiel er ein, als ich verwirrt einhielt, und nach einer mit Stentorstimme geschrienen Information an Mutter Danieli, daß wir etwas zu suchen gingen, sie aber hier auf uns warten solle, gingen wir schweigend in die Stanza della Dogareffa.

Nun standen wir beide vor der bezeichneten Raute und sahen diese, dann uns an — achselzuckend, denn das Stück Holz unterschied sich durch nichts von seinen Kameraden, dann aber kniete Doktor Marino nieder

und klopfte das Viereck und um dasselbe, aber sei es, daß das Holz zu dick war, sei es, daß ihm eben die nötige Unterlage nicht fehlte — wir konnten nicht finden, daß es hohl klang, wie wir erwartet. Der Doktor zog sein Taschenmesser hervor — ein vorzügliches, wie mir schien auch sehr wertvolles Objekt — und begann mit der größten der Klingen vorsichtig den Riß entlang zu fahren, den Konturen der Naute folgend. Einmal fuhr die Klinge dabei bis zum Hest herab, aber ein Versuch, das Holz zu heben, mißlang, indem das Messer dabei abbrach.

„Es ist nichts; aber man kann es mit einem geeigneteren Instrumente noch einmal probieren, denn weichen muß das Holz ja auf alle Fälle,“ sagte er und stützte sich, um sich aufzurichten, gegen das Paneel der Boisserie unter dem Fensterbrett. Da gab es ein scharfes Geräusch, wie wenn ein Schloß einschnappt, das Paneel wich und bewegte sich um einige Centimeter weiter zurück, die Naute auf dem Fußboden aber klappte an zwei verborgenen Scharnieren in die Höhe, wie wenn ein Kasten durch Federdruck geöffnet wird, und enthüllte eine Vertiefung im Fußboden, aus der eine dicke Staubwolke emporquoll.

„Nun werden wir wohl finden, worauf der fremde Herr hingewiesen,“ sagte ich, mich unwillkürlich umsehend, „aber was?“

Doktor Marino zuckte mit den Achseln. „Unheimliches dürfte es kaum sein,“ meinte er, „dazu scheint mir das Versteck zu klein. Tief ist's wohl, aber immerhin eng. Auf alle Fälle möchte ich einmal hineinleuchten, nun der Staub sich verzogen hat.“

Ich holte rasch eine Schachtel Wachsstreichhölzer herbei und reichte ihm eines; nach ein paar Minuten atemlosen Wartens langte er mit seiner Rechten hinab

und holte eine längliche Blechkapsel hervor, deren Deckel sich leicht genug abheben ließ. Die Kapsel ausschüttend, brachte er aus derselben eine Rolle engbeschriebener Pergamentblätter zum Vorschein, die mit einer seidenen Schnur zusammengebunden waren.

Ein erneutes Herableuchten überzeugte, daß das Versteck nichts weiter enthielt. Doktor Marino drückte also die Naute wieder fest in den Boden, das Paneel bewegte sich nach vorn, ein schrilles Schnappen, und das Geheimfach war wieder geschlossen.

„Ein kinderleichter Mechanismus,“ murmelte der Doktor, „aber gut erdacht. Jedenfalls hat früher hier ein Möbel, Stuhl oder Tisch oder Truhe, gestanden und das Versteck völlig verdeckt. Nun, kraft meiner Vollmacht ergreife ich also Besitz von diesen Papieren für das Haus Spada.“

Er hatte sich erhoben, die Kapsel unterm linken Arm, die Rolle Pergamentblätter in der Hand, während er mit der Rechten die seidene Schnur löste. Er rollte die Rolle auseinander und überflog die erste Seite, bedeckt mit gar krausen Schriftzügen in altem Italienisch, schwer zu entziffern dem Laien, doch für den Geübten — und das war Doktor Marino jedenfalls — keine unüberwindliche Arbeit.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, nach einer Weile aufsehend, „unsere gemeinsame Arbeit im Archiv dürfte mit diesem Fund beendet sein, denn mir scheint, wir werden aus diesen Blättern alles erfahren, was Donna Dolanta betrifft. Ist aber die Theorie eine richtige, die Sie gestern in dem Werke über okkulte Wissenschaften fanden, so dürfte der fremde Herr, wenn er in diesem Leben Jacopo Nani hieß und der Schreiber dieser Zeilen war, nicht mehr erscheinen, nun eine menschliche Hand sein Manuskript gefunden, wie er es gewünscht.“

„Wie er es gewünscht?“ wiederholte ich, ganz verwirrt und mich fragend, ob ich träumte.

„Nun,“ sagte Doktor Marino, „Sie haben das erste Anrecht darauf, zu wissen, was diese Blätter enthalten, denn Sie haben den „fremden Messer“ zweimal gesehen — ich niemals. Wollen wir nicht gemeinsam dieses Manuskript lesen?“

„O, nur zu gerne,“ erwiderte ich lebhaft. „Wann beginnen wir?“

„Sogleich, falls Sie nicht vorziehen, eine Spazierfahrt zu machen.“

„Die bleibt mir heute nachmittag. Vorläufig scheint mir das Schicksal der Donna Yolanta im Vordergrund alles Interesses zu stehen.“

„Also, avanti, zurück nach dem Archiv, wo Signora Danieli sitzt und auf uns wartet!“

„Und das Paneel in der Stanza d'Dro?“

„Vielleicht enthalten diese Blätter auch eine Nachricht darüber.“

Affunta Danieli saß richtig noch in dem Lehnstuhl am Ramin im Archiv und wartete unserer. Was hatte sie übrigens für einen prächtigen Kopf, die alte Frau, klassisch wie eine antike Gemme, und würdig genug sah sie auch aus in ihrem schlichten, schwarzen Kleide mit dem weißen, gekreuzten Musselintuche à la Marie Antoinette, der blütenweißen Schürze und Haube. Sie nickte uns zu, als wir eintraten.

„Ich habe Besuch gehabt,“ rief sie uns entgegen. „Sie war hier, die hochedle Donna Yolanta. Viele Wochen habe ich sie nicht mehr gesehen, aber sie hat heute nicht mehr geweint, sie hat dort auf die Wand gedeutet und gelächelt, und ganz aufgeregt ist sie gewesen. Ich weiß schon, warum. Weil die blonde Braut gekommen ist — die „Gesellschafterin“ nennt ihr sie alle.

Als ob ich's nicht besser wüßte! Ja, ja, ihr mögt schon mit den Achseln zucken und thun, als wüßtet ihr nichts, aber ihr müßt euch erinnern, was ich vor Jahren und Jahren prophezeit habe, wie der Geist über mich kam und ich das zweite Gesicht hatte, das noch nie im Leben getragen hat. Ihr schüttelt mit dem Kopfe? Ha, ich habe es sogar aufschreiben lassen durch meinen Sohn, und die Marchesa versprach, das Dokument im Archiv zu verwahren. Ja, also ich sah die Donna Nolanta, und eine innere Stimme hieß mich, ihr zu sagen: Erlöst wirst du werden, wenn ein Spada einst wieder ein blondes Weib heimführt. Eine Blonde wird dem Hause großes Glück bringen — ja, ja, eine Blonde —"

Die Rede der Alten verlief in ein undeutliches Gemurmel, sie schien unsere Gegenwart total vergessen zu haben, versenkt in ihre eigenen Gedanken und Erinnerungen.

"Ist sie nicht ganz richtig hier?" fragte ich den Doktor, auf meine Stirn deutend. „Sie scheint Sie und mich für ganz andere Persönlichkeiten zu halten, und dunkel ist ihrer Rede Sinn —"

"O, sie ist sonst noch scharf genug," erwiderte er. „Aber sie war immer, was die Leute eine Hellseherin nennen — übrigens eine harmlose Beschäftigung, da sie niemals Schaden dadurch verursacht hat."

"Jedenfalls hat der Palazzo mehr Spezialitäten, als man in ihm vermuten kann," meinte ich mit leichtem Schauern.

Doktor Marino lächelte. „Es ist eben alles Gewohnheitsache," sagte er. „Wir Südländer, besonders aber wir Venetianer, sind dem Fremden schwer verständlich durch unsere — „Spezialitäten“, wie Sie's ganz richtig nannten. Aber seien Sie ehrlich: der Norden hat nicht minder feine Eigentümlichkeiten, und

auch dort wird es noch Orte geben, wo sie sich, unberührt von dem Strome der Zeit, erhalten haben, gehegt und gepflegt durch eine wie das Evangelium geglaubte Tradition — wie in Venedig.“

Darin konnte ich dem Doktor nur recht geben, und eine Menge Beispiele kamen mir dafür in den Sinn. Doch das gehört nicht hierher.

Nun also, wir rollten die Blätter des durch so eine auffallende Kette von „Zufälligkeiten“ gefundenen Manuskripts auseinander und glätteten sie, deren krause Schrift für den ersten Blick entschieden wie Chinesisch ausah. Aber dann konnte man doch einzelne Buchstaben, ja auch Worte entziffern — eine Kunst, in der Doktor Marino mir indes sehr „über“ war durch ständige Übung und den Umstand, daß es seine, wenn auch veraltete Muttersprache war, in der jene Blätter geschrieben. Diese beiden ungeheuren Vorteile räumte ich ihm auch frei und offen ein, und er machte den Vorschlag, das Manuskript zu lesen und mir zu diktieren, damit ich es leserlich und in modernem Italienisch wiedergegeben zum besseren Verständnis niederschriebe.

Papier war bald geschafft, ich nahm Platz an dem zum Schreiben bestimmten Tische, Doktor Marino setzte sich neben mich, und die Arbeit begann.

Als es Zeit war zum Lunch, waren wir infolge der langen Unterbrechung noch nicht zur Hälfte fertig mit dem Manuskript, dessen Inhalt uns mehr als einmal staunend einhalten ließ und uns fast den Atem nahm vor Spannung.

Als Attilio melden kam, daß serviert sei, und wir einhalten mußten, da sagte ich: „Herr Doktor, ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber mir läßt es nicht eher Ruhe, als bis ich weiß, was Jacopo Nani noch zu sagen hat, bis ich die Tragödie kenne, die in

diesen Blättern verzeichnet steht — ich kann nicht bis morgen damit warten.“

„Und ich kann Sie nicht krank werden lassen über dieser Sache,“ erwiderte der Doktor freundlich. „Lassen Sie uns einen Kompromiß schließen. Nach dem Lunch setzen Sie sich hübsch in die Gondel, die für Sie schon bestellt ist, und lassen sich darin herumrudern, wohin ich mir erlauben werde, Sie zu senden. Die Fahrt nach dem Lido, die mit im Programm stand, soll denn zu Ehren Jacopo Nanis gestrichen werden, und ich erwarte Sie samt unserem Lese- und Schreibmaterial um fünf Uhr im Salon neben dem kleinen Speisesaal, wo Formosa uns und Signora Danieli eine Tasse Thee bereiten soll. Bis zur Pranzo werden wir dann wissen, was in diesen Blättern steht, oder können sie nach dem Diner beenden. Ist's Ihnen so recht?“

Ich glaube, es hätte gar nicht anders als mir recht sein können, denn es war gar freundlich vorgeschlagen, und so sagte ich's dem Doktor auch.

„Nun,“ meinte er lächelnd, „das ist doch natürlich, wenn ich ein wenig für Sie forge. Sind wir doch Kollegen.“

„Ja, wenn Sie nicht ein verkappter Prinz sind,“ sagte ich neckend.

„Und Sie die Prinzessin, für die Sie Mutter Danieli hartnäckig ansieht,“ gab er prompt zurück.

„Nein, in dieser Beziehung ist mein Gewissen ganz rein,“ konnte ich amüsiert versichern.

„Wer weiß,“ war die lachende Erwiderung. „Man hat Beispiele von Exempeln — ich werde Formosa beauftragen, Ihnen eine Erbse unter die Matratze zu legen in einer der folgenden Nächte, wenn Sie die spüren, dann hat Mutter Danieli unweigerlich recht.“ —

Das Programm wurde genau dem Entwurfe des



Doktors entsprechend ausgeführt, und ich mußte ihm recht geben, denn ich kam kurz vor fünf Uhr erfrischt von meiner Ronde per Gondel zurück und fand meinen Gefährten samt der tauben Duenna im Salon vor, wo es freilich bedeutend gemüthlicher war als in dem kellerartigen Archiv mit seinem Steinfußboden, aber freilich auch nicht so „stimmungsvoll“.

Doch die „Stimmung“ kam von selbst, je weiter wir in dem Manuskripte vordrangen, und als wir es richtig hart vor der Pranza beendeten, da — ich schäme mich fast, es zu gestehen — da heulte ich dumme Diefse wie ein Bockfisch über eine Tragödie, die über vierhundert Jahre alt war und vielleicht darum so mächtig ergriff, weil sie, von einem Augenzeugen naiv und kunstlos geschildert, mit dem Pulsschlag jener verklungenen Zeit an das Empfinden appellierte.

Das Manuskript aber lautete in der Uebersetzung wie folgt:

„Ich, Jacopo Nani, Kavalier des Messer Michele della Spada, schreibe dieses nieder am Tage Mariä Geburt im Jahre des Heils Eintausendvierhundertundneunzig. Und weil Michele della Spada mich einen heiligen und furchtbaren Eid hat schwören lassen, daß niemals ein Wort davon über meine Lippen kommen wird und ich es bei Todesstrafe keiner Menschenseele je erzählen dürfe, sei es im Beichtstuhl, sei es vor Laienohren, so schreibe ich es nieder und verberge es in der Dublette der alten Dogareffa, wo sie ihre Papiere aufhob vor den Späheraugen des Rates der Drei, und wenn es eine Gerechtigkeit giebt im Himmel und auf der Erde, so werden Menschenhände diese Blätter bald oder dereinst finden und mich meines nie gehaltenen Versprechens wegen entledigen von dem Gewissenswurm, der in mir nagt und mich nicht ruhen

läßt bei Tag und bei Nacht, der mich ihr holdselig Bild erblicken läßt, wo ich gehe und stehe.

Für den, der dieses findet, wenn der Name Jacopo Nani längst vergessen ist — obwohl ich zum Himmel flehe, es möchte früher geschehen — dem sei vorweg gesagt, daß ich Michele Spadas, des Dogen Enkel, Gefährte war von Kindesbeinen an. Früh verwaist und ohne Mittel nahm mich die alte Dogareffa, seine Großmutter, auf in die Ca' Spada und gab mich ihrem gleichfalls verwaisten Enkel zum Gespielen. Wir lernten zusammen bei dem Hausgeistlichen und zogen zusammen auf die Universität zu Padua, denn die alte Dogareffa hoffte, ihren Enkel noch auf dem Dogenthron zu sehen, auf dem ihr Gatte gegessen, und dazu mußte er schon etwas mehr können, als die goldene Jugend der venetianischen Patriziersöhne sich sonst rühmen konnte zu wissen, und so studierten wir zusammen Staatswissenschaften, Völkerrecht und etliches von den verwandten Fächern. Was mir blutsauer wurde, erlernte Michele spielend, und gut war das für ihn, denn er führte gerade kein Mönchsleben in Padua, und ich mußte mitmachen, was er that, und hatte er etwas gethan, was ihn in die Klemme bringen konnte, so wußte er's gewiß so zu drehen und zu wenden, daß ich der Schuldige war, was mich in einen recht üblen Ruf brachte. Doch damals lachte ich noch darüber und that mir womöglich etwas zu gute, ohne zu ahnen, daß Michele mich dadurch immer mehr in seine Gewalt bekam, mir immer fester die Hände band und mich zu seinem willenlosen Spielzeug machte. Denn was später immer schärfer Michele Spadas Charakter ausmachte, das hatte von Jugend auf in ihm gelegen: er war ehrgeizig bis zum Verbrechen, skrupellos in seinen Mitteln, wenn es galt ein vorgesehtes Ziel zu erreichen, grausam, herzlos und schön dabei wie

Apoll. Wenn der Himmel ihn so strafen wollte, wie er's verdient, dann müßte aus dem barmherzigen Gott noch einmal der furchtbar rächende Jehovah des alten Bundes werden und Lucifer eine besondere Hölle stiften, in der wir dereinst uns treffen müssen, denn Gott sei's geklagt, um was ich besser und weicherziger war als er, um das habe ich durch meine Schwäche der Nachgiebigkeit gesündigt, weil ich zu Wachs in Michele Spadas Händen von Kindheit an geformt, Wachs geblieben bin, bis — was such' ich nach jenem einen furchtbaren Tage — bis heute!

Als wir nach beendetem Studium von Padua nach Venedig zurückkehrten, fanden wir die alte Dogareffa recht hinfällig an Körper vor, doch thatkräftig und klar im Geiste. Sie hatte immer viel Güte und Gnade für mich und meinte es nur gut mit mir, als sie mich zum Kavalier und beständigen Begleiter ihres Enkels bestimmte, denn es ist nun einmal so Sitte hier in Venedig, daß die reichen und mächtigen Patrizier sich die Söhne des armen Adels zu Kavalieren und Vertrauten machen gegen reiche Kleidung, Wohnung in ihren Palästen und gelegentliche Geschenke an barem Gelde. Arm, wie ich war, hätte mir Besseres gar nicht passieren können, wer's so von außen stehend ansah, heute sage ich: Schlimmeres konnte mir nicht werden, trotzdem es ja anfangs ein lustiges Leben war. Die alte Dogareffa aber nahm sichtlich ab an Lebenskräften und vertraute mir gegen das Ende ihres Lebens das Geheimnis ihrer Dublette an, für alle Fälle. Doch ehe sie starb, erfüllte sich noch ihr Herzenswunsch: sie verlobte Michele mit der reichen Erbtöchter eines großen und mächtigen Hauses, der damals sechzehnjährigen Donna Yolanta Tiepolo.

Die Trauerzeit um seine Großmutter legte Michele

einigen Zwang auf, und da er ein Mann der Form war, so erfüllte er dieselbe auch mit scrupulöser Genauigkeit — nach außen hin, insgeheim ließ er sich nichts abgehen von seinen Vergnügungen, unbekümmert um die Trauer und seinen Bräutigamsstand. Nun, die vorgeschriebene Zeit ging zu Ende, und Michele führte Donna Yolanta heim als junge Frau in den Palazzo Spada.

Gott, was war sie schön und holdselig, als sie an seiner Hand der Gondel entstieg und die Schwelle ihrer neuen Heimat betrat! Und sie war mehr als schön, sie war wie ein Engel des Himmels gut, unschuldig und edel — mir kam sie immer vor wie eine fleckenlose Lilie, die man in eine kostbare Vase, aber in vergiftetes Wasser gesetzt. Wenn sie mit ihrem süßen Lächeln, ihren großen, unschuldigen Kinderaugen vor mir stand und in ihrer gütigen, freundlichen Weise mit mir redete, kam ich mir immer besser geworden vor und schämte mich in der Tiefe meines Herzens meines nichtsnutzigen Lebens. Ich hätte den Boden küssen mögen, auf dem sie gestanden, ich habe sie angebetet, verehrt, geliebt, wie man eine Heilige verehrt, ohne einen sündhaften Gedanken oder Wunsch. Ein schlechter Kerl war und bin ich, dank Michele Spada, aber so schlecht, daß ich mit sündigem Begehren zu Donna Yolanta aufgeschaut hätte, gottlob, so schlecht bin ich nie gewesen.

Ob es Messer Giorgios Zvonicos gehalten hat wie ich, weiß ich nicht. Er war ein vornehmer Grieche und hielt sich bei venetianischen Verwandten auf, und wo Michele sich mit seiner holden Gemahlin zeigte, da war auch er zu sehen und ließ den Blick nicht von ihr. Nie hat er mit ihr gesprochen, daß ich es wüßte oder erfahren hätte — und was hätte ich nicht erfahren — nein, er stand nur von weitem und verschlang sie mit

den Blicken, und die Leute fingen schon an sich totzulachen über den blöden Verehrer, der es nur von ferne war und nicht einmal eine Serenade oder einen Blumenstrauß riskierte, um seinen Gefühlen wenigstens dadurch Ausdruck zu geben. Aber nicht ein Hauch berührte Donna Yolanta von alledem, sie bemerkte das Gebaren ihres griechischen Anbeters überhaupt nicht in der Unschuld und Harmlosigkeit ihrer Kinderseele, und selbst die klatschfüchtigste Zunge, das böseste Mundwerk wagte nicht, ihr etwas davon zu hinterbringen. Sie schien wie gefeit gegen den Hauch der Welt, der den Frieden der Seele stört.

Und wer am meisten sich über den blöden Griechen belustigte, das war Michele Spada selbst. Hatte er auch nichts übrig an Liebe für sein junges Weib, so achtete er doch ihre Unschuld und mußte die Ehre seines Namens bei ihr in guter Gut. Auch hatte er mit ihren Eltern und hochgestellten Verwandten zu rechnen; sie hatte ihm ein reiches Heiratsgut gebracht und für ihn vielfach wichtige Verbindungen, darum hatte er sie, die seine Großmutter für ihn ausgesucht, ohne Widerspruch zur Frau genommen, so wenig oder gar nicht sein Herz bei dieser Wahl beteiligt war. Freilich, ihre Schönheit schmeichelte ihm, aber sie vertrat nicht die Richtung von Schönheit, die er liebte.

Fast ein Jahr waren Michele und Yolanta vermählt, da trat die Katastrophe ein, von der ich schreiben will, und daß es die lautere Wahrheit ist, dafür stehe ich ein mit meinem Manneswort, das ich gottlob nie eitel und leichtfertig gegeben, sondern in meinem besleckten Leben heilig gehalten habe wie meine Gefühle für Donna Yolanta.

Doch dazu muß ich etwas nachholen. Im Jahre 1472 hatte König Jakob II. von Cypern, um sich

Venedigs Schutz für seine illegitime Krone zu sichern, die blendend schöne, achtzehnjährige Donna Caterina Corner oder, wie man oft auch schrieb, Cornaro zur Frau begehrt und durch ihren Ohm, den von Venedig Verbannten, auch erhalten. Donna Caterina war aber durch ihre Mutter eine Tante der Donna Yolanta. Schon 1473 starb indes der König von Cypern, und die Königin Caterina, seine Gemahlin, übernahm für ihr nachgeborenes Söhnchen, den nunmehrigen König Jakob III., die Regierung, das heißt sie gab den Namen dazu, denn thatsächlich war es Venedig, das ihr jeden Regierungsakt vorschrieb, dessen nicht immer willige Stroh puppe sie war, und wer ihren klaren, scharfen Geist, ihre Gelehrsamkeit kennt, der wird sich dessen nicht wundern. Leider für sie, der Republik aber sehr gelegen, starb der kleine König, und da man fürchtete, die Königin möchte nun die Krone an sich reißen, so sandte der Rat der Zehn Zeno Corner, der Königin Bruder, nach Cypern mit der Weisung, seine Schwester zurück nach Venedig zu bringen. Das geschah denn auch zu Ende des Jahres 1489; unter großem Prunk und Herrlichkeit wurde die Königin allhier empfangen, und sie bezog den schönen Palast am Canale Grande, schrägüber der Casa d'Oro, den man seitdem den Palazzo Corner della Regina nennt. Im folgenden Frühling freilich bezog sie dann ihren herrlichen Landsitz zu Asolo bei Treviso; wo sie mehr noch Hof hielt als hier und alles um sich versammelt, was sich hervorthut an Geist, Talenten, Geburt und hohe Stellung.

Michele Spada war, seit die Königin von Cypern in Venedig eingezogen, wie ausgewechselt. Freilich, ihre reise, stolze Schönheit ist so recht das, was ihm gefällt, aber ich kannte doch Michele Spada zu gut, um

nicht zu wissen, daß er um purer Liebesthorheit willen keinen Finger gerührt hätte. Dazu war er viel zu kühl überlegt, viel zu kaltherzig, einer wahren, echten und tiefen Leidenschaft unfähig und viel zu berechnend, um nicht zu wissen, daß es sein Vorteil nicht war, wenn er die Königin kompromittierte, die ihm übrigens nie eine andere Schuld erwies, als wie eine Frau und Königin sie einem gern gesehenen Verwandten und Vasallen gewährt, dessen Frau sie ganz besonders in ihr Herz geschlossen.

Was also suchte Michele Spada an? Lang tappte ich mit dieser Frage im Dunkeln, bis ich zufällig — gleichviel wie — auf die Lösung kam: er sah in der freien Hand der Königin eine Staffel zu höchsten Ehren, zum möglichen Wiedergewinn der Krone von Cypern, auf die sie zu Gunsten Venedigs zwar Verzicht geleistet, aber, mein Himmel, es wäre nicht zum erstenmal gewesen, daß ein Verzicht widerrufen, ein Vertrag gebrochen wurde! Das einzige Hindernis für diesen kühnen Plan war für Michele, der seines Sieges immer sicher war, wenn er siegen wollte, nur — seine Frau.

Seit ich wußte, was Michele plante, gab ich keinen Deut mehr für ihr junges Leben, denn skrupellos wie er war, wäre er davor nicht zurückgeschreckt, aber wenig ahnte ich, mit welcher satanischer Subtilität er das Hindernis für seine ehrgeizigen Pläne aus dem Wege räumen würde, so daß jeder Verdacht gegen ihn selbst ausgeschlossen blieb. Und das kam so: Die stille, nur aus der Ferne dokumentierte Verehrung des Griechen, Messer Giorgios Ivonicos, die der venetianischen Gesellschaft bisher ein Duell wirklich harmlosen Vergnügens gewesen, bekam mit einemmal im Munde der Leute eine andere Auffassung, die zu meinem Schrecken und meiner gerechten Empörung den Namen Donna Yolantas

erst mit unreinem Hauche streifte und endlich zu befudeln drohte. Ein paar junge Bürschchen, die ich in Verbindung mit dem des Griechen ihren Namen zum mindesten unehrerbietig nennen hörte, belehrte ich mit dem Degen in der Faust eines Besseren und schrieb ihnen damit meine Auffassung mit blutigen Lettern auf die Haut, aber als dann auch von anderen Seiten das Gift der elendesten Verleumdung auf Donna Yolantas reinen Namen geworfen wurde, ward ich stutzig und erkundigte mich vorsichtig nach der Quelle dieser wahnwitzigen, niederträchtigsten aller Lügen. Und da erfuhr ich denn, daß in der Gesellschaft allenthalben anonyme, räthselhaft und geheimnißvoll in die Häuser gespielte Briefe umherspukten, welche den Namen Donna Yolanta mit dem des Griechen in einen schmutzigen Zusammenhang brachten. Durch meine vielfachen Verbindungen mit den Hintertreppen unserer Paläste gelang es mir, etliche dieser Briefe zu sehen — ihre Handschrift war wohl verstellt, aber mir aus manchen Eigentümlichkeiten doch nur zu vertraut: Michele Spada selbst war der Schreiber!!!

Weise wär's von mir gewesen, über diese Entdeckung hübsch den Mund zu halten und zu beobachten, was Michele's nächster Schritt sein würde, den Griechen und endlich auch Donna Yolanta rechtzeitig zu warnen und womöglich zu retten vor dem sich zuziehenden Netze der schändlichen Intrigue gegen ihre Ehre, ihre Ruhe und ihr junges Leben, und meine Kenntniß von Michele's Charakter hätte mir diese Weisheit eigentlich zur Pflicht machen müssen, aber mein leider auch zu warmes Blut und mein empörtes Gerechtigkeitsgefühl, empört, soweit Donna Yolanta in Betracht kam, spielten mir den bösen Streich, daß ich spornstreichs vor Michele trat und ihm, bebend am ganzen Leibe, seine Schänd-



lichkeit mit bitteren Worten vorwarf und ihm schwor, ich würde ihn dem Räte der Zehn anzeigen, wenn er nicht gleich gut machte, was er schon Uebles gewirkt.

„Das wirst du nicht thun, Jacopo, mein Freund,“ war seine kühle, ganz ruhige, fast hohnvolle Erwiderung auf meine vor Erregung sich überstürzende Rede, und als ich dadurch gereizt noch heftiger aufbrauste, sagte er: „Hör mich wohl an: Meine Großmutter, die Dogaresse, hat von diesem Hause aus Intriguen gesponnen gegen den Rat der Drei, weil sie, möglicherweise sehr richtig, unter ihm den persönlichen Feind vermutete, der ihrem Sohn, meinem Vater, den Weg zur Dogenwahl versperrt. Daß ich von diesen Intriguen nichts gewußt, dafür hab' ich dem Räte der Zehn genügenden Beweis geliefert, aber ich weiß, daß du, Jacopo Rani, der Zwischenträger für meine Großmutter warst und um ihre Pläne gewußt hast. Nun, diesen Zwischenträger sucht der Rat der Drei noch heute mit ungeschmälertem Eifer, und mehr als zwei oder drei Unschuldige haben für den Verdacht, es zu sein, die Schwelle der Todespforte des Dogenpalastes überschritten — ja, auf einen hab' ich sogar den Verdacht gelenkt, um dich vor der sehr sicheren Strafe oder Rache des Rates der Drei zu schützen, der für den ihren Fingern immer durchschlüpfenden Inkulpat seinen Bravo beauftragt hat. Nun siehst du, Freund und Vetter Jacopo, daß du mit deiner dummen Anklage, die dir doch kein Mensch glaubt, nichts weiter erreichen wirst, als daß ich dich unfehlbar gleichzeitig dem Räte der Drei als den langgesuchten Zwischenträger meiner Großmutter denunzieren würde. Dann hast du deinen letzten Becher Wein getrunken, mein Schatz, und du kannst dich drunten bei den Fischen mit deinen Vorgängern darüber einigen, was besser ist: den Michele Spada seinen Weg gehen

zu lassen oder ihn zu kreuzen. Was ich auch plane, geschieht unter allen Umständen und ist im Detail ausgearbeitet, und nun ich weiß, wie sehr dein Herz dabei beteiligt ist, sollst du auch gewürdigt werden, das Schlußtableau zu sehen."

Glend an Leib und Seele, krank vor Ekel, Angst und Weh hab' ich Michele Spada nach dieser Unterredung verlassen. Also was ich gethan, um meiner Wohlthäterin, der alten Dogareffa, meine Dankbarkeit zu bezeigen, das wurde mir nun zur Kette, wie es umgekehrt mein Strick um den Hals gewesen. Schwieg ich und ließ Michele gewähren, so ließ ich damit ein Verbrechen zu, und suchte ich es zu verhindern, so war es mein Tod. Und ich Glender zog letzteren nicht vor, sondern suchte meine Feigheit und meine Todesfurcht mit der Ausrede zu entschuldigen, daß ein toter Freund gar kein Freund mehr sei und ich Donna Yolanta natürlich auch nicht retten könnte, wenn ich nicht mehr da sei. Pläne, sie und vor allem mich dennoch zu retten, kreuzten sich wild in meinem Kopf, als ich nach jener Unterredung auf meinem Lager lag, mein armes Gehirn vergeblich nach einem Auswege zermarternd. Als die Nacht hereinbrach, kam ich zu dem Entschlusse, zu verreisen, um wenigstens nicht zusehen zu müssen, was geschah — ich mußte, es war feige Fahrensflucht, aber was blieb mir denn, wenn ich mich doch nicht entschließen konnte, mein bißchen Leben daran zu wagen? Mitternacht war über diesen schrecklichen Gedanken und Kämpfen gekommen, und als mir danach schien, als wollte der Schlaf mich für Stunden von dieser Seelenmarter befreien, da öffnete sich meine Thür, Michele Spada trat ein und warf sich in den Sessel neben meinem Bette.

"Jacopo, mein Freund," begann er mit seiner auf-

reizenden, hohnvollen Ruhe, deren Ton immer wirkt wie Peitschenschläge, „dein polternder Eifer hat meine Pläne vorzeitig gereift und mich eher zum Handeln veranlaßt, als ich eigentlich wollte. Nicht etwa, daß ich dich fürchtete, denn ich meine, deine Hände sind dir so fest gebunden, als es möglich ist, aber du hast mich nachdenklich gemacht, lieber Junge, und mir die ganz unbewußte, aber gute Lehre gegeben, daß zu straff gespannte Saiten leicht springen können. Also zunächst: der Grieche ist erledigt.“

„Wieso? Abgereist?“ fragte ich gespannt.

„Abgereist — ins Jenseits,“ entgegnete Michele, als melde er, Don Giorgios sei nach Chioggia gefahren.

Ich schlug die Hände zusammen. „Herr des Himmels!“ sagte ich unwillkürlich leiser. „Wozu das?“

„Weil das zu meinen Plänen gehört,“ war die kühle Antwort. „Und Donna Yolanta wird heut nacht abreisen, und morgen wird ganz Venedig wissen, daß die beiden geflohen sind, und alle Welt wird den armen Messer Michele Spada beklagen, dem solch ein Unglück unverschuldet zustößen mußte. Siehst du, Jacopo, mein Freund, so kann auf deinen teuren Michele kein Schatten von einem Verdachte fallen, der doch sicherlich aufgetaucht wäre, wenn er das Unglück gehabt hätte, seine Frau durch irgend einen Schlagfluß oder Fieber zu verlieren. Du weißt, es ist immer mein Prinzip gewesen, unnützes Gewäsch zu vermeiden. Und nun stehe auf, mein Junge, und folge mir, denn ich will dir erlauben, der Abreise der Donna Yolanta beizuwohnen, weil du sie doch so sehr liebst. Weiß der Himmel, was diese Puppe ohne Blut und Leben an sich haben muß, daß sonst ganz vernünftige Leute sich in sie verlieben und sie von fern anbeten wie ein Klosterschüler

eine Extrakollation! — Nun, Jacopo, auf! Was zögerst du noch?“

Ich versuchte einen Laut aus meiner trockenen Kehle herauszubringen, aber es kam nur ein unartikuliertes Geräusch wie Röcheln daraus hervor, und ich fühlte, wie jeder Blutstropfen mir aus den Wangen gewichen war. Das Ungeheuer, das ich bis heute Freund genannt, hatte sich erhoben und stand vor mir mit einem Lächeln, mit dem er sich an meinen Qualen weidete, schön wie Lucifer, stark wie Mars, prächtig anzuschauen in seinem schwarzsammetenen Wams, dessen Knöpfe und Spangen von Rubinen funkelten und gleißten wie Blutstropfen. Auf seinem Barett saß eine Adlerfeder, gehalten von einer juwelenblitzenden Spange, und über die Schultern hatte er einen prächtigen Mantel geworfen von schwarzem, damassiertem Sammet, gefüttert mit blutrotem Atlas und verbrämt mit dem kostbaren Rauchwerk des Blausuchses.

„Wenn du mich genug bewundert hast, Jacopo, mein Freund, dann stehe auf und folge mir,“ sagte er höhrend, meinem auf ihn gerichteten Blick belegend. „Oder,“ setzte er plötzlich wild drohend hinzu, „oder ich werde dir Beine machen!“

(Fortsetzung folgt.)





# Aschenbrödel.

Novellette von E. Eysell-Kilburger.

Mit Illustrationen  
von Marie Böhm.



(Nachdruck verboten.)

**E**s ist an einem Frühlingsnachmittage in Berlin. Das Straßenleben zeigt sich farbig, lustig, aber auch sehr hastig. Es ist, als wenn der Frühling aus allen diesen neuen Sommerkleidern und lecken Hüten, aus den Körben der Blumenverkäuferinnen dufte, vom Tiergarten in starken Wogen herüberströme.

Am Potsdamerplatz staut sich der Verkehr noch mehr als sonst, die prickelnde Ungeduld des Frühlings scheint es allen diesen Leuten angethan zu haben, die um einen Platz auf der Elektrischen kämpfen und es wunder wie eilig zu haben scheinen.

Mitten durch das Gewirr von Menschen, Droschken und Straßenbahnen schlängelt sich eilfertig und geschickt ein junges Mädchen, den linken Arm voller Pakete, einen Tazettenstrauß nach oben mühsam dazwischengeklemmt. So hastig sie ist, daß es fast wie ein Wunder erscheint, daß sie noch glücklich der weiß-roten, nach dem Westen fahrenden Elektrischen entgeht und an der Linkstraße die nach dem Alexanderplatz gehende Bahn erreicht.

Der Wagen hat sich schon in Bewegung gesetzt, es

ist gefährlich und zugleich gegen das Reglement, noch einzusteigen, aber dem Mädchen scheint viel an ihrem Mitkommen zu liegen; sie hat das Trittbrett erklimmen,



aber die Hast macht sie unvorsichtig, ihr Fuß bleibt an dem Trittbrett hängen, ihr Schuh löst sich vom Fuße und fällt, während der Wagen nun schon weiterfährt, einem Herrn vor die Füße, der eben im Begriffe ist, quer über die Straße zu gehen.

Er nimmt das zierliche Ding in die Höhe und schaut dem Straßenbahnwagen nach. Das muß die Besitzerin sein, die sich dort über die Brüstung lehnt und von dem Kondukteur und ein paar Herren beschwichtigt wird. Deutlich kann er sie nicht erkennen, er empfängt nur den Eindruck eines jungen, sehr hellen Gesichtchens, das von einem weißen Sporthütchen durch einen Streifen tief dunklen Haares geschieden wird.

Einen Augenblick besteht er das Schuhchen: wie winzig muß das Füßchen sein, an dem dieses Aschenbrödelpantöffelchen noch lose sitzen konnte! Dann machte er den Versuch, die nächste Elektrische zu besteigen, um der Dame nachzufahren, denn selbstverständlich wird sie an der nächsten Haltestelle auf ihr Eigentum warten.

Jedoch es ist zur Zeit des Hauptverkehrs, die Bahn ist besetzt, die zweite und dritte ebenso. Nun nimmt er eine Droschke und fährt durch die Leipzigerstraße, an jeder Haltestelle anhaltend und dabei das Schuhchen deutlich von sich streckend, damit die Eigentümerin sich melden kann. Man lacht hinter ihm her, macht Glossen. Als er bis zum Dönhofsplatz gekommen ist, fängt die Sache an, ihm langweilig zu werden.

Mittlerweile hat er auch Zeit gefunden, das kleine Ding genauer zu ansehen. Er gehört ja nicht zu jenen, die eine Frau wie ein Pferd nach der Feinheit der Gelenke tagieren, aber er müßte kein Mann sein, wenn ihn dieser besonders kleine Schuh nicht lebhaft interessierte. Der Größe nach nicht viel mehr wie ein Kinderschuh, dabei aber von einem exquisiten Schwung des Spannes, von einer graziösen Schmalheit der Sohle. Der Absatz nur halbhoch, das weiche, schmiegsame braune Leder über dem Spann zu einem hohen Blatt aufsteigend, das eine mattpolierte Bronzeschnalle gegen den

Schuh hin begrenzt. Wirklich sehr, sehr niedlich und chic.

Der junge Mann weiß, was er zu thun hat: den Schuh auf dem Polizeibureau abgeben. Das ist die einfachste Sache von der Welt. Für heute ist es freilich zu spät geworden, er hat für den „Rüdesheimer“ eine Verabredung mit zwei Herren, für die er eine Patentsache auszufechten hat, denn er ist seines Zeichens Patentanwalt. Das wird sich bei einer Flasche gut gekühltem Rheinwein am gemütlichsten besprechen.

Schnell läßt er seine Droschke vor einem Zigarrengeschäft halten, macht einen kleinen Einkauf und erbittet sich dabei einen Bogen Papier, in den er das Schuhen einwickelt. So zierlich und schmiegsam ist das Dingelchen, daß das Paket sich kaum in der Tasche seines eleganten, modefarbigen Sommerüberziehers abzeichnet.

Im „Rüdesheimer“ ist er schon erwartet worden, die beiden Herren sind alte Geschäftsfreunde, mit denen er ganz kordial steht. „Nun, Doktor, natürlich wieder unpünktlich — wollen Sie sich auf den Vielbeschäftigten hinauspielen?“

„Oder wieder irgend ein nettes Abenteuer? Das ist ja nun mal Doktor Lohmanns Spezialität.“

„So — bin ich darauf wirklich geeicht?“

„Aber natürlich, das wird Ihnen noch einen Welt-ruf begründen. Weiß der Himmel, wie Sie's anfangen — unsereinem passiert nie etwas, und wenn man's noch so sehr darauf anlegt. Sie dagegen —: an Ihren Rockknöpfen bleiben Schleier und Taschentüchlein hängen, Wellensittiche und Kanarienvögel flattern Ihnen ins Bureau, an den Sitzfaßsäulen werden Sie von harrenden Schönen als der Erwartete angesprochen, in Pferdebahnen dürfen Sie anderen verlegenen Schönen mit einem Nickel aushelfen — na, kurz und gut!“



„Danach muß ich mich freilich bedenken, auch noch mein neuestes Abenteuer preiszugeben. Kommen wir also zur Sache. Die Angelegenheit mit Ihrer verbesserten Bremse liegt insofern für Sie ungünstig, als sie überhaupt nicht patentfähig ist und dafür nur Musterschutz in Frage — —“

„Davon später ausführlich — vorerst noch Ihr neuestes!“

Der Doktor sträubt sich erst ein bißchen, dann erzählt er natürlich dennoch, erzählt mit einer solchen Anschaulichkeit; preist mit einem solchen Schwung die aschenbrödelhafte Kleinheit und Zierlichkeit des Schuhs, daß die beiden Herren sehr begierig werden, ihn zu sehen. Schon ist der Doktor an den Kleiderständer getreten und faßt nach dem schmalen Paketchen, als es ihn wie Scham überfällt. Nein! — Das würde eine Roheit sein, ein solches Schuhchen in einem öffentlichen Lokal zu zeigen, es genau ansehen, befühlen zu lassen. Die Phantasie arbeitet dabei weiter — es ist ihm, als wenn er das junge Mädchen, das den fatalen Verlust erlitt, damit preisgäbe — und so stößt er das Paket tiefer in die Paletottasche, setzt sich wieder und sagt: „Das Ding ist ganz voll Straßenstaub, lassen wir's stecken, wo's steckt — und nun ernsthaft zu unserer Bremse.“

Am anderen Vormittag fällt Doktor Lohmann ein, daß von Rechts wegen der Schuh längst auf dem Polizeibureau hätte abgeliefert werden müssen. Er selbst hat jedoch keine Zeit, und die beiden Bureau-diener sind gerade unterwegs. Nachmittags aber gewiß!

Einstweilen nimmt er das Paket, das noch auf dem Sofa auf genau derselben Stelle liegt, wo er es gestern

abend hingelegt hat, und wickelt es aus. Wahrhaftig, zu niedrig, gar nicht wie ein wirklicher Gebrauchsschuh, nur ein allerliebstes Spielzeug, eine Attrappe. Bei einem so appetitlichen Dinge versteht man, wie ein mittelalterlicher Ritter aus dem Schuhchen seiner Dame den Guldigungsstrank schlürfen konnte! Wäre man Eigentümer dieses Schuhchens, so könnte man es auf den Schreibtisch stellen, Papierzettel und Postmarken darin verwahren. Es sieht, besonders jetzt, nachdem er mit seinem Taschentuch das bißchen Straßenstaub, das sich am Absatz und unter der Schnalle angehängt, abgetupft hat, wirklich wie eine Attrappe aus, wie ein hübscher Bronzefuß etwa, und ist dort, auf dem mittleren Aufbau des Schreibtisches unter all dem häßlichen kleinen Krimskrams von Schrauben, Klammern, Knöpfen, unverständlichen einzelnen Modellteilen geradezu ein Schmuck.

Was doch die Leute alles erfinden! Warum erfindet niemand etwas Praktisches, das solch niedrigen, ausgeschnittenen Schuh dem Fuße unverlierbar anschließt?

Freilich wäre das eigentlich schade, denn dann würde er nicht diesen niedrigsten aller Damenschuhe jetzt auf seinem Schreibtische stehen haben. Schade? — Ach was, das Ding ist ihm eine Last — wenn nur erst Müller oder Brennecke zurückkäme, um ihn davon zu befreien.

Trotzdem beschäftigten sich des Doktors Gedanken weiter mit dem Schuh und seiner Eigentümerin. Armes Ding — welche Situation, auf dem Hinterron einer Elektrischen, zwischen lauter Herren, dazustehen mit nur einem Schuh! Wie wird sie nach Hause gekommen sein, welche Unannehmlichkeiten dort vielleicht gehabt haben?! — — Er vergegenwärtigt sich ihr weißes Ge-

sicht unter der schwarzen Haarfülle, seine Phantasie versucht, in diese farblose Fläche etwas hineinzuzeichnen: ein Paar große, dunkle, fragende Augen, einen kleinen, blassen, an den Winkeln ein wenig schmerzlich vertieften Mund, ein unregelmäßiges, kurzes Näschen und eine feine, weiche Wangenrundung. Und dazu eines jener mädchenhaften, überschlanen Figürchen, wie er sie so liebt — nur eben gerade so viel Körper, um dem einfachen Mädchenkleide eine Stütze zu bieten. Gerade nur ein solches Körperchen kann zur Not von diesem kleinen, schwächtigen Fuße getragen werden. Wie fix und zierlich sie dahinschreiten wird — wie ein Bachstelzchen, und dabei ein ganz klein bißchen kokett, ein wenig sich all ihrer Niedlichkeit bewußt.

Plötzlich hat er das sichere Gefühl, wenn sie ihm in den Weg liefe, würde er sie herauskennen unter Tausenden, obgleich er eigentlich nichts von ihr kennt als ihren Schuh.

\*                      \*

„Endlich, Anita! So spät! Hast du wenigstens daran gedacht, meine Handschuhe und das Nagelemail mitzubringen?“

„Und mir den grünen Satin, um meine Decke zu füttern? Und für Mama den Thee von Rex? Du bist wirklich furchtbar lange ausgeblieben!“

Das junge Mädchen, das so empfangen wird, ladet eine Menge kleiner Pakete und einen großen Tazettenstrauß auf dem Tische ab.

„Nur den Thee — für das andere langte es nicht mehr.“

„Es langte nicht mehr?“ Anitas beide eleganten Cousinen, Eugenie und Emma, scheinen etwas ungnädig. Emma, die ältere, nimmt den Strauß in die Höhe: „Aber für Blumen langte es natürlich.“

„Das ist nun einmal meine Passion und zudem mein Handwerkzeug. Eine angehende Blumenmalerin —“



„Endlich, Anita! So spät!“ (S. 84)

„Einstweilen noch eine sehr angehende!“

„Da will ich euch nur erst Rechenschaft ablegen, sonst glaubt ihr am Ende an eine Unterschlagung,“ sagte

Anita und wird ein wenig rot. „Ich habe nämlich ein Abenteuer gehabt, ein ganz böses.“

„Ah —“

„Ich habe beim Einsteigen in die Elektrische meinen Schuh verloren, und da — da mußte ich mir doch natürlich ein anderes Paar kaufen. Dafür habe ich einstweilen die Anleihe bei euch, hinter eurem Rücken gemacht.“

„Das ist aber stark — du bist wirklich nicht klug!“

„Wie kann man aber nur so unvorsichtig sein, das bringst nur du fertig, Anita! Na — so erzähle uns wenigstens, wie sich das zutrug.“

Anita erzählt, und die Gesichter der Cousinen verschatten sich in immer tieferer Mißbilligung.

„Wie kann ein junges Mädchen nur so hastig und so unvorsichtig sein, du weißt es doch, daß es sich nicht schickt, in die Elektrische, die schon im Fahren begriffen ist, zu steigen.“

„Ich sollte doch bald zurückkommen — und habe ja auch so schon meine Schelte über die Verspätung gekriegt, Eugenie.“

„Nun ja — aber du brauchtest doch nicht gleich neue Schuhe zu kaufen — der verlorene wird sicher im Fundbureau abgeliefert werden.“

„Und inzwischen? Ich danke Gott, daß gerade an der Haltestelle ein Schuhladen war. Meinst du, daß es ein Vergnügen ist, auf einem Bein wie ein Storch durch Berlin zu spazieren? Aber reizend sind die neuen! Seht einmal her!“

Indem sie das kurze Kleid noch höher zieht, streckt sie den rechten Fuß vor. Ein Fuß wie der eines elfjährigen Kindes und im Lackschuh, schwarz und funkelnd wie aus schwarzem Onyx geschnitten. Und wieder Abbé=

form, mit dem über den Spann hinaufsteigenden Blatt und der großen, viereckigen Zettschnalle.

„Natürlich von der teuersten Sorte,“ wirft Emma hin. „Unter achtzehn Mark hast du die doch nicht erstanden. — Freilich, du kannst dir ja dergleichen leisten!“

Ueber Unitas Gesicht zuckt es, eine heftige Entgegnung schwebt ihr auf den Lippen. Aber sie bezwingt sich und sagt ziemlich ruhig: „Gönne es mir doch. Es ist das einzige, was ich mir leiste. Foulardkleider mit Serpentinerocken und große Turbanhüte aus Krepp, wie ihr sie tragt, giebt's für mich nicht, da will ich wenigstens mit Schuhen und Handschuhen etwas chic einhergehen. Daran erkennt man bekanntlich die Dame.“

„Das ist eben dein alberner Hochmut. Du in deinen Verhältnissen —“

„Nun, so ganz esse ich ja doch nicht das Gnadenbrot bei euch, dafür hat ja Papa vor seinem Tode doch noch gesorgt. Und wenn ich mit meiner Blumenmalerei nur irgend Glück habe, so sollt ihr sehen — —“ Die Stimme versagt ihr plötzlich, und die Thränen treten ihr in die Augen.

„Na, na, Kleine, sei nur gut, böse war's ja nicht gemeint, aber wir, als die Aelteren, müssen doch nun mal ein bißchen für dich denken, wenn du zu hoch hinaus willst,“ versuchte Eugenie zu begütigen. „Hoffentlich bekommst du deinen Schuh noch wieder, irgend jemand muß ihn doch gefunden haben.“

„Zarwohl — ein Herr. Und wäre die Elektrische nicht schon im vollen Fahren gewesen, so hätte ich ihn auch wieder bekommen, und ihr brauchtet euch nun nicht über die armen Lackschuhe zu ärgern. — Aber reizend sind sie, das muß ihnen der Neid lassen,“ setzt sie etwas anzüglich hinzu. Auf einem Stuhle sitzend streckt sie

beide Füßchen von sich und liebäugelt mit den scharfen Glanzlichtern.

Die schönen Cousinen sind klug genug, die Spitze zu überhören. „So — und wie sah er denn aus? Jung? Angenehm?“ forschen sie.

„Ja, jung und distinguiert, wirklich außerordentlich distinguiert und zugleich chic,“ renommiert Anita, obgleich sie nur eine ganz dunkle Vorstellung von dem Finder hat.

„So, so, also der echte Prinz in diesem Aschenbrödelmärchen. Hoffentlich eifert er seinem Märchen Vorbilde nach und tritt noch einmal in die Erscheinung.“

Das war unvorsichtig, Fräulein Eugenie, an das Aschenbrödelmärchen rührt man hier besser nicht, der springende Punkt liegt nicht nur bei dem Prinzen und dem verlorenen Schuh! — —

Es ist eine ganz alltägliche Geschichte: Anita van der Breef, das Töchterchen eines holländischen Malers, wird nach dem Tode beider Eltern in Berlin im Hause ihres Onkels Kleinert erzogen. Ihr Vater war wohl ein gesuchter Maler, aber er starb zu früh, und die Zinsen des kleinen von ihm hinterlassenen Vermögens reichen nur eben hin, um ein bescheidenes Kostgeld zu decken. Sie ist eben „nicht ganz“ das Gnadenbrot, aber manche kleine Ausgaben für sie fallen den vermögenden Verwandten zu, manche kleine Gefälligkeiten, Besorgungen, Hilfe im Haushalt werden dafür wie ganz selbstverständlich von ihr beansprucht. Das giebt von vornherein eine schiefe Stellung, und manches andere hilft mit: Anita ist ein bißchen hochmütig wegen des kurzen Ruhms ihres Vaters und ihres Namens, denn das „van der“, das in Holland so wenig zählt, giebt in Berlin immerhin etwas Relief. Herr Kleinert fabriziert Brauselimonaden; Anita zählt siebzehn Jahre —

Eugenie deren dreiundzwanzig, Emma sogar fünfundzwanzig; Anita ist brünett, mittelgroß, sehr grazil gebaut — und manchem gefällt das besser als die junonische, etwas aus dem Vollen gearbeitete, blonde Schönheit der beiden Cousinen; Anita hatte alle Hände voll zu thun, um die kleinen, von ihr verlangten Dienstleistungen mit ihrer Malerei zu vereinigen, die sie fanatisch, weniger um der Kunst selbst willen, als in der Hoffnung, daß diese sie frei machen soll, betreibt — die Cousinen warten auf den Mann und sticken mittlerweile Decken.

Bei so viel Verschiedenheit sind Reibungen nach den verschiedensten Seiten hin unausbleiblich. Es ist ein ständiger kleiner Guerillakrieg, in dem Anita gegen die derber organisierten, wenig empfindlichen Schwestern schwer aufkommen kann. Aber sie will sich nicht unterkriegen lassen, nicht so ohne weiteres die ihr zugemutete Rolle des Aschenbrödels spielen.

Zuweilen, in schwachen Stunden, wenn die kleinen Widerwärtigkeiten und Sticheleien sie mürrisch gemacht haben, träumt sie wohl auch von dem Prinzen, der kommen soll und sie erlösen — — Aber das sind Gedanken, die sie im nächsten Augenblick wieder weit von sich abweist. Sie hat ihre Arbeit, die wird ihre Erlöserin werden.

\* \* \*

Dreiundfünfzig Joursfixes zu besuchen, hatte Doktor Bohmann sich vorgenommen, um dort möglicherweise der Verliererin des kleinen Schuhs zu begegnen. Jrgend ein Ziel muß man sich doch setzen, um nicht ewig fruchtlos einem Phantom nachzujagen. Vergebens hatte er den Sommer hindurch dem blinden Zufall vertraut, hatte seine freie Zeit auf der Elektrischen verbracht und



die Umgebung Berlins abgeklappert. Sogar in verschiedene Damenkonfitoreien hatte er sich wie durch Zufall verirrt, schließlich sogar es mit einem Inserat im „Lokalanzeiger“ versucht. Als letztes war ihm der *Jourfixe* eingefallen, und plötzlich hatte diese Drei- und fünfzig vor ihm gestanden; ein halbes Hundert und zur Sicherheit noch drei extra. Ungefähr wie der hundert- und ein- und zwanzigste Kanonenschuß bei der Geburt eines Prinzen. Solch *Jourfixe* ist eine zu famose Einrichtung, um sozusagen eine Massenmusterung über das Ewig-Weibliche abzuhalten. Herren so gut wie keine: ein paar hinfällige Ehrengreise, ein paar sehr verlegene Jünglinge im Uebergangsalter, die an den Thüren kleben und sich nicht ganz hereingetrauen — dafür aber Damen, viele Damen, würdige Damen mit Capoten und kostbaren Pelzmänteln, üppige, junge Frauen in raschelnder Seide, „junge Mädchen“, bei denen das Gesicht schon die müden Linien der unbefriedigten Altjungfernschaft angenommen hat — und dann vor allem das entzückende junge Grünzeug! Wie das durcheinanderquirlt in den kurzen, hellen Kleidchen, mit den aufgebauschten Modedfrisuren, die den Kopf viel zu groß gegen die schwächlichen Figürchen erscheinen lassen, wie das schwagt, lacht, flirtet, sich den Anschein giebt, sich prächtig zu amüsieren, während in Wirklichkeit die Sache doch recht, recht öde ist.

Wenigstens für den, der sie berufsmäßig betreibt und einstweilen noch mit recht wenig Aussicht auf Erfolg.

Glücklicherweise kostet die Sache nicht viel Zeit. Man erscheint, ist da, mischt sich unter die Jugend. In einer unverfänglichen Art — die Routine unterstützt dabei wesentlich — bringt man das Gespräch auf Damenschuhe. Jrgend eine neue Schuhmode, Zeitungs-

notiz über den Schuh einer Königin, einer berühmten Sängerin giebt den Ausgangspunkt. Daran spinnt man den Faden weiter. Unwillkürlich — das ist eine alte Erfahrung — strecken bei einem solchen Gespräch die Besitzerinnen niedlicher Füße sie kokett vor, während die über Nummer 36.<sup>3c</sup> hinausgehenden sich sofort schamhaft unter den Rocksaum zurückziehen. Damit ist schon eine Auswahl gegeben, und darunter kommen nur die Brünnetten, Schwächtigen in Betracht. Hat man das Feld abgegrast, so empfiehlt man sich einfach nieder.

Doktor Lohmann war in der Gesellschaft sehr beliebt und wurde mit Auszeichnung behandelt.

Wenn er auch nicht gerade das Aeußere eines Märchenprinzen aufwies, so war er doch ein hübscher, schlanker junger Herr und wirklich, wie Anita aufs Geratewohl behauptet hatte, „distinguiert, außerordentlich distinguiert“, zum Teil durch glückliche Naturanlage, zum Teil durch die Kunst eines ersten Schneiders. Von Haus aus vermögend, hatte er auch noch mit seinem Patentbureau Glück gehabt; einige Patentverwertungen waren ins Große gegangen und hatten ihm ein Vermögen eingebracht. —

Noch immer stand der kleine braune Schuh auf dem Mittelbau seines Schreibtisches.

Es war ihm damit wunderbarlich ergangen. Verschiedentlich hatte er den Entschluß gefaßt, das Schuhchen nun ernsthaft ins Fundbureau zu übersiedeln, und immer war etwas dazwischen gekommen: wo der ernste Wille zur Ausführung fehlt, hilft der Zufall nur zu gern nach, um sie zu verhindern. Schließlich empfand der Doktor ein ausgesprochenes Unbehagen, wenn er an die Trennung dachte: ein Fundbureau — welch gräßlicher Ort! Was sich da alles an verloren gegangenem Krempel zusammenfindet: Regenschirme, Zigarrenetuis,

Maulkörbe, Hausschlüssel, falsche Zöpfe, Taschentücher. Und nun gar an Schuhen! Diese ausgetretenen Latschen, die nicht mehr am Fuße festhalten, alte Galoschen,



Arbeiterstiefel, die sich fast in ihre Atome auflösen, Kinderschuhe, greuliche Pantoffeln! Und zwischen dieser gemischten Gesellschaft sollte nun die kleine Schuharistokratin ihren Platz finden? Es kam ihm vor, als

würde damit das Schuhchen, zugleich auch die Besitzerin degradiert — er konnte sich nicht entschließen. Sofort hatte er auch allerlei sophistische Gründe zur Hand, um sein Handeln zu rechtfertigen: das junge Mädchen würde nun Ersatz angeschafft, den verlorenen Schuh vergessen und den anderen Zwilling wohl gar fortgeworfen haben. Und wenn nicht — würde sie auf dem Fundbureau ihr Eigentum reklamieren und es wirklich wieder in Gebrauch nehmen, wenn sie es inmitten einer so unwürdigen Gesellschaft entdeckt hätte? Das Schuhchen müßte ihr danach geradezu verkehrt sein. Da war es doch wohl am besten, es behauptete hier weiter seinen Ehrenplatz.

Freilich — bei Lichte besehen ist das Fundunterschlagnung. Aber da zieht wieder der feine, pikante Fuchtergeruch zu ihm herüber, an den er sich schon so gewöhnt hat, daß er ihm geradezu bei der Arbeit fehlen würde, und umschmeichelt ihn wie eine Bitte: schick mich nicht fort, nicht in jene Atmosphäre von Schmutz und Lumpen, in die ich doch nun einmal nicht passe.

Schließlich bildete sich ein fatalistischer Glaube in ihm aus, als verkette der Besitz des Schuhchens ihn mit der Besitzerin, als sei, solange jenes auf seinem Schreibtische stehe, die Hoffnung noch nicht verloren, diese irgendwo anzutreffen.

Inzwischen war der Winter ziemlich weit vorgeschritten, Doktor Lohmann glücklich bei seinem sieben- und vierzigsten Jourfixe angelangt, und auch dieser ließ sich wenig versprechend an.

Es gab dort einen stattlichen Erntekranz reifer Frauen, aber wenig zarte Frühlingsblümchen, im ganzen nur drei, und diese waren ihm zufällig von früher her bekannt.

Am liebsten hätte sich der Doktor für diesen einen

Tag mal ganz von der Arbeit zurückgezogen, aber man rief ihn an: „Hierher, bester Doktor, hier ist noch ein hübscher, niedriger Sessel für Sie.“ — „Sie als einziger Herr müssen nun uns allesamt unterhalten.“ — „Vielleicht haben Sie wieder eine Ihrer allerliebsten Schuhanekdoten auf Lager?“

„Aber gnädigstes Fräulein — ich versinke in den Boden. Bin ich denn so berüchtigt?“

„Berühmt, Herr Doktor, berühmt. Um berühmt zu werden, giebt's ja nichts Besseres als solche Spezialität. Sie sprudeln ja dergleichen nur so hervor wie, wie —“

„Wie ein Automat, meinen Sie? Jawohl, ich schrie diese Geschichten nur so heraus, wenn man mir als Einwurf etwas ganz Bestimmtes — — das ist aber heute nicht der Fall.“

Während der Doktor geärgert auf Flucht sann, öffnete sich die Thür und ließ zwei stattliche Damen hinein, beide in farbigen Seidenkleidern, das eine rötlich, das andere lavendelblau, die, im Sezessionschnitt gearbeitet, auf den Hüften ganz prall saßen, nach unten in tiefen Lüten und Falten ausfielen und ringsum so breit dem Boden auflagen, daß es als ein Problem erschien, darin zu gehen. Ein zierliches Figürchen im einfachen grauen, eben den Boden berührenden Kleide folgte ihnen. In einem weichen, blassen Gesichtchen lagen ein Paar große dunkle Augen, eine kühne Welle tiefschwarzen Haares legte sich um Stirn und Wangen.

„Ein paar reizende Mädchen, nicht wahr? Und dabei so liebenswürdig und wohlerzogen,“ sagte, nachdem die Vorstellung vorüber, die Hausfrau leise zu dem Doktor. „Der Vater schwer vermögend, wenn auch vielleicht etwas zäh, seine Brauselimonaden sind ja weltbekannt und bringen mächtig ein.“

Da sie selbst keine Töchter hat, wird es ihr leicht, für andere Propaganda zu machen.

„Und die kleine Schwarze?“ fragte Doktor Lohmann.

„Ach, eine Cousine der Kleinerts, die dort im Hause lebt, ein armes Ding, Waise, ein Aschenbrödelchen. Sie wird nicht gerade auf Rosen gebettet sein und ist nun dabei, sich in der Blumenmalerei auszubilden, um selbstständig zu werden. Wenn es Sie interessiert — ich habe da ein kleines Blumenstück, das ich ihr abgekauft habe, um ihr Mut zu machen, wissen Sie.“

Natürlich etwas Sinniges, wie es den siebzehn Jahren entspricht! Durch die Scheibe eines Fensters sieht man ein Stückchen Garten, auf dem sich ein rotblühender Päonienbusch breit macht, geradezu herausfordernd. Innen im Zimmer, vor der Scheibe, steht ein Primeltöpfchen mit einzelnen blassen, verkümmerten Blüten. Sie recken sich auf ihren dünnen, gelbgrünen Stengeln gegen die Scheibe, zu dem Päonienbusche hin, sehnüchsig, neidisch. Ein Stückchen gemalter Geschichte, vielleicht der eigenen.

Wenige Minuten später saß der junge Mann inmitten des Kreises junger Damen da wie ein Weiser unter seinen Schülern oder wie ein Solitär in bunter Fassung — eine Situation, die er durch die Übung seiner siebenundvierzig Joursfixes vollkommen beherrschte. Im Rücken hatte er den „Kamin“ — freilich nur einen Kaminkachelofen mit imitierten glühenden Holzkohlen, aber ohne „Kamin“ geht's nun einmal nicht mehr — zu seiner Rechten das junge Mädchen, das ihn stark beschäftigte. Ein Aschenbrödelchen, hatte die Hausfrau gesagt und der zufällige Klang des Wortes es ihm natürlich angethan. War sie etwa das gesuchte? Das kleine, blasser Gesicht unter der schwarzen Haartolle stimmte — so ungefähr könnte sie aussehen, aber die

Erinnerung war doch allzu unklar. Schade, schade, daß er ihren Fuß nicht sehen konnte! —

„Ich habe soeben Ihr Aquarell angesehen, gnädiges Fräulein. Soviel ich beurteilen kann, steckt ein tüchtiges Talent darin, wenn für Sie natürlicherweise auch technisch noch manches zu lernen bleibt.“

„O, das freut mich, freut mich unendlich!“ sagte sie, kindlich beglückt.

„Sie malen schon lange? Solche ausgesprochenen Talente pflegen sich früh zu melden.“

„Solange ich überhaupt denken kann. Meine arme Mama starb, als ich kaum vier Jahr alt war, ich habe nur noch ganz wenig Erinnerung an sie — da bin ich denn ganz in Pappas Atelier aufgewachsen, habe still dabei gegessen, wenn er malte, und zugehört. Puppen mochte ich nicht, aber Papier und farbige Stifte und später Aquarellfarben. O, Sie hätten sehen sollen, was für Kompositionen ich damals ausführte: schöne Märchenprinzessinnen und Königsöhne, und Engel mit Lilien in den Händen und goldene Diademe in den blonden Locken! — Ach, es war großartig und prächtig! Aber man lernt sich bescheiden. Jetzt bin ich zufrieden, wenn mir ein paar simple Blumen leidlich gelingen.“

„Sie sind nicht mehr die Schülerin Ihres Vaters gewesen, gnädiges Fräulein?“

„Nein — er ist seit vier Jahren tot. — Ach, wenn er noch lebte, wäre manches anders — —“

Das ist ihr ganz unabsichtlich entflohen, und nun das Wort heraus ist, schämt sie sich darüber, ein ganz leichtes Rot stürzt in ihr Gesichtchen.

Der Doktor aber greift das Wort auf, mag es taftlos sein oder nicht. „Ihr Aquarell hat mir mehr verraten, als Sie wohl denken. Ich kann die Sehnsucht dieses kleinen, blassen Primelchens wohl verstehen, das

die prunkvolle Päonie um ihren Platz in der Sonne beneidet. Aber solche Päonien sind nicht jedermanns Geschmack, der Kenner, der Feinschmecker wird wahrscheinlich das weiße Blümchen mit seiner schwächlichen Anmut und seinem feinen Duft vorziehen."

Himmel! Eine so bilderreiche Sprache hat der Doktor seit seiner Gymnasialzeit nicht geredet. Er könnte sich prügeln, wenn er diese Phrasen zergliedert — er, ein moderner Patentanwalt, faselt da Vergleiche von Blumen und Düften, und was das Böseste: er fühlt dabei eine ganz verdächtige innere Wärme, die ihn angenehm durchstrahlt. Es ist wieder die alte Geschichte, daß einem Mann nichts gefährlicher ist, denn sich als der Starke, Gebende einem armen, unterdrückten, süßen Geschöpfchen gegenüber zu fühlen.

"Anita, du könntest mir eigentlich deinen warmen Ofenplatz überlassen, mir ist ein wenig kühl in meinem leichten Kleide," ruft da Eugenie über die Stube herüber, und als Anita, nach einer allerliebsten kleinen Verbeugung gegen den Doktor hin, mit ihr den Platz getauscht hat, setzt sie erklärend, mit einem schmachtenden Blick hinzu: „Diese seidenen Kleider wärmen so wenig, mich fröstelt wirklich ein bißchen," und läßt dabei ihre Schultern unter dem Tülldurchbruch spielen.

Anita! Der Name umschmeichelt den Mann wie Musik. Welch eigener Wohlklang in den Vokalen, welcher Rhythmus! Man steht es dabei vor sich wie einen graziösen Tanz, allerliebste kleine Füßchen, die sich im Takte bewegen. — Anita!

"So stumm, Herr Doktor? Alle unsere Hoffnung auf Unterhaltung beruht auf Ihnen. Sie werden uns doch nicht enttäuschen?"

"Was befehlen Sie, womit ich Sie unterhalten soll,



gnädigstes Fräulein? Die Kälte? Das Theater? Vom Automobilsport? Von der Mode?"

"Von der Mode? Sie, ein Herr? Sind Sie darin tonangebend?"

"Unterschätzen Sie unseren Doktor nicht, Fräulein Kleinert; wenn es sein muß, redet er darüber wie ein Konfektionär oder der Herausgeber einer Modenzeitung. Ganz sachgemäß."

"So, so. Da bin ich ja begierig."

"Nur Lesefrüchte, meine Damen. Und doch glaube ich Ihnen diesmal etwas Neues mitteilen zu können. Einstweilen handelt es sich nur noch um eine Gebrauchsmusterschuhanmeldung, die ich aus einem englischen Fachblatte ersehen habe. Denken Sie sich: Goldschmiedekunst soll sich jetzt sogar des Damenschuhes annehmen. Man will für den Absatz —"

"Hört, hört!" — "Also doch! Das durfte nicht kommen." — "Gott sei Dank, daß der Automat wieder funktioniert!" —

"Man will für den Absatz und die Stiefelspitze fein durchbrochene und eifelierte Ornamente anwenden, die in erster Linie den Schuh schmücken, daneben aber der Abnutzung vorbeugen sollen. Bis jetzt ist nur an einfache silberne, je nach der Art des Schuhes — selbstverständlich ist nur von Gesellschaftsschuhen die Rede — vergoldete Verzierungen gedacht; aber Sie wissen ja am besten, wie eine Mode, die einmal Anklang findet, sich ausbreitet. Sie werden demnächst Medaillons in Emailmalerei, echte Perlen und Edelsteine auf Ihren Schuhen anbringen. Ihr Schuh wird ausgestattet sein wie der Elisabeths von England, Sie werden ein Kapital auf Ihren Füßchen mit sich herumtragen!"

Er sieht sich in dem Kreise um, der sich um den

niedrigen grünen Theetisch gruppiert hat. Ein lebhafter Protest erhebt sich: „Ach Sie -- Sie machen sich über uns lustig, erfinden Märchen.“ -- „Auf solchen Schmuck werden wir wohl verzichten müssen, man ist ja jetzt froh, wenn man es wenigstens zu einer modernen Sezessionsbrotsche gebracht hat.“

Jedoch der Doktor läßt sich nicht unterbrechen. Nun noch ein Neufest! „Da wir also gerade in England sind,“ fährt er unbeirrt fort, „haben Sie gelesen, daß man in England ein älteres Ausstattungsstück „Aschenbrödel“ wieder neu aufnimmt, dessen Ausstattung das Kostbarste, was man je erlebt hat, werden soll? Der Schuh, den das kleine Fräulein verliert, soll ganz mit echten Diamanten und Edelsteinen bedeckt sein und einen Wert von tausend Pfund -- also zwanzigtausend Mark repräsentieren. Natürlich wird der Augenblick des Verlierens durch einen Strahl schärfsten elektrischen Lichtes erhellt -- es muß ein geradezu zauberhafter Effekt sein. Stellen Sie sich das vor, meine Damen, ein Vermögen an Juwelen auf einem Schuh gehäuft, und noch dazu auf einem ganz allerliebsten, einzigen, entzückenden Schuhchen, einem Schuhchen, wie es eben nur eine auf der Welt aufzuweisen hat, ein Aschenbrödelchen.“

„Gott, welcher Schwung! Sie berauschen sich ja geradezu an dieser Schilderung,“ wirft Eugenie spitzig hin. Die Falten ihres Sezessionsrockes liegen regungslos, wie in starrer Abwehr auf dem Teppich ausgebreitet, ebenso verhalten sich die der Schwester, die der anderen Damen.

Aber dort, ihm gerade gegenüber, sitzt Anita auf einem niedrigen Taburett, streckt wie selbstvergessen beide Füßchen von sich und betrachtet sie mit einem seligen Kinderlächeln. Es verlohnt. Diese niedlichsten

aller Mädchenfüße stecken in Schuhchen von weichem, hellgrauem Sammetleder, das über dem Spann zu einem hohen Blatt aufsteigt, von einer altsilbernen Schnalle begrenzt. Von diesen feinen Schuhchen und dem hellgrauen Seidenstrumpf steigt es auf wie der Duft von Bornehmheit und Eleganz, das armselige graue Aschenbrödelkleidchen zu dem Gewande einer Weltbame, die sich gerade mal auf Einfachheit kapriziert hat, umwandelnd.

Doktor Lohmann starrt und starrt — da ist kaum mehr ein Zweifel möglich!

„Mit einemmal so versunken nach aller Ekstase? Was sehen Sie denn so Interessantes auf dem Teppich?“ rüttelt ihn Fräulein Emma auf.

„Bardon — — was für exquisite Schuhchen Ihr Fräulein Cousine anhat! Trägt sie stets diese Form?“ stößt er hervor.

„Warum denn das? — Uebrigens mein Kompliment über Ihre Gabe, eine Dame zu unterhalten.“

„Hat — hat Ihre Cousine einmal einen Schuh verloren?“

Fräulein Emma schnellst feiderauschend aus ihrem Sessel empor. Sollte das der distinguierte Jinder — —? Das fehlte gerade noch! „Was gehen mich die Schuhangelegenheiten meiner Cousine an! Fragen Sie sie doch selbst!“ sagt sie schnippisch.

Und zum Entsetzen des ganzen Damenkreises wendet sich der Doktor an das junge Mädchen und beugt sich tief, ganz tief über sie, so daß es aussieht, als wolle er ihr den Fuß küssen. „Sie haben vor einem halben Jahre einen Schuh in der Elektrischen verloren — es muß so sein!“

„Aber Herr Doktor —“ wehrte sie ganz verschüchtert.

„Einen braunen Schuh, aber von der Form wie

diese. — Haben Sie ihn verloren? Ja oder nein!" herrschte er sie an, ganz atemlos vor Erregung.

"Nun ja, es ist so. Aber für diese Erörterungen ist doch wohl hier nicht der Platz."

"Das sagen Sie so ruhig! Wenn Sie wüßten, wie ich Sie gesucht habe — Und nun sehe ich sie endlich vor mir, diese Aschenbrödel Füßchen — nicht nur den Schuh."

Ein gewaltiger Aufstand. "Was ist es? Wie hängt die Sache zusammen?" — "Einen Schuh hat das Fräulein verloren? Ach, wie komisch!" — "Erzählen, erzählen — also deshalb die ewigen Schuhgeschichten!"

Alle sind sehr interessiert. Eugenie und Emma blicken sauerfüß.

"Wir müssen aufbrechen, so hübsch es hier auch ist. — Komm, Anita, es ist die höchste Zeit," sagt Emma, und dann leise: "Du hast wirklich ein eigentümliches Talent, dich auffällig zu machen. Man wird sich wirklich bedenken müssen, dich künftig mitzunehmen."

Man bricht allgemein auf. Im Korridor steht Anita lächelnd und sieht ihren Ritter an und kann gar nicht recht glauben, daß ihr Abenteuer nun doch noch eine Fortsetzung gefunden. Und dabei kommt ihr dieser Mann, den sie zum erstenmal sieht, ganz vertraut vor, wie seit langer Zeit zu ihr gehörig. Es ist ihr, als habe sie in ihren wenigen schüchternen Mädchenträumen sich ihren Ritter so, genau so vorgestellt.

"Wo befindet sich mein Schuh jetzt? Ich möchte doch natürlich gern wieder zu meinem Eigentum gelangen."

"Er steht — seien Sie mir nicht böse, gnädiges Fräulein — auf meinem Schreibtische — als Schmuck gerade auf dem mittleren Aufbau."

Nun wird sie sehr rot, man hätte dem kleinen Ge-

sicht gar nicht so viel rosige Farbe zugetraut. „Aber das ist unrecht, ist Fundunterschlagung. Außerdem — das ist doch fatal für mich. Bitte, schicken Sie ihn mir nun wieder, aber gleich morgen, bestimmt!“ ereiferte sie sich.

„Muß ich wirklich? Ach, das ist ja eine Grausamkeit. Ich werde nicht mehr arbeiten können, wenn ich meine kleine Freundin dabei nicht vor mir sehe.“

Anita steht hilflos und sieht zu ihm auf.\*) Sie weiß nicht, wie sie sich verhalten soll. Dieser Fall ist ja auch allzu besonders.

„Aber ich muß meinen Schuh doch wieder haben,“ sagt sie endlich zaghaft nach einer Pause.

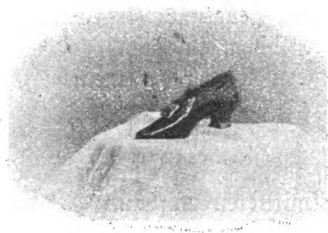
„Nun — wenn es sein muß, so erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen das Schuhchen selbst zu bringen. Ich will ihn, will Sie selbst nicht wieder verlieren!“

„Anita — wo bleibst du? Sollen wir denn ewig auf dich warten?“ tönt da Eugeniens scharfe Stimme von der Treppe her.

Anita fährt ängstlich zusammen, aber in dem Kopfnicken, das sie ihrer artigen Abschiedsverbeugung beimischt, liegt ein deutliches: Ach, ja — bitte!

---

\*) Siehe das Titelbild.





# Das Germanische Museum in Nürnberg.

Ein Jubiläumsrückblick. Von Johannes Proelss.

Mit 14 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

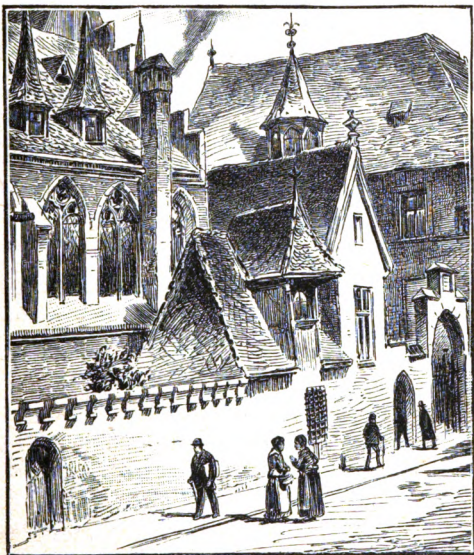
**V**or fünfzig Jahren, vom 16. bis 20. August 1852, tagte zu Dresden unter dem Vorsitz des Prinzen Johann von Sachsen eine Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher. Ein Plan, den edle patriotische Begeisterung entworfen hatte, beschäftigte sie. Der Freiherr Hans v. Aufseß, der mit den Brüdern Grimm, mit Uhland und so vielen anderen Zeitgenossen die Vorliebe für die Kultur und Poesie der deutschen Vorzeit teilte, hatte diesen Plan schon seit langem gehegt und gepflegt. Nun legte er ihn den Genossen seiner Studien und Neigungen dar: ein deutsches Nationalmuseum sollte ins Leben treten, dessen Sammlungen den Entwicklungsgang der deutschen Kultur von den ältesten Zeiten an zu veranschaulichen hätten. Die Kenntnis der deutschen Vorzeit sollte es erhalten und pflegen, vor allem jener Zeit, in welcher Deutschland kraft seiner nationalen Einheit ein mächtiges Reich gewesen war.

Nach dem Fehlschlagen der Hoffnungen, mit dem

die Mehrheit des deutschen Volks im Jahr 1848 den Versuch der Nationalversammlung in der Paulskirche, die deutsche Einheit zu gründen, begleitet hatte, war viel Empfänglichkeit in Deutschland für Unternehmen idealer Art, die den Gedanken der deutschen Einheit festhalten und pflegen wollten. Der Aufseßsche Antrag zur Gründung eines „Germanischen Nationalmuseums“ fand Annahme auf jener Dresdener Versammlung. Und die dort gefaßten Beschlüsse bildeten die Grundlage zu dem herrlichen Museum deutscher Kulturdenkmale, das unsere Nation seitdem in Nürnberg besitzt.

Daß man Nürnberg zum Sitz des Museums erkor, dafür fielen mancherlei Gründe ins Gewicht. Der Ruhm dieser Stadt, der Inbegriff altdeutscher Städteherrlichkeit zu sein, ihr Reichtum an herrlichen Werken deutscher Kunst aus deren Blütezeit im Renaissancezeitalter empfahlen die Dürerstadt nicht weniger dafür wie ihre Lage im Herzen Deutschlands. Diese Lage hatte sie im Mittelalter zur Vermittlerin des Handels zwischen Süden und Norden gemacht, durch diese Lage war sie weiter im 16. Jahrhundert zum Mittelpunkt deutscher Kultur- und Kunstpflege im Geiste des erstarkenden Bürgertums geworden. Nürnbergs Burg, einst von den Hohenstaufenkaisern ausgebaut, sah als Burggrafen die Hohenzollern zu Macht und Ansehen gelangen, die später im deutschen Nordosten das Königreich Preußen zur Weltmacht erhoben. In der Freien Reichsstadt Nürnberg, dem Schauplatz einer langen Reihe wichtiger Reichstage, die von 1073 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts abgehalten wurden, waren die Reichskleinodien vier Jahrhunderte lang bis zum Zusammenbruch des alten römischen Reichs deutscher Nation verwahrt. Zieht man noch in Betracht, daß

hier eine große Zahl der wichtigsten und gemeinnützigsten Erfindungen ins Leben traten, daß Peter Henlein hier die Taschenuhren, Martin Behaim seinen Globus, Erasmus Ebner das Messing, Hans Lambrecht die Probierwage, Georg Hartmann den Kaliberstab erfand und den Kompaß wesentlich verbesserte, daß ein Nürnberger



Die kleine Pforte.

Bürger den ersten Draht zog und ein anderer das erste Schloßgewehr abfeuerte, so darf gesagt werden, daß kaum eine andere Stadt so viel Erinnerungen vereinigt, die der Kultur deutscher Vorzeit zum Ruhme gereichen.

Das hatte Ruffeß schon vorher empfunden. Einem alten Rittergeschlecht Oberfrankens entstammend, dessen Geschichte vielfach mit der Nürnbergs verwachsen war, hatte er 1848 sich in der Stadt niedergelassen und



hier auf eigene Faust eine Sammlung von deutschen Altertümern angelegt, die seinem Museumsplane entsprach. Er kannte und liebte von klein auf die burggekrönte Stadt, in der einst Albrecht Dürer und Adam Krafft, Peter Vischer und Veit Stoß ihre unsterblichen Werke schufen, in der Hans Sachs der alten deutschen Volksbühne Form und Inhalt gab. Mit Wärme trat er dafür ein, daß Nürnberg der Sitz des nach den Dresdener Beschlüssen zu schaffenden Museums werde. Seine eigenen Sammlungen stellte er demselben auf unbestimmte Zeit leihweise zur Verfügung; sie wurden der Grundstock des Museums, in dessen Besitz sie 1864 übergingen.

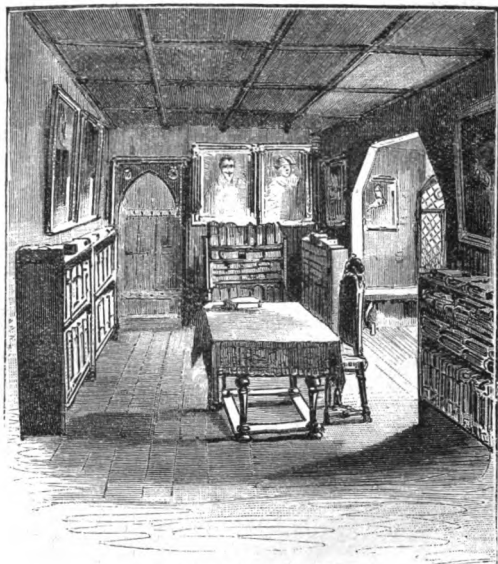
Am 18. Februar 1853 wurde die Anstalt von der Regierung des Königreichs Bayern als eine mit den Rechten einer juristischen Persönlichkeit begabte Stiftung zum Zwecke des Unterrichts genehmigt und hierauf vom Deutschen Bundestag zu Frankfurt a. M. als ein deutsch-nationales Institut anerkannt und allen Bundesstaaten zur Unterstützung empfohlen.

Noch im Sommer des gleichen Jahres erfolgte die feierliche Eröffnung. Hans v. Aufseß hatte die Direction übernommen. Die Sammlungen waren zunächst in den Räumen eines alten Turmes der Stadtbefestigung, dem des Tiergärtner Thores, untergebracht, während die Bibliothek, die Urkundensammlung und die Arbeitsräume in dem ehemals Töplerschen Hause am Panierplatz mietweise ein Unterkommen fanden. Das war aber nur ein Nothbehelf. Das Museum bedurfte eines eigenen Gebäudes. Und schon 1857 konnte es ein solches erwerben, das selbst wieder ein Denkmal altdeutscher Kultur und Kunst war. Die von dem Nürnberger Kaufherrn Marquard Mendel im Jahre 1380 gegründete Kartause, ein Kartäuserkloster mit großem



Kreuzgang mit Grabplatten.

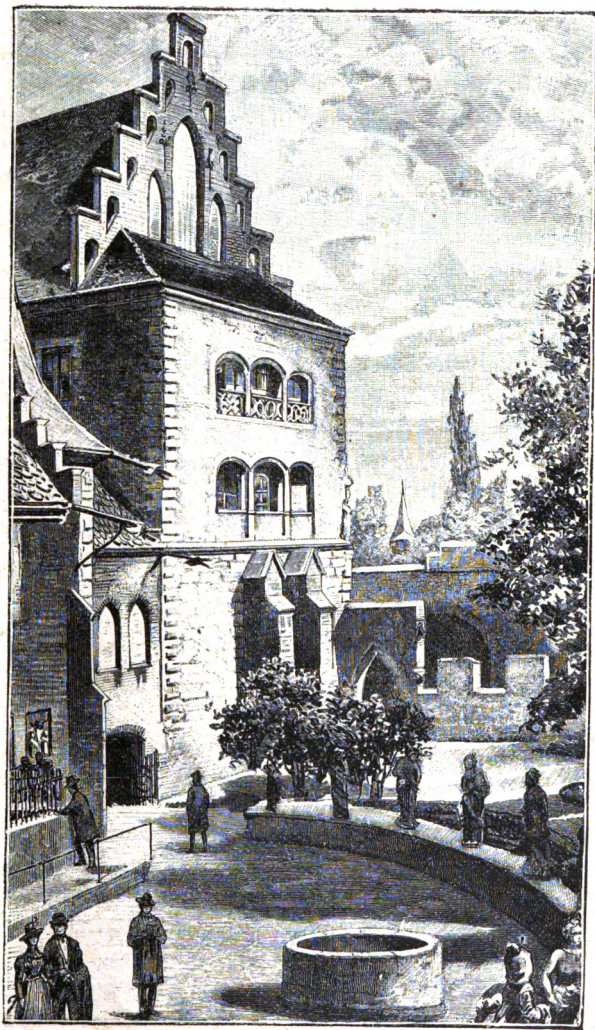
prächtigen Kreuzgang, war 1525 in den Besitz der Stadt gekommen und seitdem zu verschiedenen Zwecken benutzt worden. Als die in Verfall geratenen Gebäude in den Besitz des Museums übergingen, hatten sie vorher der bayerischen Militärverwaltung als Heumagazin und



v. Scheurl'sche Bibliothek.

Marode stall gedient. Die alten ehrwürdigen Räume wurden nun von Grund aus wiederhergestellt unter Berücksichtigung der neuen Aufgabe. Das alte Klosterpförtchen in der Vorderen Kartäusergasse unweit der Stadtmauer ließ man als Eingang bestehen.

Aber bald wollten auch die Räume der Kartause nicht mehr den stetig wachsenden Raumbedürfnissen genügen. Anbau folgte auf Anbau. In den Jahren 1873



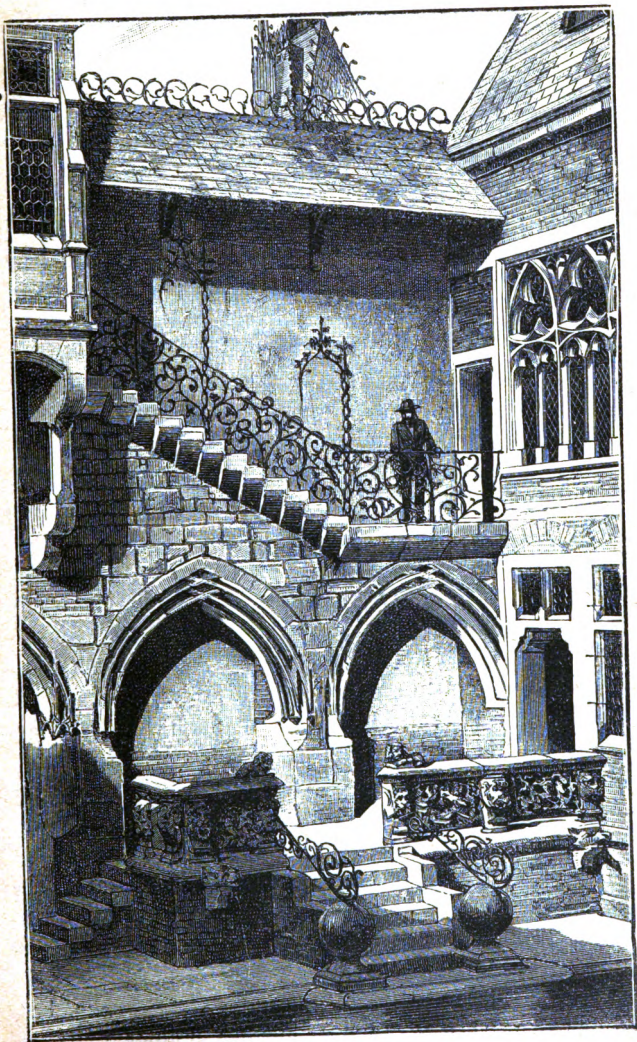
Augustinerbau.

bis 1875 wurde das ehemalige, um 1450 gegründete Augustinerkloster von der Stelle, wo jetzt der neue Justizpalast sich erhebt, neben die Kartause verpflanzt. Jetzt bilden die Gebäude des Museums ein kleines Stadtviertel für sich, in welchem die verschiedenen Häuser mit ihren altertümlichen Giebeln und Dächern, Erkern und Türmchen, die schönen, alte Säulen und Brunnen bergenden Höfe sich zu einem echt altertümlichen Gesamteindruck vereinen, der in schönster Harmonie steht mit dem reichen Inhalt der Museumsräume.

Der Hof zwischen dem Südflügel der Kartause und dem Augustinerbau heißt der Wittelsbacher Hof; der Name erinnert an die große Förderung, die das bayerische Königshaus dem Museumsunternehmen von Beginn an zu teil werden ließ. Die östlich gelegenen Neubauten, der Viktoriabau und Friedrich Wilhelmsbau, nach dem späteren Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin benannt, umgeben den „Reichshof“ — diese Namen bezeugen wie so vieles andere den Anteil, welchen seit der Gründung des Deutschen Reiches die Organe seiner Regierung und das Haus Hohenzollern, im besonderen auch das erste deutsche Kronprinzenpaar, an dem Ausbau und Wachstum der Anstalt bethätigt haben.

Auf Kosten des Deutschen Reichs ist auch der erste Saal, den man beim Besuch des Museums betritt, erbaut; seine Decke ist mit dem Reichsadler und den Wappen sämtlicher deutschen Staaten geschmückt. Dem Eingang gegenüber befindet sich eine Marmorbüste Kaiser Wilhelms I. von Johannes Schilling, die der Nürnberger Mesthaller gestiftet hat. An den Längswänden links und rechts stehen sich die Marmorbüsten des Freiherrn v. Ruffsch, des unvergeßlichen Gründers



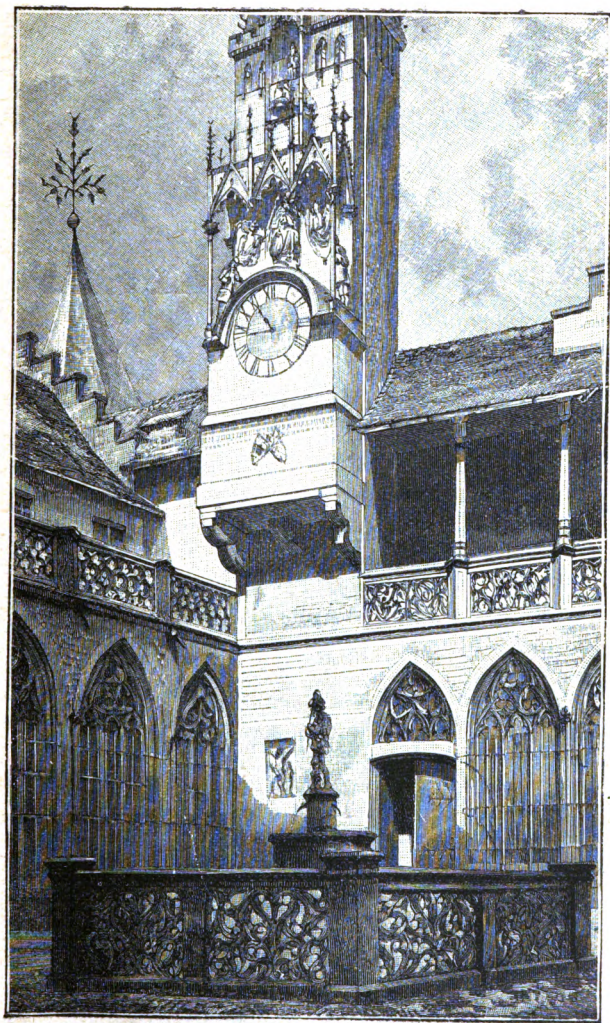


Friedrich Wilhelmsbau.

des Museums, und des Geheimrats August v. Essenwein gegenüber, der von 1866 bis 1892 die Anstalt leitete und nach dessen Plänen das Museum reorganisiert und ausgebaut wurde. Jetzt ist Gustav v. Bezold als erster Direktor Leiter des Museums, sein Stellvertreter der zweite Direktor Hans Boesch.

Die schwierigste Aufgabe, vor die sich einst Aufseß gestellt sah, war die Aufbringung der Mittel, deren die Verwirklichung seiner Ideen bedurfte. Er sah sich durchaus auf freiwillige Beiträge angewiesen. Unermüdlich war er thätig, dem Museum Freunde und Gönner zu gewinnen und zu erhalten, aber die Mittel, welche eingingen, standen zu den Aufgaben in keinem Verhältnis. Sein Nachfolger Essenwein, dem nach 1866 der große Aufschwung des nationalen Lebens und Nationalbewußtseins in allen Teilen des Vaterlandes zu Hilfe kam, hatte darin mehr Glück. Seine Art zu werben, sein planvolles Vorgehen, sein Finderglück unterstützten ihn weiter. Nach der Auflösung des Deutschen Bundes im Jahre 1866 wurde König Ludwig II. von Bayern Protektor der Anstalt; König Wilhelm von Preußen blieb ihr eifriger Förderer, nach seiner Erhebung zum deutschen Kaiser in wachsendem Maße. Fast sämtliche Fürsten und Regierungen Deutschlands, sowie der Kaiser von Oesterreich und dessen Regierung bethätigten fortgesetzt ihr Interesse. 1893 einigten sich das Deutsche Reich, die bayerische Regierung und die Stadt Nürnberg, die zunächst auf 85,000 Mark festgesetzten Verwaltungskosten gemeinsam zu tragen; der erhöhte Zuschuß, den das Reich seitdem zahlt, beläuft sich auf 62,000 Mark.

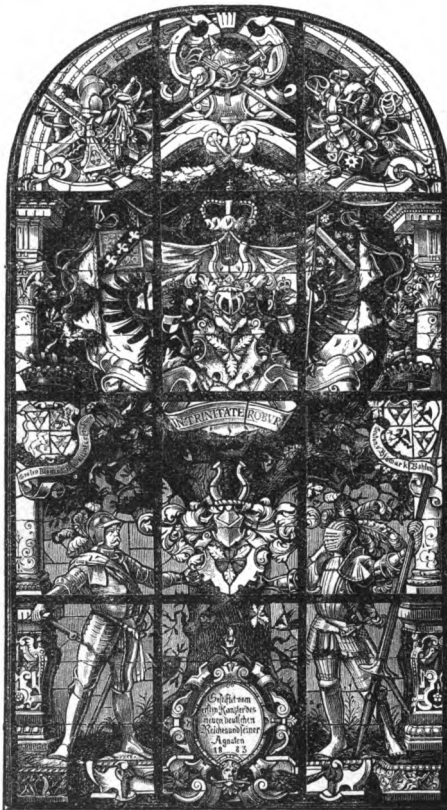
Die Mittel zur Erhaltung und Vermehrung des Museums werden noch immer durch freiwillige Beiträge aus allen Kreisen der Nation gewonnen. Tausende



Wittelsbacher Hof.



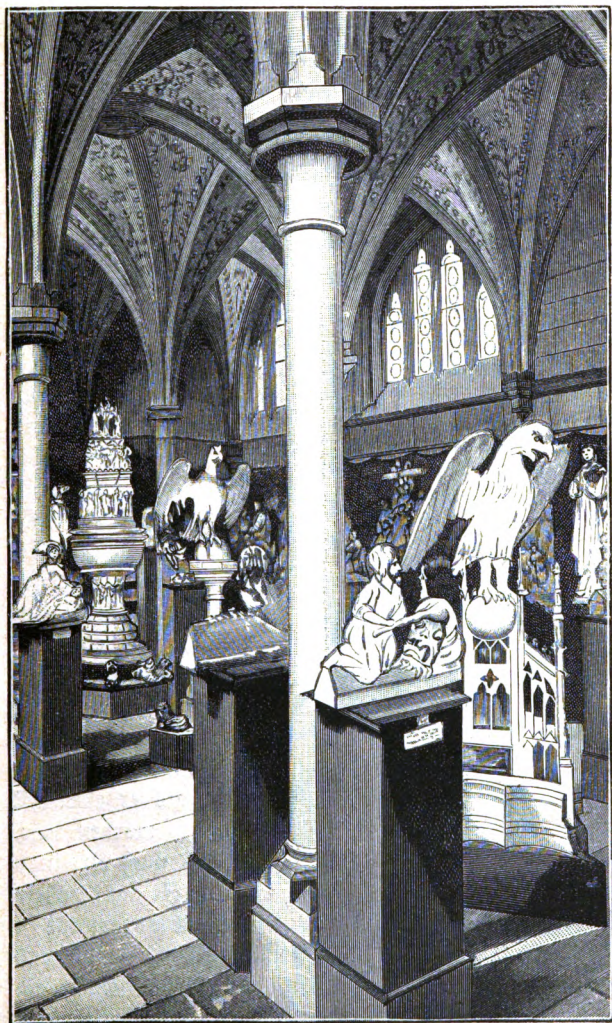
aus allen Ständen ohne Unterschied des Stammes, der politischen Parteistellung und des religiösen Bekennt-



Das vom Fürsten Bismarck gestiftete Fenster.

nisses haben am Ausbau der Sammlungen, sei es durch einmalige, sei es durch regelmäßige Jahresbeiträge, mitgewirkt. Zahlreiche Fürsten, Staatsregierungen, Städte, Standes- und Berufs-  
genossenschaften, Vereine, Künstler und Sammler haben Stiftungen dem Museum gemacht, die als solche, mit Widmungs-

inschriften geziert, besondere Aufstellung fanden. Manche, wie das vom Fürsten Bismarck und seinen Agnaten gestiftete gemalte Fenster, waren bestimmt, den Neubauten



Skulpturen in der ehemaligen Kirche der Kartause.

charakteristischen Ausschmuck zu verleihen. Dieses Fenster, das sich im östlichen Hallenbau, der den Reichshof



Die Nürnberger Madonna.

umgiebt, in einer schönen Säulenhalle des oberen Stockwerks befindet, zeigt in prächtigen Farben das Bismarcksche Wappen; einer der gepanzerten Wappenhalter trägt die Züge des „eisernen Kanzlers“. Von der Berliner Kaufmannschaft gestiftet ist das gegenüberliegende Fenster, das die Medaillonbilder des ersten Kurfürsten, des ersten Königs und des ersten Kaisers aus dem Hause Hohenzollern enthält. Eine Stiftung Kaiser Wilhelms I. aus der Zeit, als er eben erst König geworden war, ist das nach Krelings Entwurf ausgeführte große Glasgemälde in der Wilhelmschalle, das die „Grundsteinlegung

der Kartause“ durch Marquard Mendel in Weisheit des Burggrafen Friedrich von Nürnberg darstellt. Ebenso

hat Kaiser Franz Joseph von Oesterreich die gemalten Fenster mit den Wappen der österreichischen Kronländer hergestiftet zum Ausschmuck der Halle, in der



Alte Apotheke.

die vom österreichischen Kaiserhaus geschenkten Abgüsse der bedeutendsten Figuren vom Maximiliansdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck Aufstellung fanden, unter anderen die Gestalten Theoderichs von Bern, Rudolfs von Habsburg und Maximilians I.

Die gotischen Fenster der „Hohenzollernhalle“ zeigen die Wappen der preussischen Provinzen und sind eine Stiftung der Prinzen Karl und Albrecht von Preußen und der Fürsten Karl Anton und Leopold von Hohenzollern. Als Stiftung des bayerischen Königshauses sei die Wittelsbacher Uhr hervorgehoben, die am Wittelsbacher Hof das gotische Türmchen schmückt. Zwei Engel setzen die Hämmer zum Glockenschlage in Bewegung; über ihnen steht segnend der Erlöser. Unter der Glocke und über dem Zifferblatt thront Kaiser Ludwig der Bayer, hinter dem zwei Engel einen Teppich halten. Von ungemeinem Wert sind die Kollektionen von Medaillen und Münzen der Häuser Habsburg, Hohenzollern und Wittelsbach. Von den ehemaligen Freien Reichsstädten Deutschlands ist der Saal mit der prachtvollen Sammlung gestiftet, welche Trachten und Schmuckgegenstände aus allen Epochen der deutschen Geschichte enthält. Die Einrichtung des ehemaligen Sitzungsaales des Frankfurter Bundestages, sowie die auf das achtundvierziger Deutsche Parlament bezüglichen Gegenstände, die Bibliothek und eine Reihe von Dekorationsstücken und Mobilien aus der Paulskirche, sind als Denkwürdigkeiten der neueren deutschen Geschichte dem Germanischen Museum einverleibt worden. Eigens zum Geschenk für das Museum malte bald nach dessen Gründung der damals hochgefeierte Maler Wilhelm v. Kaulbach das Gemälde „Kaiser Otto III. in der Gruft Karls des Großen“, in welchem Vorgang er die Bestrebungen des Museums, die Pflege der Erinnerung an die vaterländische Vorzeit zur Belebung der eigenen Thatkraft und des eigenen Strebens, symbolisierte. Das Bild hat in der ehemaligen Kirche der alten Kartause seinen Platz erhalten.

Diese Kirche, deren Hauptthür der alten Kloster-





Alte Küche.

pforte gegenüberliegt, ist eine einschiffige Halle mit acht Gewölbejochen, die ein prächtiges Rippengewölbe tragen. In diesem schönen Raum ist ein Teil der Sammlungen kirchlicher Kunst aufgestellt, an welchen das Museum besonders reich ist. An den Wänden stehen in langen Reihen Originalwerke der Plastik von den großen Nürnberger Meistern — Veit Stoß, Peter Vischer und anderen — und ihres Würzburger Zeitgenossen Tilmann Riemen-schneider. Hier hat auch die berühmte „Nürnberger Madonna“ ihren Platz gefunden, eine trauernde Maria, deren Urheber man nicht kennt. Sie gilt als das vollendetste Werk der Nürnberger Plastik im Zeitalter Albrecht Dürers, sowohl wegen des Adels ihrer Formenschönheit als wegen der Beseeltheit ihrer Züge. Auch Tafelgemälde, Nachbildungen von plastischem Kirchen-ausschmuck, kirchliche Geräte, Gruft- und Totenschilde finden sich in dem stimmungsvollen Raum, der auch das Grab des Gründers der Kartause, Marquard Mendel, umschließt. Zu der Sammlung der kostbaren Goldschmiedearbeiten unter den Kirchengewerten gehört der prachtvolle silberbeschlagene Schrein, der früher die zu den Kleinodien des heiligen römischen Reiches gehörigen Reliquien barg.

Daß solche Kostbarkeiten jetzt dem Museum an-gehören, ist dem erfolgreichen Streben Essenweins zu danken, das darauf ausging, schon vorhandene wertvolle Sammlungen mit den bereits erworbenen Schätzen des Nationalinstituts zu vereinen. Solche Sammlungen wurden teils gestiftet, teils käuflich erworben, teils auch nur unter Vorbehalt des Eigentums seitens der Besitzer dem Museum überlassen. So überwies ihm die Stadt Nürnberg den größten Teil ihrer Kunstsammlungen mit herrlichen Gemälden aus der Dürerzeit zur Aufstellung; ebenso finden wir jetzt hier die reichen Schätze aus den

Sammlungen der alten Nürnberger Patriziergeschlechter von Holzschuher, Scheurl, Merkel, die Reste der ehemaligen Gemäldegalerie im Landauer Brüderhause in



Der Klosterhof.

Nürnberg. Im Jahre 1881 wurde dem Museum die reichhaltige Altertumsammlung des Notars Wolf in Altenburg, die Kupferstichsammlung des Grafen Botho v. Stolberg-Wernigerode zu Ilseburg und die prähistorische Sammlung des Landgerichtsrats Rosenberg



in Berlin eingefügt, welche im ersten Kreuzgang links vom Eingang des Museums die Stein- und Pfahlbauzeit vergegenwärtigt.

Auf Veranlassung des deutschen Handelsstandes bildete sich als Filiale des Museums ein deutsches Handelsmuseum, das mit seinen schönen Wagen- und Schiffsmodellen seit 1881 einen besonderen Saal ausfüllt. 1882 erfolgte die Vereinigung der Gemälde- und Zeichensammlungen des Museums mit der bis dahin in der Moritzkapelle aufgestellten, dem bayerischen Staate und dem bayerischen Königshause gehörigen Sammlung.

Seit dem Jahre 1884 hat der Deutsche Apothekerverein Veranlassung genommen, dem Museum besondere Unterstützung zuzuwenden, um eine der Geschichte der Pharmacie gewidmete Abteilung als Historisch-pharmaceutisches Zentralmuseum zu bilden. „Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten vollgepfropft“ ist die „alte Apotheke“. Merkwürdige Arzneimittel nennen die Aufschriften der buntbemalten Fayencetöpfe an den Wänden. Von der Decke hängen, wie bei dem Apotheker in Shakespeares „Romeo und Julia“, „ein ausgestopftes Krokodil und Häute von mißgestalteten Fischen“. Die Bibliothek von über 120,000 Bänden, welche die Entwicklung der Buchdruckerkunst und der deutschen Literatur veranschaulicht, ist in ihrem Hauptbestand als eine Stiftung der deutschen Verleger zu betrachten. Durch den Ankauf der fürstlich Sulkowski'schen Sammlung und die Stiftung des Vereins der deutschen Standesherrn ist die Waffensammlung des Museums eine der reichhaltigsten und lehrreichsten der Welt.

So wurde das Museum nicht nur ein Ehrenmal der deutschen Kultur vergangener Zeiten, sondern auch der patriotischen Opferwilligkeit der Nation in den

Jahrzehnten, die der Gründung des neuen Deutschen Reichs unmittelbar vorausgingen und folgten.

Es hat aber auch in dem Halbjahrhundert seines Bestehens als Vorbild für andere Unternehmungen ähnlichen Charakters im In- und Ausland eine rühmliche Mission erfüllt. Jetzt besitzt fast jeder deutsche Einzelstaat in seiner Hauptstadt ein Museum der Altertümer, und vielerlei Museen für Länder- und Völkerkunde sind entstanden, die nach den zuerst im Nürnberger Nationalmuseum durchgeführten Prinzipien eingerichtet wurden. Die Sammlungen unseres Museums sollen

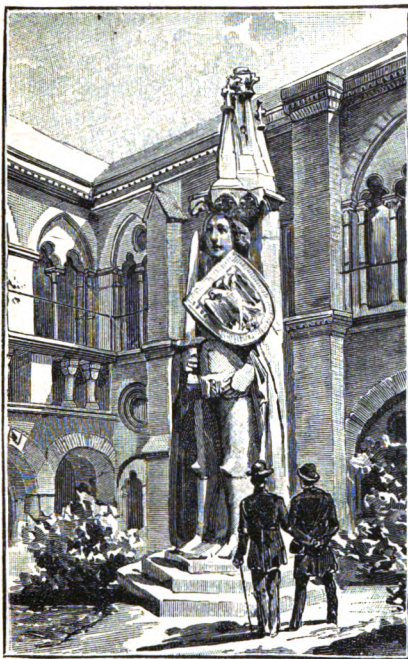


Die Heunensäule.

in wissenschaftlicher Treue und künstlerischer Vollendung den Entwicklungsgang jedes einzelnen Elements der Kulturgeschichte, jedes Zweiges der deutschen Kunst und jeder Technik aufzeigen. Aber auch das Streben nach Harmonie zwischen den Gegenständen und dem Raum ihrer Aufstellung, das Essenwein mit so viel Geschick zu bethätigen verstand, hat auf dem Gebiete des modernen Ausstellungswesens bahnbrechend und anregend gewirkt. Die Idee, ganze Zimmereinrichtungen wiederaufzubauen in ihrem Stil entsprechend ausgestatteten Räumen, wie sie hier die Tiroler Bauernstube, die Nürnberger Zimmer, das Kölische, Schweizer, Tiroler Zimmer, die „alte Küche“ mit all dem „echten“ Hausrat, Trink- und Eßgeschirr verwirklicht zeigen, haben tausendfältige Nachahmung gefunden. Zu der schon erwähnten alten Apotheke machen wir das „chemische Laboratorium“ noch namhaft, in dem sich die seltsamen Apparate der Alchimisten und Goldmacher vereinigt finden.

Charakteristisch für dieses Streben ist auch die Aufstellung von Abgüssen der Grabdenkmäler der hervorragendsten deutschen Männer und Familien Deutschlands in den alten Kreuzgängen der Kartause (siehe Abbildung S. 107). Von ihm zeugt auch aufs reizvollste die Ausstattung der verschiedenen Höfe. Der Klosterhof, den auf drei Seiten Kreuzgangflügel umgeben, während an der vierten die Kirche steht, giebt mit seinem alten Ziehbrunnen und den alten Grabfiguren vom Garnisonfriedhof zu Rudolstadt ein malerisches Klosterstimmungsbild. Herrlich paßt der Brunnen des Wittelsbacher Hofes, in dessen Mitte eine Nachbildung des berühmten Dudelsackpfeifers des Berliner Museums steht, zu seiner Umgebung. Das gilt ebenso von dem Bärenzwinger in dem Höfchen bei der Geschützhalle, wie von der

„Heunensäule“ in einem anderen. Den Namen gab ihr der Volksmund in Erinnerung an die „Hunnenzüge“. Tatsächlich ist sie ein Denkmal der römischen Kultur in Altgermanien. Bei Miltenberg am Main wurde sie



Der Reichshof mit dem Bremer Roland.

in der Römerzeit, offenbar für einen Tempel, gebrochen und bearbeitet; beim Vordringen der Germanen flohen die Werkleute.

Einen ähnlichen Schmuck hat der „Reichshof“ in einem getreuen Abguß der berühmtesten aller Rolandssäulen, des „Rolands zu Bremen“, woselbst er das Rathaus bewacht, erhalten. Das alte Wahrzeichen städti-

scher Marktfreiheit, wie es in den niedersächsischen Städten noch vielfach zu sehen ist, ragt hier auf als ein Zeichen der Sympathien des deutschen Nordens für das Alldeutschland verherrlichende Museum im oberdeutschen Nürnberg.



# Das Scepter Johanns des Gütigen.

Novelle von K. Orth.



(Nachdruck verboten.)

1.

**U**eber die Villenvorstadt der schöngelegenen kleinen Residenz goß der Vollmond in verschwenderischer Fülle sein silbernes Licht. Die wohlgehaltenen Parkanlagen, an deren Rande sich die schmucken Häuser erhoben, hätten mit ihren lauschigen Seitenwegen und ihren vielen heimlichen, von dichtem Buschwerk umstandenen Plätzchen gewiß den denkbar geeignetsten Ort für das verstohlene Stellbischein liebeskranker Menschenkinder abgegeben. Aber die Hauptstadt des Herzogtums stand allem Anschein nach nicht ohne Grund in dem Ruf besonderer Sittenstrenge. Denn außer einem einsamen Schutzmann, der langsam über die mondbeschienenen Rieswege dahinschlenderte, um nach einer Weile in jener Richtung zu verschwinden, wo er eine gastliche Schankstätte wußte, gab es hier draußen trotz der verhältnismäßig frühen Stunde — es war kaum zehn Uhr vorüber — weit und breit kein menschliches Wesen.

Da flirrte leise die eiserne Gitterthür eines ganz im Schatten liegenden Billengartens, und eine weibliche Gestalt trat auf die Promenade hinaus. Sie war dunkel gekleidet, und ein flockiger Seidenschawl, der ihren Kopf umhüllte, war so weit nach vorn gezogen, daß nur wenig von ihrem Gesicht zu sehen war.

Vorsichtig hatte die Heraustretende die Gartenthür hinter sich wieder ins Schloß gedrückt, und in sichtlicher Unentschlossenheit war sie nach einigen zögernden Schritten mitten auf dem Wege stehen geblieben. Dann aber mußte sie doch wohl Mut gefaßt oder irgend ein ernstes Gewissensbedenken überwunden haben, denn sie ging rasch quer über den Fahrdamm und bog in einen der schmalen, vielgewundenen Parkpfade ein. Ein paar hundert Schritte nur, und sie hatte ein kleines Rundell erreicht, auf dem sich in schattenhafter Silhouette die Gestalt einer aus Sandstein gemeißelten „Flora“ erhob.

Ihr leichter Fuß war fast lautlos über den festgestampften Kies dahingeschritten. Aber es gab doch jemand, der ihre Annäherung bemerkt hatte. Denn von einer ganz im Dunkeln stehenden Bank, auf der ihn vorhin nicht einmal der patrouillierende Schutzmann gesehen, erhob sich mit ungestümer Bewegung ein auffallend hoch gewachsener und breitschultriger Mann, um ihr entgegenzugehen.

Er hatte einen leichten, ärmellosen Mantel mit zurückgeschlagener, lang niederfallender Pelérine umgeworfen, und ein breitrandiger, weicher Filzhut beschattete sein Gesicht, das sich jetzt, da er in das Mondlicht hinaustrat, als das edel und energisch geformte, bartlose Gesicht eines vielleicht Achtundzwanzigjährigen offenbarte.

„Da bist du ja, Marie! — Ich danke dir, daß du

gekommen bist. Aber wenn ich nicht so sicher wüßte, daß du immer deine Versprechungen hältst, würde ich dich schon seit einer Viertelstunde nicht mehr erwartet haben."

Er hatte erst eine Bewegung gemacht, als ob er ihr die Hand reichen wolle, aber wie wenn er plötzlich anderen Sinnes geworden wäre, hatte er den Arm gleich wieder sinken lassen und ging nun, da sie nicht einen Augenblick stehen geblieben war, an ihrer Seite weiter.

"Ich wurde ungewöhnlich lange im Hause aufgehalten, Hartwig," erwiderte sie mit leiser Stimme. "Die Geheimrätin hatte einen schlechten Tag und konnte keinen Schummer finden."

"Du aber mußtest als willfährige Sklavin demütig an ihrem Bett sitzen, bis sie eingeschlafen war," brach es grollend aus der Brust des Mannes, "unbekümmert darum, ob sich hier draußen einer in der Qual seiner Sehnsucht und Ungewißheit verzehrte."

"Ich weiß nicht, woher du das Recht nimmst, mir einen Vorwurf zu machen. Daß ich nicht frei bin, war dir ja bekannt. Und vielleicht war es überhaupt ein Unrecht, daß ich dir auf dein Drängen diese Zusammenkunft bewilligte, die doch keinem von uns eine Freude bereiten kann."

"Was dich betrifft, so bedarf es nach dieser Einleitung solcher Versicherung allerdings kaum noch," sagte er voll Bitterkeit. "Die Zeiten, da meine Gesellschaft dir Freude machte, sind vorüber — nicht wahr?"

"Solange du dich nicht in das Unabänderliche finden kannst, Hartwig, und mich immer nur mit Anforderungen bestürmst, die ich doch nicht zu erfüllen vermag — —"

"Das Unabänderliche?" fiel er heftig ein. "Und

warum unabänderlich? Weil deine Laune es so will. Gib mir einen vernünftigen Grund dafür an, daß du nicht mein werden willst, einen Grund, den ich glauben kann — und ich werde dich mit all diesen Zudringlichkeiten verschonen, die dir so verhaßt scheinen. Aber verstecke dich nicht hinter Ueberspanntheiten und Unwahrheiten, die mich verrückt machen, weil ich nur leere Vorwände in ihnen sehe.“

„Wenn du meinen Worten doch keinen Glauben schenkst, was hilft es dann, daß ich dir meine Gründe wiederhole?“

„Es wäre also wirklich nichts anderes gewesen als das? Nur mein sogenannter Künstlerruhm ist es, dem du durchaus unsere Liebe zum Opfer bringen willst? Und du begreifst es nicht, wenn ich diesen selbstmörderischen Verzicht eine thörichte Ueberspanntheit nenne? Zum Genker mit all dem zweifelhaften Ruhm, wenn er mich daran verhindern soll, glücklich zu werden. Ein Michelangelo wird doch nicht aus mir. Warum soll ich mir da erst noch ein Duzend Mal den Kopf einrennen oder die Flügel verbrennen, ehe ich mich zu der Selbsterkenntnis bequeme, daß ich nur ein jämmerlicher Stümper bin? Auch ein Stümper kann glücklich und zufrieden sein, wenn er nur nicht den Himmel stürmen und unverwundlichen Lorbeer erringen will.“

„Du aber kannst deine Hand nach diesem Lorbeer ausstrecken, Hartwig — und es wäre ein Verbrechen gegen dich selbst, wenn du es unterließe.“

Der junge Bildhauer lachte spöttisch. „Damit mir Seine Hoheit der Herr Herzog oder ein anderer mächtiger Mäcen wieder einmal unsanft auf die vorwitzigen Finger klopft — nicht wahr? — Nein, ich habe ihn satt, diesen nutzlosen Kampf, satt bis zum Ekel. Und hätte ich meine Gruppe nicht thörichterweise schon



nach Berlin abgeschickt, ich schlug sie noch heute in Trümmer."

"Das würdest du nicht thun!" fiel ihm das Mädchen mit ruhiger Bestimmtheit in die Rede, "denn es wäre ein Wahnmiz, den du bald genug bitter bereuen müßtest."

"Ich sehe nicht ein, weshalb. Die Welt verliert nichts an meinen ungeborenen Meisterwerken, und ich bin kein Titane, sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch mit menschlichem Wünschen und Sehnen. Wenn jeder arme Tropf lieben und glücklich sein darf nach seinem Behagen, warum soll nur ich mir's versagen? Eine Bronzegießerei hat mir ein festes Jahreseinkommen von fünftausend Mark garantiert, wenn ich mich verpflichte, nur noch Modelle für ihre Nippesfiguren anzufertigen. Ich glaube, daß mein Talent dazu ausreicht, und mit fünftausend Mark Einkommen kann man bei bescheidenen Ansprüchen heiraten, nicht wahr?"

Das junge Mädchen war stehen geblieben, und wie sie jetzt den Kopf zu ihrem sie weit überragenden Begleiter erhob, glitt der verhüllende Shawl ein wenig zurück, so daß er zum erstenmal an diesem Abend in ihr feines, zartes Gesicht und in ihre großen dunklen Augen sah. Es schimmerte im Mondlicht feucht wie von verhaltenen Thränen auf dem Grunde dieser schönen Augen, aber die Stimme des Mädchens war jetzt fest und klar. Es war nicht mehr das leiseste Beben scheuer Beklommenheit und Unsicherheit darin zu spüren.

"Ich weiß nicht, ob man es kann, Hartwig, aber ich weiß, daß ich nie, nie deine Frau werden würde um solchen Preis. Nicht das Glück wäre es, das du dir damit ins Haus riefest, sondern das Verderben, die Reue und die Verzweiflung. Du bist ein echter Künstler

und dazu berufen, Großes zu schaffen. Aber du wirst vielleicht noch hart und lange kämpfen müssen, um dein hohes Ziel zu erreichen. Und wer kämpfen will, der muß beide Arme frei haben, der darf keine Fesseln tragen und durch keine Rücksicht gebunden sein.“

Ihre mit beinahe feierlichem Ernst gesprochenen Worte waren ersichtlich nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Aber er wollte sich nicht überrumpeln lassen und schüttelte diese Wirkung darum rasch wieder von sich ab.

„Das alte Lied also! — Ich kenne es ja schon aus deinem Absagebrieфе, der mich vor sechs Wochen getroffen hat wie ein Schlag vor den Kopf. Aber ich sage dir, was ich dir damals gesagt habe: es sind überspannte Theaterphrasen, weiter nichts. Ein tüchtiger Kerl wird durch eine rechte Liebe vorwärts gebracht und emporgehoben, nicht heruntergezogen. So muß es doch wohl anfänglich auch deine Meinung gewesen sein.“

„Ich war ein unerfahrenes junges Ding, Hartwig, das in seiner ersten Liebeseligkeit überhaupt nichts dachte und überlegte. Damals aber, als man dir den verdienten Preis für das Herzogsdenkmal zuerkannte und doch einem anderen die Ausführung übertrug, damals erkannte ich zuerst, daß der Weg eines jungen Künstlers ein Kampfesweg sei. Damals fing ich an, über deine und meine Zukunft nachzudenken. Und das Ende konnte kein anderes sein, als —“

„Als daß du mir ohne viel Federlesens den Abschied gabst und Hals über Kopf diese unwürdige Stellung annahmst, die dich zur Knechtschaft eines Dienstboten verurteilte.“

„Du irrst. Ich bin die Gesellschafterin und Pflegerin der Geheimrätin, niemand im Hause fällt es ein, mich als Dienstboten zu behandeln.“

„O, ich will wohl glauben, daß dieser oder jener im Laßwisch'schen Hause dich für etwas ganz anderes ansieht. Der schneidige Herr Regierungsassessor zum Beispiel —“

„Und für was sollte er mich ansehen, Hartwig?“

„Nun, sagen wir: für ein sehr hübsches junges Mädchen, wie geschaffen zu einem amüsanten Zeitvertreib. Rund heraus gesagt, Marie: ich glaube nicht an den wunderbaren Zufall, der dich diese Stellung finden ließ gerade in dem Augenblick, wo du es für zweckmäßig erachtet hattest, mir den Laufpaß zu geben. Ich vermutete da von vornherein einen ganz anderen Zusammenhang. Und dein heutiges Verhalten kann mich darin nur bestärken.“

Ganz leise, kaum vernehmlich kam es über ihre Lippen: „Wenn solcher Verdacht es dir leichter macht, mich aufzugeben, so glaube in Gottes Namen, was du willst.“

Die nervige Faust des jungen Bildhauers krampfte sich mit wildem Griff um die Krücke seines Spazierstockes; in schweren, leuchtenden Atemzügen hob sich seine Brust. „Also du leugnest es nicht einmal. Das ist freilich etwas anderes. Dafür, mit dem Herrn Regierungsassessor um den kostbaren Preis zu ringen, halte ich mich allerdings zu schade. Und den schmachtenden Ritter Toggenburg werde ich gewiß nicht machen — ich nicht. Hast du mir heute abend wirklich nichts anderes zu sagen, so siehst du mich niemals wieder.“

„Hartwig!“ es rang sich wie ein Aufschrei aus ihrer Brust. „Was willst du thun?“

„Nichts Romanhaftes, darüber kannst du ganz beruhigt sein, obwohl ich wahrhaftig eben in der Laune wäre, den Schädel dieses Herrn Regierungsassessors

oder sonst etwas einzuschlagen. Ich werde mir auch nicht das Leben nehmen oder in die Einsamkeit fliehen. Aber ich werde die Stadt verlassen — noch morgen. Und bei den Sternen da oben sei es geschworen, daß ich freiwillig niemals zurückkehren werde. Noch einmal also, Marie, zum letztenmal: war das, was du vorhin von der Unabänderlichkeit deines Entschlusses sagtest, dein voller Ernst?"

"Ich kann nicht anders, Hartwig — Gott weiß es, daß ich nicht anders kann."

"Gute Nacht also und lebe wohl — für immer!"

Rauh und heiser hatte er es hervorgestoßen, und mit einer kurzen, brüsten Bewegung wandte er sich von ihr ab. Nur eine flüchtige Sekunde des Zauderns noch, wie wenn er doch einen Aufschrei, einen flehenden Zuruf erwartet hätte, dann ging er mit langen Schritten davon, unbekümmert darum, daß er das junge Mädchen schutzlos mitten in den Anlagen zurückließ.

Am anderen Ende derselben prallte er mit dem Schutzmann zusammen, der sich eben nach genossener Herzkürzung anschickte, seinen Patrouillengang fortzusetzen. Aber er hielt es nicht einmal für notwendig, sich zu entschuldigen, sondern stürmte weiter wie einer, dem alle bösen Geister auf den Fersen sind.

## 2.

Im Honoratiorenstübchen des „Europäischen Hofes“, des vornehmsten Hotels der Residenz, saßen etwa um dieselbe Zeit zwei offenbar den bevorzugten Ständen angehörige Herren beim perlenden Champagner; beide von ungefähr gleichem Alter, aber von sehr verschiedenartiger Erscheinung. Der eine kaum mittelgroß, blond und zierlich, mit fröhlichen blauen Augen und lock aufgewirbeltem Schnurrbart, der andere lang und fast

hager, mit scharf markiertem, intelligentem Gesicht, mächtiger Stirn und vortretendem Kinn, das vielleicht geradezu brutal gewirkt hätte, wenn nicht durch den spitzgeschnittenen dunklen Vollbart die eckigen Formen etwas gemildert worden wären.

Sie saßen da schon seit einer Stunde als die einzigen Besucher, da ein Liebesmahl im Kasino die gewöhnlichen Stammgäste des Honoratiorenstübchens heute fernhielt, und sie waren der zweiten Flasche Heidsieck nahezu auf den Grund gekommen, als der Wirt mit ehrerbietiger Verbeugung an ihren Tisch trat, um sich zu erkundigen, ob die Herren mit Bewirtung und Bedienung zufrieden gewesen seien.

„Natürlich, mein lieber Herr Eddam, wie immer in Ihrem trefflich geleiteten Hause,“ erwiderte der blonde Regierungsassessor Laßwitz, den der genossene Sekt offenbar in die lebenswürdigste Laune versetzt hatte. „Erlauben Sie übrigens, daß ich Sie bei dieser Gelegenheit meinem Freunde, dem Herrn Staatsanwalt Lönholdt, vorstelle. Er ist erst heute hier eingetroffen, um sein neues Amt anzutreten, und da er als Jungeselle Ihr Tischgast sein wird, empfehle ich ihn hiermit Ihrer ganz besonderen Protektion.“

Der höfliche Wirt versicherte, daß er alles aufbieten werde, sich die Zufriedenheit des Herrn Staatsanwalts zu erwerben.

Laßwitz fügte lachend hinzu: „Möcht's Ihnen auch raten. Mit einem Staatsanwalt soll man es niemals verderben. Selbst der tugendhafteste Staatsbürger kann nicht im voraus wissen, ob er nicht vielleicht eines Tages amtlich mit ihm zu thun haben wird.“

„An welchem Tage dann freilich auch nicht die freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Staatsanwalt den besagten tugendhaften Bürger vor den Folgen seiner

Handlungen schützen würden," sagte der Dunkelbärtige trocken, indem er den Oberkörper in den Stuhl zurücklehnte und eine dichte Rauchwolke aus seiner Zigarre zur Decke blies. „Meinst du nicht, Laßwitz, daß wir jetzt zum Ausbruch blasen könnten?“

„Warum nicht gar! — Aller guten Dinge sind drei. Man feiert doch nicht alle Tage unerwartetes Wiedersehen mit einem guten alten Freunde. Lassen Sie uns freundlichst noch ein Gläschen von diesem edlen Rebenblut der Champagne zukommen, Herr Eidam!“

„Sofort, Herr Regierungsassessor! Ich habe schon der Vorsicht halber noch eine Flasche kalt stellen lassen.“

„Sie sind ein Mustere exemplar von einem Wirt. Also her damit, ehe mir der Herr da durch die Lappen geht.“

„Es wäre wirklich besser gewesen, wir hätten uns diese dritte Flasche für eine andere Gelegenheit aufgespart," sagte Bönholdt, als sich Herr Eidam eilig entfernt hatte. „Jedenfalls möchte ich um etwas beschleunigtes Tempo beim Austrinken bitten. Ich fühle mich von der Reise angegriffen und muß morgen in aller Frühe ein paar amtliche Antrittsbesuche machen.“

„Bis dahin kannst du reichlich ausgeschlafen haben, mein Alter. Also nochmals willkommen in unserem Miniatur-Athen! Möge es dir darin so gut gefallen, wie mir's gefällt. Profit!“

„Danke. — Profit! Ist übrigens kein Wunder, mein Lieber, daß du dich hier behaglich fühlst. Erstens ist's deine Vaterstadt, deine Familie hat hier von alters her in hohem Ansehen gestanden, und es ergeben sich für dich schon daraus nach allen Richtungen hin die angenehmsten Beziehungen. Außerdem aber stichst du aller menschlichen Voraussicht nach im Beginn einer

glänzenden Laufbahn, und ich kann dich nicht ansehen, ohne mir vorzustellen, wie gut du dich im Ministerfrack ausnehmen wirst.“

„Na, damit hat's denn doch noch gute Wege,“ lachte der andere. „Und ich werde schließlich auch mit etwas weniger als einem Ministerposten zufrieden sein. Meine Aussichten sind ja nicht schlecht, das gebe ich zu. Unser gnädigster Herr hat mir wiederholt sein besonderes Wohlwollen zu erkennen gegeben. Und so wenig in manchen Dingen mit ihm zu spaßen ist, so wohlgeborgen ist der, der sich einmal sein Vertrauen erworben hat und es zu rechtfertigen weiß. Außerdem steht meine Mutter in besonderer Gnade bei den herzoglichen Damen, die ihr alljährlich an ihrem Geburtstage die Ehre ihres Besuches erweisen.“

„Eine Auszeichnung, auf die sie allerdings stolz sein kann.“

„Ist sie auch. Diese hohen Besuche bilden ja die einzigen Sonnenblicke in ihrem leider so trüben Dasein.“

„O — vergieb, daß ich mich nicht früher nach ihrem Befinden erkundigt hatte. Deine Frau Mutter ist also noch immer leidend?“

Die heitere Miene des Regierungsassessors war plötzlich sehr ernst geworden. „Es ist ein unheilbares Nervenleiden. Wir haben die berühmtesten Aerzte konsultiert, aber keiner konnte uns Hoffnung auf Besserung gewähren. Mein einziger Trost ist, daß bei der nötigen Schonung und Pflege eine plötzliche Katastrophe nicht zu befürchten steht. Für die arme Mutter selbst freilich ist der Zustand traurig genug. Sie ist gegen Licht und Geräusch so empfindlich geworden und die kleinste Aufregung hat so bedenkliche Krisen im Gefolge, daß sie schon seit Jahresfrist auf alle Geselligkeit völlig

hat verzichten müssen, und daß auch ich an manchen Tagen nur durch Vermittelung ihrer Pflegerin mit ihr verkehren kann.“

„Höchst beklagenswert — in der That. Unter solchen Umständen darf ich wohl kaum daran denken, deiner Frau Mutter meine Aufwartung zu machen?“

„Wenn sie nicht gerade einen ihrer schmerzfreien Tage hat, wird sie dich allerdings schwerlich annehmen können. Uebrigens ging es ihr in den letzten Wochen verhältnismäßig gut. Sie hat da eine neue Gesellschafterin bekommen, die sich mit bewunderungswürdiger Hingabe der Erfüllung ihrer schweren Aufgabe widmet und trotz ihrer Jugend besser als alle Vorgängerinnen mit der Patientin umzugehen weiß.“

„Das klingt ja ganz begeistert. Weißt du auch, mein lieber Laßwitz, daß die jungen Gesellschafterinnen der Mütter für die Söhne des Hauses schon oft recht gefährlich geworden sind?“

„Die Gefahr ist in diesem Fall nicht sehr groß. Fräulein Büнау und ich, wir begegnen uns trotz unserer Hausgenossenschaft nur sehr flüchtig, und sie gehört allem Anschein nach nicht zu den Personen, die auf Eroberungen auszugehen. Außerdem aber —“

Er stockte und griff dann, wie um eine plötzliche Verlegenheit zu verbergen, nach seinem Glase, das er hastig leerte.

Der Staatsanwalt jedoch ergänzte gelassen: „Außerdem aber bist du schon anderweitig engagiert, nicht wahr? Das wäre nicht gerade verwunderlich, denn ich hatte eigentlich erwartet, dich bereits glücklich verheiratet zu finden. Bei deiner gesellschaftlichen Stellung, deiner Wohlhabenheit und deinem Aussehen müssen dir doch die Millionenerbinnen nur so zusliegen.“

„Wer sagt dir, daß mir's um eine Millionenerbin zu



thun ist?" fragte Laßwitz lächelnd zurück. „Wenn ich mich verheirate, werde ich jedenfalls nur nach meinem Herzen wählen.“

„Du Glücklicher! Ihr reichen Leute seid eben in dieser wie in jeder anderen Hinsicht besser daran als unsereiner, der sein Herz allezeit dem Verstande nachstellen muß.“

„Na, Alter, mach dich nur nicht schlimmer, als du bist. Daß du auf eine bloße Geldheirat ausgehen könntest, wie der erste beste Streber, traue ich dir ebenso wenig zu als mir selbst.“

„Ich würde durchaus nichts Sträfliches darin erblicken, obwohl ich natürlich keine nehmen würde, die lahm oder bucklig oder taub ist. Aber ich werde mich jedenfalls weislich hüten, mich in ein armes Mädchen zu verlieben. Dazu sind mir die kleinen Annehmlichkeiten des Daseins, die man nun einmal leider nicht umsonst haben kann, doch zu lieb geworden.“

„Hoffen wir also, daß sich unter den Töchtern des Landes bald etwas Passendes für dich findet. Du wirst mir selbstverständlich gestatten, dich in die Familien unseres Umgangskreises einzuführen. Es geht da keineswegs so kleinstädtisch zu, wie du dir's vielleicht vorstellst, und ich kann dir sogar einige sehr interessante Bekanntschaften versprechen.“

„Dankend angenommen. Nun aber, da die Flasche glücklich geleert ist, hast du doch wohl nichts mehr gegen die Beendigung dieser langen Sitzung einzumenden.“

Zwar hätte sich der Regierungsassessor allem Anschein nach nicht ungern noch zu einer vierten Flasche entschlossen; da aber der andere schon aufgestanden war, fügte er sich diesmal ohne Widerspruch. Und er that gut daran, denn der Wein, die Hitze und das lebhaftes Gespräch hatten eine so merkwürdige Wirkung

auf ihn geübt, daß sich selbst der diskrete Oberkellner eines leisen Lächelns nicht erwehren konnte, während er dem mit besonderer Ehrerbietung behandelten Stammgast behilflich war, das richtige Aermelloch seines Sommerüberziehers zu finden.

Draußen in der frischen, würzigen Luft des schönen Frühlingsabends verflüchtigten sich zwar die Geister des Champagners insoweit, daß der Herr Regierun-  
gssassessor die volle Herrschaft über seine Arme und Beine zurückgewann; aber seine Stimmung blieb doch noch immer eine sehr gehobene.

„Es giebt wahrhaftig nichts Famoseres als so einen kleinen Sektchwips,“ meinte er, indem er sich in den Arm des Staatsanwalts hängte. „Man fühlt kaum die Erde unter den Füßen, und es ist einem, als ob man fliegen könnte.“

Lönholdt, der auch wohl weniger getrunken hatte, war ersichtlich ganz nüchtern geblieben. „Na, fliege mir nur gefälligst nicht davon,“ sagte er in seiner trockenen, immer etwas sarkastischen Weise. „Bis zu meinem Gasthause ist's, soviel ich mich erinnere, ziemlich weit. Und man sieht ja hier keine menschliche Seele, bei der man sich nach dem Wege erkundigen könnte.“

„Nein. Unsere brave Bürgerschaft pflegt mit den Hühnern zu Bette zu gehen oder doch nur um ein wenig später. Aber wir brauchen nicht den langweiligen Weg durch die Stadt zu nehmen, sondern ich führe dich durch die Anlagen, die sich niemals vorteilhafter präsentieren als im Vollmondschein. Da zeige ich dir dann auch gleich, wo ich wohne.“

Sie hatten bald den Rand des Parkes erreicht, und höflich stimmte der Staatsanwalt dem Entzücken seines Freundes über die Lieblichkeit des mondbeschienenen

Landschaftsbildes zu, obwohl es durchaus nicht den Anschein hatte, als ob er ein begeisterter Naturschwärmer sei.

„Sehr hübsch,“ sagte er. „Ich glaube mich von einem früheren kurzen Aufenthalt her zu erinnern, daß sich hier so eine Art von Waldwildnis befand.“

„Jawohl. Und wir haben die vorteilhafte Veränderung lediglich dem persönlichen Eingreifen Seiner Hoheit zu verdanken. Die Anlagen der Willenvorstadt sind sozusagen sein Steckenpferd geworden. Vielleicht hast du davon gehört, wie große Opfer der hohe Herr erst kürzlich für ihre künstlerische Ausschmückung gebracht hat.“

„Ich entsinne mich dunkel so einer Denkmalsgeschichte, die vor einigen Monaten die Runde durch die deutschen Zeitungen machte. Aber die Einzelheiten sind mir ganz und gar entfallen.“

„Dein Kunstinteresse scheint also noch immer kein allzu lebhaftes zu sein, mein guter Lönholdt. Na, die Sache war in Kürze die: Unser Herr hatte beschlossen, die Anlagen mit einem Marmorstandbild seines großen Vorfahren, des Herzogs Johann des Gütigen, zu schmücken. Es wurde ein Preisausschreiben für den Denkmalsentwurf erlassen und eine Kommission der hervorragendsten Sachverständigen als Jury eingesetzt. Unter vierundzwanzig eingesandten Arbeiten erkannte diese den Preis einstimmig dem Werke eines gewissen Hartwig Harlinger zu, eines bis dahin ganz unbekannten jungen Bildhauers, der noch dazu ein Sohn des Landes war und hier in der Residenz lebte. Ich habe seinen Entwurf gesehen, und ich muß bei allem Respekt vor dem abweichenden Urteil Seiner Hoheit sagen, es war eine wirklich geniale Leistung, ein bißchen stark abweichend von allem Hergebrachten, aber voll Kraft und

Schwung. Der Herzog jedoch war, wie gesagt, anderer Meinung. Er konnte zwar nach den einmal getroffenen Bestimmungen den Spruch der Jury nicht umstoßen; aber er nahm Gelegenheit, sich öffentlich recht abfällig über den preisgekrönten Entwurf zu äußern, und übertrug die Ausführung des Denkmals dem Professor Müllendorf, einem alten Herrn, von dem man behauptet, daß er die Tage seines Glanzes längst hinter sich habe. Darüber, wie er seine Aufgabe gelöst hat, kannst du dir am besten selbst eine Meinung bilden, denn da hast du Seine Hoheit Johann den Gütigen in höchsteigener Person.“

Er hatte während seiner Erzählung den Freund nach dem etwas erhöhten Platze hin gesteuert, auf dem sich vor einer dunklen Läruswand das im Mondschein fast gespenstisch schimmernde weiße Denkmal erhob, das auf einen niedrigen Sockel gestellte Marmorstandbild eines Fürsten in altspanischer Tracht, der wie mit einer segnenden oder schützenden Bewegung den rechten Arm mit dem auffallend groß geratenen Scepter wagerecht vor sich hin streckte.

„Na, wie gefällt er dir? Ein bißchen steifleinen, nicht wahr? Ueber den Geschmack ist ja nicht zu streiten; aber ich finde, daß der Harlingersche Herzog wie ein ganzer Kerl aussah, während mir dieser da immer wie ein kostümierter Statist vorkommt, der mit größtmöglichem Ungeschick eine einstudierte Fechterpose einnimmt. — Ist es Ihnen vielleicht gefällig, mein Herr, einen Gang mit mir zu wagen? Ihr durchlauchtigstes Scepter gegen meinen bürgerlichen Spazierstock, den Sie übrigens nicht refüsieren dürfen, da er ein Geschenk Ihres Urknechts an meine Wenigkeit ist. Also: Auf die Mensur! — Los!“

In einer aus der Weinlaune geborenen Anwand-

lung des alten Studentenhumors war Laßwitz die Stufen des Denkmalssockels hinaufgeseilt und hatte sich in Fechterstellung ausgelegt. Ohne Zweifel hatte er nur ein paar Aufstiege gegen den steinernen Herzog hin beabsichtigt. Aber ob er nun die Entfernung nicht richtig abgeschätzt hatte, oder ob sein etwas umnebeltes Hirn nicht die rechte Kontrolle über seine Bewegungen übte, jedenfalls traf der mit der Kraft und Gewandtheit des alten Corpsstudenten geführte Schlag den ausgestreckten Arm des Marmorstandbildes so wuchtig, daß es einen scharfen, hellen Klang gab, und daß klingend und klirrend das Scepter mit einem Teil der Hand, die es gehalten, auf die Stufen des Denkmals niederstürzte.

Bewegungslos, für den Moment selbst einem Steinbilde gleichend, starrte der Regierungsassessor geisterbleich auf das, was er da angerichtet. Im nächsten Augenblick aber fühlte er sich am Arm ergriffen und ziemlich unsanft fortgezogen.

„Um Gottes willen, Mensch — fort von hier — schnell fort! Dein unzeitiger Studentenuß kann uns in des Teufels Küche bringen.“

Laßwitz folgte willenlos, und erst als sie ein paar Duzend Schritte in einen dunklen Seitenweg hinein gemacht hatten, blieb er stehen.

„Aber wir können uns doch nicht einfach aus dem Staube machen, Lönholdt, wie ein paar Jungen, die irgend einen Bubenstreich ausgeführt haben! Wir müssen hier warten, bis ein Schutzmann kommt und — —“

„Bist du von Sinnen, daß du an etwas Derartiges denken kannst? Wenn man uns hier erwischt, gleichviel, ob wir freiwillig oder unfreiwillig in die Hände der Polizei geraten, so ist es mit deiner Carriere vorbei wie mit der meinigen. Man hat im Staatsdienst keine Ver-

wendung für Beamte, die des Nachts Fürstendenkmäler verstümmeln. Und dein Herzog wäre sicherlich der letzte, Derartiges zu verzeihen, wenn es erst einmal bis zum öffentlichen Skandal gekommen ist. Ueber das, was du zu thun hast, kannst du auch morgen noch ins reine kommen; jezt fordert der einfachste Selbsterhaltungstrieb, daß wir uns so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen suchen."

Stumm und mit verstörter Miene leistete Laßwitz der Aufforderung Lönholdts Folge, ihn auf dem kürzesten Wege in sein Hotel zu führen. Und auch der Staatsanwalt verharrete auf diesem ganzen Wege in finsternem Schweigen. Erst als sie vor dem erleuchteten Eingang des in der Nähe des Bahnhofes gelegenen Gasthofes standen, fand er die Sprache wieder.

"Da uns vermutlich niemand gesehen hat, wird die Sache ja hoffentlich nicht zu schlimm werden. Jedenfalls mußt du mir dein Wort geben, zu niemand davon zu reden und nichts zu unternehmen, ehe wir morgen vormittag bei ruhigem Blute darüber gesprochen haben."

"Aber ich kann doch nicht — ich muß doch —"

"Was du thun mußt, wirst du natürlich thun. Aber es eilt nicht, denn die angenehmen Dinge, die dabei herauspringen können, kommen noch immer früh genug. Und du wirst einsehen, mein Lieber, daß du auch mir einige Rücksichten schuldig bist. Ich werde also morgen vormittag zu dir kommen, und ich verlange deine Zusage, daß du vorher weder ausgehen noch jemand empfangen wirst."

"Und mein Dienst? Man erwartet mich um neun Uhr im Ministerium."

"So wirst du dich eben für morgen entschuldigen. Ich denke, die Regierungsmaschine wird darum nicht gleich stillstehen. Wenn man uns heute arretiert hätte,

wäre man ja ohnedies genötigt gewesen, dich morgen zu entbehren."

"Du hast recht," murmelte der unglückliche Assessor. "Ich könnte so wie so nicht hingehen, mit dieser Schuld auf dem Gewissen. Du kommst also bestimmt? Unser Haus ist Platanenstraße 4."

"Ich weiß schon. Und nun mache gefälligst nicht ein so gottsjämmerliches Gesicht, sondern halte den Kopf hoch. Ans Leben geht's ja auf keinen Fall. Und vielleicht wird sich die fatale Geschichte noch auf die eine oder die andere Weise ebnen lassen."

Lafwitz machte eine wehmütig verneinende Geste. "Darauf wage ich nicht mehr zu hoffen. Auf morgen also! Und sei mir nicht böse, Lönholdt, daß ich dich durch meinen Leichtsinne in eine so widerwärtige Sache hineingezogen habe."

"Ob ich Grund habe, dir böse zu sein, wird vor allem von deinem weiteren Verhalten abhängen. Thu mir nur den Gefallen und leg dich jetzt schleunigst aufs Ohr. Gute Nacht!"

Er drückte ihm die Hand und trat, alle weiteren Auseinandersetzungen damit kurzweg abschneidend, in das Vestibül des Gasthofes ein.

Langsam und mit gesenktem Haupte legte Lafwitz den Heimweg nach der Villa seiner Mutter zurück, diesmal die Parkanlagen in einem weiten Bogen vermeidend.

Als er vor der Hausthür stand, machte er die unliebsame Entdeckung, daß er vorhin beim hastigen Umkleiden den Schlüssel in einer Tasche seines abgelegten Anzuges habe stecken lassen und daß ihm demnach nichts anderes übrig blieb, als die Glocke zu ziehen. Er mußte, daß die anderen Bewohner der Villa um diese Zeit längst zu schlafen pflegten, und es setzte ihn

deshalb einigermaßen in Verwunderung, als schon nach Verlauf von kaum zwei Minuten von drinnen der Schlüssel gedreht wurde.

„Guten Abend, Fräulein Büнау!“ sagte er, als er in der Oeffnenden die junge Gesellschafterin erkannte. „Sie sind noch auf? Meine Mutter ist doch nicht etwa kränker geworden?“

„Nein, Herr Assessor,“ klang es leise zurück. „Die Frau Geheimrätin schläft ganz ruhig. Aber ich — ich wurde noch durch eine Besorgung aufgehalten.“

Es war ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung sehr gleichgültig, welcher Art die späten Besorgungen der Gesellschafterin gewesen sein mochten, und es fiel ihm auch nicht ein, auf ihr Aussehen zu achten, das ihm unter anderen Umständen vermutlich sofort aufgefallen wäre. Aber er hatte wirklich zu viel mit sich selbst zu schaffen, als daß er sich jetzt um die Angelegenheiten anderer Leute hätte kümmern können. In dem Augenblick, da er die Schwelle des Elternhauses überschritten, war ihm die ganze Schwere seines Unglücks mit einemmal so überwältigend zum Bewußtsein gekommen, daß er buchstäblich darunter zusammenbrach und sich, statt in das obere Stockwerk emporzusteigen, nach wenigen Schritten auf die in einer Wandnische stehende Schemtruhe fallen ließ.

„Was ist Ihnen?“ fragte die Gesellschafterin, die mit der Lampe gefolgt war. „Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„O nein — ich danke — es — es ist nur eine vorübergehende Schwäche. Ich habe eine große Aufregung gehabt, Fräulein Büнау — es ist mir etwas passiert, das mich sehr mitgenommen hat. Aber Sie dürfen nicht zu meiner Mutter davon sprechen.“

„Wie sollte ich von etwas sprechen, Herr Assessor, das ich nicht weiß!“



„Ja, ja — ich meine auch nur: von diesem kleinen Schwächeanfall. Sie darf sich keine beunruhigenden Gedanken machen, die arme Frau. Und nun — wenn Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben wollten, mir ein wenig zu leuchten —“

Marie trat an den Fuß der Treppe und hob den Arm mit der Lampe empor, so daß ihr Licht den Assessor bis in das obere Stockwerk hinauf begleitete, wo sich seine Zimmer befanden. Er war schon beinahe oben, als sie in der Wandnische etwas Blinkendes gewahrte und darin bei näherem Hinschauen den goldenen Griff des Spazierstocks erkannte, den Laßwitz auf der Truhe hatte liegen lassen.

„Sie haben Ihren Stock hier unten vergessen, Herr Assessor,“ rief sie ihm leise nach. „Soll ich ihn Ihnen hinaufreichen?“

„Nein, nein!“ wehrte er fast heftig ab. „Lassen Sie dies unglückselige Ding, wo es ist. Oder, wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so verstecken Sie es an einem Ort, wo es mir nie wieder vor die Augen kommt.“

Befremdet schüttelte die Gesellschafterin den Kopf, aber sie erwiderte nichts. Und als sie oben die Thür hatte zufallen hören, bückte sie sich nach dem plötzlich so ganz in Ungnade gefallenem Spazierstock, um ihn einstweilen in Verwahrung zu nehmen. Sie wußte, daß Laßwitz ihn bis zu diesem Abend sehr hoch in Ehren gehalten hatte, denn er war ihm von dem regierenden Herzog als Beweis der Erkenntlichkeit für einen ihm persönlich geleisteten Dienst zum Geschenk gemacht worden. Ueberrascht von seiner Schwere, wog das junge Mädchen ihn ein paar Sekunden lang in der Hand. Seinem Gewicht nach mußte er aus irgend einem exotischen, eisenharten Holze gefertigt sein. Aber als sie ihn nun näher betrachtete,

sah die Gesellschafterin, daß der Stod am unteren Ende teilweise aufgesplittert war wie von einem heftigen Schlage, und sie gewahrte, daß sich etwas Weißes in den Spalt eingeklemmt hatte. Es schien ihr ein Steinchen, aber ihr Interesse war doch nicht lebhaft genug, daß sie sich auf eine nähere Untersuchung eingelassen hätte. Sie trug den Stod in das Speisezimmer und stellte ihn in eine Ecke neben dem Büffett, wo ihn nach ihrer Meinung der Regierungsassessor morgen erblicken mußte.

Dann suchte sie ihr neben dem Schlafgemach der Geheimrätin gelegenes Zimmer auf, um mit brennenden Augen und schmerzlich zuckendem Herzen schlummerlos dem Grauen des Morgens entgegenzuharren.

### 3.

Es war ein Uhr mittags vorüber, als der Staatsanwalt Lönholdt in der Lazwischschen Villa dem öffnenden Mädchen seine Besuchskarte für den Herrn Regierungsassessor übergab.

Dieser kam dem Besucher bereits auf der Treppe entgegen. „Guten Morgen, Lönholdt — oder vielmehr guten Tag! Ich habe dich vom Fenster aus kommen sehen. Willst du die Freundlichkeit haben, dich heraufzubemühen?“

Er öffnete ihm die Thür seines elegant eingerichteten Arbeitszimmers und trat dann, als sie miteinander allein waren, ungestüm auf ihn zu.

„Wie lange hast du mich warten lassen! Ich kann dir nicht sagen, welche Qualen ich in diesen endlosen Vormittagsstunden ausgestanden habe.“

Man brauchte ihn nur anzusehen, um dieser Versicherung ohne weiteres Glauben zu schenken, denn sein sonst so rosiges Gesicht war heute aschfahl, und tiefe dunkle Schatten lagen unter seinen Augen.

Der Staatsanwalt fixierte ihn mit scharfem Blick, während er langsam seine Handschuhe auszog. Dann sagte er mit einem Anfluge von Bedauern, dem sich der harte Klang seiner Stimme nur schwer anpaßte: „Ich konnte es leider nicht früher einrichten. Und ich fürchte außerdem, meine Neuigkeiten kommen dir noch immer zu früh. Eine Frage zuvor: Du hast in der bewußten Angelegenheit bisher nichts unternommen?“

„Du hattest ja mein Wort, daß ich nur im Einverständnis mit dir handeln würde.“

„Und du hast auch zu niemand davon gesprochen?“

„Zu keinem Menschen.“

„Gut. Höre also! Die Sache läßt sich leider viel schlimmer an, als ich's vorausgesehen. Man macht mehr Aufhebens davon, als es unbedingt nötig wäre. Und es scheint eine richtige Haupt- und Staatsaffaire daraus werden zu sollen.“

Laßwitz stützte sich schwer auf die Lehne seines Schreibstuhls. „Der Herzog — er ist bereits davon unterrichtet?“

„Natürlich. Das ließ sich doch nicht umgehen. Ein patrouillierender Schutzmann hat bei Tagesanbruch die Verstümmelung entdeckt und sofort Meldung erstattet. Der Polizeidirektor fuhr in den ersten Morgenstunden zum Hofmarschall. Und schon um acht Uhr erging an den Oberstaatsanwalt die telephonische Weisung, sich zugleich mit dem Polizeidirektor unverzüglich im Residenzschlosse einzufinden.“

„Entsetzlich! Und woher weißt du das alles?“

„Aus dem Munde des Oberstaatsanwalts selbst, dem ich um elf Uhr meinen Antrittsbesuch machte. Der gute Mann war ganz kopflos aus der Audienz zurückgekommen. Ich glaube, ein vierfacher Mord würde ihn in viel geringere Aufregung versetzt haben als dies Attentat auf das Scepter Johannis des Gütigen.“

„Der Herzog war also sehr aufgebracht? Aber natürlich — wie konnte es auch anders sein!“

„Der hohe Herr war nach der Schilderung meines Gewährsmannes geradezu außer sich. Er betrachtet diese Denkmalschändung als einen ihm persönlich angethanen Schimpf und will den Frevler der strengsten Bestrafung überantwortet wissen.“

„Und dieser Frevler bin ich! Bei Gott, ich wäre in der Laune, zur Pistole zu greifen.“

Der Staatsanwalt schien diesen Verzweiflungsausbruch überhört zu haben. „Die Untersuchung soll auf höchsten Befehl mit dem größten Eifer und mit dem Aufgebot aller Mittel geführt werden. Man hat auch schon einen Verdacht.“

„Einen Verdacht? — Gegen mich?“

„Gott bewahre — wie sollte man darauf verfallen? Er richtet sich auch nicht gegen eine bestimmte Person, sondern ganz allgemein gegen die Angehörigen jener Oppositionspartei, die mit den letzten politischen Maßnahmen des Herzogs so hochgradig unzufrieden ist, und die auch damals in der bewußten Denkmalsangelegenheit ihrem Mißvergnügen sehr vernehmlichen Ausdruck gegeben hatte. Ein fulminanter Artikel im heute abend erscheinenden „Staatsmoniteur“ wird diesen Verdacht unumwunden aussprechen, und da die gegnerische Presse vermutlich den Vorwurf nicht auf ihrer Partei sitzen lassen wird, können wir uns auf eine recht amüsante Zeitungsfehde gefaßt machen.“

„Mir wirbelt der Kopf. Aber ich begreife nicht, Lönholbt, wie du das alles in so kurzer Zeit hast erfahren können.“

„Ich habe natürlich die Ohren offen gehabt. Und in dem Kreise, in dem ich mich heute vormittag bewegte, war ja auch von nichts anderem die Rede.

Manchmal mußte ich wirklich an mich halten, um den aufgeregten Herren nicht geradezu ins Gesicht zu lachen."

"Mir ist's aber wahrhaftig nicht zum Lachen. Wenn ich noch wenigstens meiner ersten Eingebung gefolgt wäre und die Sache gleich gestern abend zur Anzeige gebracht hätte! Wenn auch die Folgen für mich selbst vielleicht keine gelinderen gewesen wären, so hätte doch der öffentliche Skandal nimmermehr diesen furchtbaren Umfang annehmen können."

"Ja, mein Lieber, wenn man immer gleich alles vorausszusehen vermöchte! Uebrigens kann ich dir versichern, daß die Gefahr einer Entdeckung den Umständen nach so gut wie ganz ausgeschlossen erscheint."

"Du hältst es also für möglich, daß ich der weiteren Entwicklung der Dinge unthätig zusehen — daß ich den Verdacht einer von mir begangenen That auf Unschuldigen liegen lassen könnte?"

"Es handelt sich ja nicht um bestimmte Personen, denen man den Prozeß machen wird, sondern um die allgemeine Verdächtigung einer ganzen Partei. Das thut keinem sonderlich weh."

"Du würdest mir also raten, zu schweigen — du, der amtlich bestellte Hüter der Ordnung und des Rechtes?"

Zwischen den Brauen des Staatsanwalts erschienen zwei tiefe Falten, und es war ein sehr unfreundlicher Blick, der das Gesicht des anderen traf. "Ich werde mich wohl hüten, dir einen Rat zu geben. Und unsere Unterredung ist selbstverständlich in demselben Augenblick zu Ende, wo du in mir nicht mehr den wohlmeinenden Freund, sondern den Staatsanwalt siehst. Ich hatte bisher eine bessere Meinung von deinem Tactgefühl, Laßwitz."

"Bergieb! — Ich sehe ein, daß meine Worte eine

Ungeschicklichkeit waren. Aber ich bin in einer Aufregung, die mich fast um den Verstand bringt. Dieser Kampf ist so schwer — so furchtbar schwer.“

„Du wirst ihn dir erleichtern, wenn du darüber klar zu werden suchst, was dich in dem einen und in dem anderen Falle erwartet. Ich will jetzt gar nicht davon sprechen, daß das Gericht möglicherweise weder deiner noch meiner Erzählung von der Harmlosigkeit des Vorganges Glauben schenken und dich deshalb leicht zu einer entehrenden Gefängnisstrafe verurtheilen könnte. Lassen wir vielmehr die strafrechtlichen Folgen ganz außer Betracht. Sicher ist doch jedenfalls, daß deine Beamtenlaufbahn in demselben Augenblick zu Ende ist, wo du dich als den Urheber der Denkmalsverstümmelung bekennst, daß du aufhörst, Reserveoffizier zu sein, und daß die Gesellschaft — wenigstens die Gesellschaft dieser guten Residenz — dich als einen Geächteten meidet. Der Herzog selbst könnte alle diese Folgen kaum von dir abwenden, auch wenn er persönlich geneigt wäre, dir zu verzeihen, was ich — nebenbei bemerkt — für recht unwahrscheinlich halte.“

„Und wenn ich jetzt schwiege, um dann später doch als Thäter entdeckt zu werden, würde ich dann nicht doppelt und dreifach der Verachtung anheimfallen?“

„Ich glaube, offen gestanden, nicht, daß es viel schlimmer werden könnte, als es jetzt sein würde. Ein gesellschaftlich toter Mann bist du in dem einen wie in dem anderen Fall. Wie es übrigens zugehen sollte, daß man in dir den Thäter entdeckt, ist mir einstweilen völlig unerfindlich.“

„Aber es wäre eine Feigheit — eine jämmerliche Feigheit! Ich hätte ja nicht einmal die Möglichkeit, den angerichteten Schaden zu ersetzen.“

„Na, was das betrifft, so könntest du ja, um dein

Gewissen zu beruhigen, das Doppelte oder meinetwegen das Zehnfache der Summe, die Seine Hoheit für die Reparaturkosten des erlauchten Vorfahren wird ausgeben müssen, in aller Stille irgend einem wohlthätigen Zweck zuwenden. Die Allgemeinheit würde dabei nicht schlecht fahren, um so mehr, als du ja in der glücklichen Lage bist, deiner Freigebigkeit nicht allzu enge Schranken setzen zu müssen."

Der Regierungsassessor starrte eine Weile schweigend vor sich nieder, dann schüttelte er den Kopf. "Ich muß es auf mich nehmen, Lönholdt — komme, was da wolle. Alles in mir lehnt sich gegen dies feige Verbergen auf."

Mit einem Achselzucken erhob sich der Staatsanwalt aus seinem Sessel. "Du mußt natürlich selbst am besten wissen, was du verantworten kannst und was nicht. Aber wenn ich an deiner Stelle wäre und eine schwerkranke, schonungsbedürftige Mutter hätte, würde ich mir's doch noch ein Weilchen überlegen."

Laßwitz fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfen. "Meine Mutter —! Großer Gott, daß ich an sie noch gar nicht gedacht habe! — Nein, sie würde es nicht überleben."

"Nun — nun — vielleicht nimmt sie's weniger tragisch, als wir denken. Sie könnte ja nach Berlin übersiedeln oder sonstwohin, wo der einzelne in der Menge untergeht. Denn hier würde sie natürlich fortan eine wenig beneidenswerte Rolle spielen."

Der Assessor, der ein paarmal durchs Zimmer gegangen war, blieb hart vor ihm stehen. "Du glaubst also, daß es nicht herauskommen wird, wenn ich mich nicht selbst angebe?"

"Ich sagte dir schon, daß ich eine Entdeckung für höchst unwahrscheinlich halte."

„Wohlan, so werde ich schweigen — um meiner Mutter willen werde ich schweigen. Sie ist in den Traditionen eines Geschlechts von Staatsdienern aufgewachsen und alt geworden. Ihr Vater wie ihr Gatte hatten hohe Beamtenposten inne, und sie hat für mich keinen anderen Ehrgeiz als den, daß ich ihnen nach-eifere. Ein vorzeitiges, schmachvolles Ende meiner Carriere wäre für sie nicht mehr und nicht weniger als ein tödlicher Schlag. Um ihretwillen muß ich schweigen.“

„Die Entschließung liegt, wie gesagt, allein bei dir. Aber wenn du deine Absichten dennoch ändern solltest, so wirst du mich wenigstens vorher benachrichtigen — nicht wahr?“

„Ich werde sie nicht mehr ändern, Lönholdt — wenigstens nicht, solange meine Mutter am Leben ist.“

„Was ja hoffentlich noch recht lange der Fall sein wird. Und nun laß dir einen guten Rat geben, mein Lieber: nimm dir die Geschichte nicht zu sehr zu Herzen. Ich will dir nach Kräften behilflich sein, indem ich dich beim Wort nehme und dich bitte, mit den verschiedenen Einführungsbesuchen je eher desto lieber den Anfang zu machen. Nur auf intime Sektirneipereien lasse ich mich nicht wieder mit dir ein.“

Laßwitz nahm die zum Abschied dargebotene Hand des Freundes, aber seine Erwiderung klang unruhig und zerstreut. „Ja, ja, ich bin zu deiner Verfügung — nur ein paar Tage mußt du mir noch Zeit lassen. Und dann — es sind auch wohl noch nicht alle meine Bekannten aus der Sommerfrische zurück.“

„Nun, bei denen holen wir's später nach. Am meisten ist mir's, unter uns gesagt, um die Einführung bei der schönen jungen Witwe zu thun, über die ich heute vormittag von allen Seiten wahre Begeisterungs-



hymnen gehört habe. Frau v. Liljefors heißt sie wohl — oder so ähnlich.“

Laßwitz war beim Klang des Namens zusammengeзuckt. Eine brennende Röte verbreitete sich für einen Moment über sein blaßes Gesicht. „Man hat über die Dame gesprochen? Was hat man dir von ihr gesagt?“

„Daß sie reizend, liebenswürdig, geistreich, und ich weiß nicht, was noch alles, sei — daß sie einen ungeliebten Mann nach kaum halbjähriger Ehe verloren und ein paar Millionen von ihm geerbt habe. Es mögen ja bei alledem einige Uebertreibungen mit untergelaufen sein, aber —“

„Nein, nein, es hat mit dem, was man dir da erzählte, seine volle Richtigkeit. Aber ich weiß nicht, Bönholdt, ob ich dich gerade da so ohne weiteres einführen kann.“

„Warum nicht? Ich höre, daß du zu den bevorzugten Freunden des Hauses gerechnet wirst.“

„Ich habe allerdings das Glück, von dem Vater der Frau v. Liljefors, in dessen Haus sie nach dem Tode ihres Gatten zurückgekehrt ist, häufig zu Gaste geladen zu werden. Aber es haben sich im Anfang so viele Glücksjäger an die junge Witwe herangedrängt und sie zum Teil so taktlos mit ihren Huldigungen verfolgt, daß sich der General v. Rochau wie seine Tochter sehr ablehnend gegen neue Bekanntschaften verhalten.“

„Nun, so wirst du ihnen eben auf geeignete Weise zu verstehen geben, daß ich keiner jener taktlosen Glücksjäger bin. — Oder — ist es etwa die Furcht vor einer Rivalität, die deine — offen gestanden — etwas unfreundschaftliche Weigerung bestimmt?“

Der Assessor machte eine abwehrende Gebärde; aber er vermied es, dem anderen ins Gesicht zu sehen, während

er hastig erwiderte: „Welche Vermutung! Erstens habe ich keinerlei Rechte an Frau v. Siljefors, und dann wirst du es ja auch wohl nicht darauf abgesehen haben, ihre Hand zu gewinnen.“

Der Staatsanwalt lachte. „Aber ich bitte dich, ich habe ja noch gar nicht das Vergnügen, die Dame zu kennen.“

„Nun, ich werde schon ein Mittel finden, dich bei dem General einzuführen. Sobald ich von ihm die Erlaubnis dazu erhalten habe, werde ich dich benachrichtigen.“

Das Thema mußte dem Assessor aus irgend einem Grunde peinlich sein, da er diese Erklärung sehr rasch und kurz hervorgestoßen hatte. Und auch Lönholdt hatte anscheinend keinen Grund, länger dabei zu verweilen.

„Adieu also für heute! Ich hoffe, dich bald in alter Frische wiederzusehen.“

Laßwitz geleitete ihn bis zur Thür; aber als der Staatsanwalt gegangen war, ließ er sich in den Stuhl vor seinem Schreibtisch fallen und begrub laut aufstöhnend das Gesicht in den Händen.

#### 4.

Monate waren vergangen. Geschulte Künstlerhände hatten den Schaden am Denkmal Johannis des Gütigen ausgebessert, und segnend streckte der verewigte Herzog wieder sein riesiges Scepter über die vorbeiwandelnden Nachkommen seiner einstigen Unterthanen aus. Die Erregung der öffentlichen Meinung über das in heißer Zeitungsfehde viel erörterte Ereignis aber hatte sich noch immer nicht völlig besänftigt, und der regierende Herr geriet noch jezt jedesmal in die allerübelste Laune, wenn er durch einen Zufall oder durch

eine Ungeschicklichkeit seiner Umgebung daran erinnert wurde.

Die Saison der geselligen Vergnügungen, die in der kleinen Residenz ziemlich früh einzusetzen pflegte, hatte begonnen, und es traf sich gut, da diesmal gleich in ihren Anfang ein Ereignis von großer gesellschaftlicher Bedeutung fallen sollte. Irgend ein im Herzogtum gelegener Marktflecken war durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht worden, und nach dem bewährten Rezept, die Wohlthätigkeit mit dem Vergnügen der Wohlthäter zu verquicken, hatte das zur Unterstützung der armen Abgebrannten zusammengetretene Komitee beschlossen, eine große Soiree mit Konzertaufführungen und lebenden Bildern zu veranstalten, bei der die Mitwirkenden durchweg den ersten Gesellschaftskreisen der Residenz angehören sollten. Die Proben fanden abwechselnd in den Häusern der besten Familien statt und gaben den betreffenden Wirten jedesmal Gelegenheit, ihre Gastlichkeit im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen.

Heute war die Reihe an dem General v. Rochau gewesen, dessen an der Esplanade gelegene, mit erlesenstem Geschmaç ausgestattete Villa aus diesem Anlaß ihre Pforten einer größeren Anzahl von Gästen geöffnet hatte, als der etwas zurückhaltende Herr sie sonst unter seinem Dache zu vereinigen liebte.

Man hatte schon angefangen, im Kostüm zu probieren, und es gab unter den Anwesenden keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß unter den lebenden Bildern das nach einem bekannten Gemälde „Der Minnesänger“ gestellte das schönste und wirksamste sein würde. Außer einigen jungen Damen und Herren, die den Hofstaat irgend eines kunstfönnigen Potentaten darzustellen hatten, waren es die Tochter des Generals, Frau Stella

v. Liljefors, und der Regierungsassessor Laßwitz, die in diesem Bilde mitwirken sollten. Dem letzteren war die Rolle des Minnesängers zugefallen, der aus der Hand der jungen Fürstin knieend den süßen Lohn seiner Kunst in Gestalt einer voll erblühten Rose entgegennimmt, und Frau Stella hatte diese auf dem Gemälde mit besonderem Liebreiz ausgestattete Fürstin zu verkörpern. Der Künstler hatte in seinem Werke offenbar erraten lassen wollen, daß sich im Herzen der hohen Frau für den schönen Troubadour noch andere Empfindungen regten als die des Entzückens über seinen eben vernommenen Gesang, und der mit dem Arrangement der lebenden Bilder betraute Maler hatte den beiden Hauptdarstellern zu verstehen gegeben, daß sie in Haltung und Mienenspiel dieser künstlerischen Intention nach Möglichkeit gerecht werden mußten.

Wenn er mit den übrigen Mitwirkenden vielfach seine liebe Not hatte, so konnte er über die verständnisvolle Bereitwilligkeit, mit der Frau v. Liljefors und Laßwitz auf seine Absichten eingingen, nur seine helle Freude haben. Wie die blendend schöne Frau sich mit einer Bewegung anmutvollster Hingabe zu dem knieenden Sänger herabneigte, wie ihre leuchtenden Augen sich tief in die seinigen senkten und das süßeste, verheißungsvollste Lächeln ihre blühenden Lippen umspielte, das trug so ganz das Gepräge überzeugendster Wahrheit, daß die Bewunderung der Zuschauer für so viel schauspielerische Kunst eine vollauf gerechtfertigte war. Ja, diese oder jene junge Dame äußerte sogar mit etwas malitiösem Lächeln zu einer vertrauten Nachbarin, der Herr Regierungsassessor treibe die schmachthafte Verhimmelung in Augenaufschlag und Gesichtsausdruck doch wohl etwas zu weit, da der Gemahl der Fürstin einen so verwegenen Minnesänger wahrscheinlich

in sehr abgekürztem Verfahren aus dem Bannkreis seines Hofes entfernt haben würde.

Zweimal wurde das Bild probiert, da sich einige der Nebenfiguren etwas ungeschickt anstellten; dann ging man zu einem anderen über. Laßwitz aber, der die schöne junge Witwe auf ihren Wunsch in den am anderen Ende der Zimmerflucht gelegenen Musiksalon führte, flüsterte ihr, offenbar noch immer ein wenig in dem Geist seiner Rolle befangen, zu: „Und die Rose, gnädige Frau? Soll sie mir nicht als ein holder Gunstbeweis zu teil werden?“

„Da Sie sie als einen Gunstbeweis erbitten — nein. Sie wissen, daß ich solche Beweise nicht auszuteilen pflege.“

Es war eine abschlägige Antwort, aber das Lächeln, das sie begleitete, nahm der Abweisung ihren Stachel und steigerte den Mut des Bittenden, statt ihn einzuschüchtern.

„Nicht an jedermann, aber vielleicht doch an einen Auserwählten.“

„Ja — vielleicht; wenn er eines Tages da sein wird, dieser Auserwählte.“

„O, Sie sind grausam. Ich hätte also keine Hoffnung, sie je zu erhalten?“

„Wen? — Ja so, die Rose! — Aber ist Ihnen denn wirklich so viel daran gelegen?“

„Das können Sie mich fragen? Nichts auf der Welt — —“

„Still!“ fiel sie ihm mit einem leisen Druck auf seinen Arm in die Rede. „Bemerken Sie denn nicht, daß alle Welt auf uns sieht? Man könnte es für eine gar zu große Hingabe halten, wenn wir unsere Rollen auch jetzt noch weiterspielen.“

„Ich aber wünschte, daß ich sie weiterspielen könnte

bis an mein Lebensende. Noch einmal bitte ich Sie von ganzem Herzen: schenken Sie mir die Rose!"

"Nicht, solange wir uns im Stadium der Proben befinden, mein Herr. Erst wenn sie alle glücklich bestanden sind, dann —"

"Dann — dann —?"

"Nun, dann werden wir ja weitersehen. — Aber da sind wir ja bei unseren Musikanten. Ich danke Ihnen für das Geleit, Herr Cavalier." —

Auch der Staatsanwalt Lönholdt war unter den Gästen des Generals, wie er seit seiner Einführung durch den Regierungsassessor während der letzten Monate zu den bevorzugten Besuchern des Hauses gehörte. Aber er war nicht unter den Mitwirkenden und hatte sich von Anfang an ganz auf die Rolle des Zuschauers beschränken können. Er war ein sehr aufmerksamer Beobachter aller Vorgänge gewesen. Nach keiner Richtung hin aber hatten seine scharfen Augen sich so oft und so nachhaltend gewendet als dorthin, wo Frau v. Liljefors' anmutige Gestalt unter den Gästen auftauchte.

Erst als man sich schon zum Ausbruch zu rüsten begann, führte der Zufall die beiden Freunde, die sich vorhin nur flüchtig begrüßt hatten, im Rauchzimmer zusammen.

In Gesellschaft des Majors v. Grevenitz, eines jovialen, etwas derben Herrn, hatte Laskwitz die Schwelle dieses Zimmers überschritten, wo Lönholdt behaglich in einem Fauteuil saß, eine von den schweren Havannazigarren, die er bevorzugte, zwischen den Lippen.

"Sieh da, unser öffentliches Gewissen!" rief der Major. "Es hat für mich immer etwas wunderbar Beruhigendes, einen Staatsanwalt zu sehen. Man fühlt sich so wohl behütet unter den Augen des Ge-

setzes. — Welche Sorte können Sie mir empfehlen, Verehrtester? Ich weiß ja, daß Sie ein Kenner sind."

"Nehmen Sie diese Murias da, Herr Major, wenn Sie was Kräftiges vertragen können."

"Na, ich denke doch! — Uebrigens, so unbedingt verläßlich scheinen mir Polizei und Staatsanwaltschaft neuerdings doch nicht mehr zu sein. Daß sie diesen nichtswürdigen Kerl, den Denkmalschänder, nicht haben erwischen können, ist doch eigentlich ein Skandal."

Lönholdt strich seine Zigarre am Rande der Aschenschale ab und sagte sehr ruhig: „Es ist ja noch nicht aller Tage Abend, Herr Major. Wer weiß, ob wir nicht nahe daran sind, ihn zu finden.“

"Was Sie sagen! Sie haben also eine Spur?"

"Vielleicht — ja; vielleicht — nein. Sie begreifen, daß unsereiner nicht aus der Schule plaudern darf. Und anonyme Anzeigen sind ja auch nicht immer zuverlässig. Aber wenn man uns diesmal auf die richtige Fährte gesetzt haben sollte, so würde die Residenz eine Ueberraschung erleben, die ihresgleichen noch nicht gehabt hat. — Willst du dich übrigens nicht ein bißchen zu uns setzen, Laßwitz?"

Der Regierungsassessor, der plötzlich sehr bleich geworden war, machte eine verneinende Bewegung. „Ich muß um Entschuldigung bitten. Man bricht auf, und es war meine Absicht, mich ebenfalls zu empfehlen.“

"Dann verabschiede ich mich auch," sagte der Staatsanwalt, indem er sich erhob. „Wir können ja ein Stück zusammen gehen, wenn dir's recht ist.“

Laßwitz antwortete nur durch ein zustimmendes Kopfnicken. Und auch als sie fünf Minuten später draußen auf der stillen Straße schon ein gutes Stück nebeneinander her geschritten waren, herrschte noch immer ein eigentümlich gespanntes Schweigen zwischen ihnen.

Plötzlich fragte der Assessor: „Was du da von einer anonymen Anzeige sagtest, die möglicherweise auf die rechte Fährte führen könnte, war natürlich nur eine Erfindung des Augenblicks?“

„Warum sollte es eine Erfindung gewesen sein?“

„Weil — aber es ist ja heller Unsinn. Du würdest mich doch sofort in Kenntniss gesetzt haben.“

„Auf Kosten meiner Amtspflicht wohl schwerlich, mein Lieber.“

„Lönnholdt, wenn ich diese Andeutung richtig verstehe — —“

„Bitte, ich erinnere mich nicht, irgend welche Andeutungen gemacht zu haben. Aber da uns der Zufall mal zusammengeführt hat, möchte ich wohl die Gelegenheit benutzen, dich um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen. Kannst du mir noch eine halbe Stunde — oder vielleicht werden's auch nur zehn Minuten — zur Verfügung stellen?“

„Ich bin zu deinen Diensten. Gehen wir in den „Europäischen Hof“?“

„Nein, das wäre wohl nicht ganz der richtige Ort. Ich würde dir vorschlagen, mir in meiner Wohnung die Ehre zu erweisen; aber du weißt ja, in so einem dürftigen Junggesellenquartier wie dem meinigen haben die Wände Ohren.“

„So gehen wir mit deiner Erlaubnis zu mir. Du hast mir zwar seit mehreren Wochen nicht mehr das Vergnügen deines Besuches bereitet.“

„Aber. heute mache ich gern eine Ausnahme,“ ergänzte der Staatsanwalt trocken, „obwohl ich leider nicht unbedingt sicher bin, daß es wirklich ein Vergnügen sein wird. Kleine Opfer, die der eine vom anderen verlangt, sind nur selten danach angethan, eine Freundschaft zu festigen.“



„Ich hoffe, daß in unserem Fall das Gegenteil zutrifft. Du weißt, daß du über mich verfügen kannst, so weit meine Kräfte reichen.“

Statt aller Antwort begann der Staatsanwalt leise eine Operettenmelodie vor sich hin zu pfeifen. Und wieder schritten sie schweigend nebeneinander her, bis sie die Villa in der Platanenstraße erreicht hatten.

## 5.

Sie saßen einander in dem Arbeitszimmer des Regierungsassessors gegenüber wie am Mittag nach jener Nacht, die den Herzog Johann den Gütigen sein mar-mornes Scepter gekostet hatte. Die Zigarre und der Wein, die Laßwitz angeboten, waren von dem Staatsanwalt abgelehnt worden.

„Darf ich also erfahren, Lönholdt, womit ich dir zu Diensten sein kann?“

„Du glaubst vermutlich, ich wollte dich anpumpen. Aber sei unbesorgt, mein Lieber, so schlimm ist es nicht. Ich wollte dich nur freundschaftlichst ersuchen, auf deine Mitwirkung bei diesen lebenden Bildern zu verzichten.“

„Was? Du verlangst, ich sollte —? Aber entschuldige, daß ich beinahe darauf hineingefallen wäre. Das ist selbstverständlich doch nur ein Scherz.“

„Na, weißt du, Verehrtester, für einen Scherz wäre es doch ein bißchen weit hergeholt. Nein, es ist mein voller Ernst. Und es kommt sogar noch etwas hinterher. Ich möchte dich nämlich weiter bitten, deine Besuche im Hause des Generals v. Rochau einzustellen und jeden weiteren Verkehr mit Frau v. Liljefors abzubrechen.“

Der Assessor war aufgesprungen. „Das geht zu weit! Du hast recht, Lönholdt: für einen Scherz wäre das zu abgemacht. Aber wenn es dein Ernst ist, so

bist du entweder nicht ganz zurechnungsfähig, oder es ist eine — eine bodenlose —“

„Unverschämtheit — sprich es nur ruhig aus!“ ergänzte der Staatsanwalt gelassen. „Je deutlicher wir miteinander reden, desto schneller werden wir uns verstehen.“

„Aber ich verstehe dich durchaus nicht — nicht im mindesten. Daß du mir eine so ungeheuerliche Zumutung machen kannst, ist doch gegen allen gesunden Menschenverstand. Du mußttest dir doch im voraus sagen, welche Antwort ich dir darauf geben würde.“

„So unbedingt sicher war ich dessen nicht. Ich glaubte vielmehr, einen gewissen Anspruch auf deine Erkenntlichkeit zu haben. Und es giebt ja so viele hübsche und reiche Mädchen hier in der Stadt. Warum muß es denn gerade diese Frau v. Siljefors sein?“

„Ich verbiete dir, in solchem Tone fortzufahren. Dein Verlangen ist einfach unsinnig, und ich werde selbstverständlich nichts von alledem thun. Damit, denke ich, können wir diesen Gegenstand verlassen.“

„Wenn du es so wünschst — gewiß! Es ist ganz und gar deine Sache, ob du verschmähst, freiwillig zu thun, wozu du dich wahrscheinlich binnen aller kürzester Frist gegen deinen Willen gezwungen sehen wirst.“

„Was soll das heißen? — Habe ich das etwa als eine Drohung zu nehmen?“

„Ich überlasse deinem Belieben, wofür du es nehmen willst. Aber ich erlaube mir, dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich Frau v. Siljefors liebe, daß ich die beste Aussicht habe, ihre Zusage zu erhalten, und daß nur du mir noch im Wege bist. Vielleicht wirst du mich nun schon etwas verstehen.“

Lafwitz war ersichtlich bemüht, seine Erregung zu meistern und sich zu derselben äußerlichen Ruhe zu

zwingen, die der andere an den Tag legte. „Ich konnte mir wohl etwas Derartiges denken,“ sagte er, „und ich will versuchen, darin eine Erklärung für dein Benehmen zu finden. Eine Offenheit also gegen die andere. Auch ich liebe Frau v. Viljesfors, und es ist mein fester Entschluß, mich um ihre Hand zu bewerben.“

„Wenn ich das nicht wüßte, würde ich natürlich jenes Ersuchen nicht an dich gerichtet haben. Es ist bedauerlich, daß uns der Zufall zu Nebenbuhlern gemacht hat, aber es ist nun einmal nicht mehr zu ändern. Einer von uns wird also wohl oder übel Verzicht leisten müssen.“

„Ich aber werde dieser Eine nicht sein, Lönholdt!“

„Du wirßt es vielleicht doch sein, lieber Laskwitz! Denn es wäre immer noch die beste Manier, dich aus der Affaire zu ziehen. Wenn du erst einmal gerichtlich bestraft bist, hat der schöne Liebesroman ja doch ein Ende.“

„Also es war dein Ernst, was du vorhin sagtest? Es ist wirklich eine Anzeige gegen mich eingelaufen?“

„Ich will nicht sagen, daß sie schon eingelaufen ist; aber ich habe eine ziemlich bestimmte Ahnung, daß sie morgen einlaufen würde, wenn wir nicht zu einer freundschaftlichen Verständigung gelangen.“

Der Assessor starrte seinen Besucher an, als zweifle er an der Wirklichkeit dessen, was er da gehört hatte. „Du — du selbst? Das wäre ein Schurkenstreich.“

„Im Kampf ums Glück sind alle Waffen kommentmäßig.“

„Nein — nein — nein! Du machst dich schlechter, als du bist. Ich müßte mich ja schämen, dir jemals meine Hand gereicht zu haben, wenn das dein Ernst sein könnte. Und dann — schon das Gebot der Selbsterhaltung muß dich ja hindern, etwas Derartiges zu

thun. Oder wähnst du etwa, daß ich dich schonen, daß ich deine Mitwissenschaft verschweigen würde?"

"Ich erhebe gar keinen Anspruch darauf, und ich bin vollkommen bereit, die Folgen meiner Handlungsweise zu tragen. Vor einer gefährlichen Selbsttäuschung nur möchte ich dich bewahren, Laßwitz. Du rechnest vielleicht darauf, daß ich dich durch mein Zeugniß entlasten, deine That als eine im Rausch begangene Unbedachtsamkeit entschuldigen werde —"

"Nun, und was sonst? — Gern oder ungern, unter deinem Zeugeneide wirst du dich wohl bequemen müssen, die Wahrheit zu sagen."

"Du vergiffest eben, daß mir noch ein anderer Weg offen bleibt. Ich werde weder die Wahrheit noch die Unwahrheit sagen, sondern ich werde unter Berufung auf das Recht desjenigen, der sich durch sein Zeugniß selbst einer strafgesetzhichen Verfolgung preisgeben könnte, meine Aussage verweigern. Und ich werde es dem Gerichtshof überlassen, daraus seine Schlüsse auf die Harmlosigkeit des Vorganges zu ziehen."

Laßwitz wich zurück wie von einem Faustschlage getroffen, die ganze Nichtswürdigkeit des Anschlages, dem er da zum Opfer fallen sollte, wurde ihm mit fürchterlicher Klarheit offenbar.

"Und du?" stieß er hervor. "Hast du auch daran gedacht, was sich für dich daraus ergeben müßte?"

"Meine Carriere im Staatsdienst wäre selbstverständlich zu Ende. Aber ich pfeife darauf, mein Lieber. Hielte mich nicht die Leidenschaft für das Weib hier wie mit eisernen Ketten, ich hätte schon an demselben Tage meinen Abschied eingereicht, an dem man mir die glänzend bezahlte Stellung als Syndikus an einem großen Bankinstitut angeboten. Ich habe noch sechs Wochen Zeit, mich endgültig auf das Angebot

zu erklären, und innerhalb dieser sechs Wochen wird ja wohl hier in der einen oder der anderen Weise die Entscheidung fallen. Du siehst, daß ich blutwenig Ursache habe, mich vor den kommenden Ereignissen zu fürchten. Die Herren Aufsichtsräte jener Bank würden wahrscheinlich nicht einmal Anstoß daran nehmen, wenn ich selbst es gewesen wäre, der sich an der geheiligten Person des vermoderten Herzogs versündigte."

Ein Gefühl des Ekels war dem Assessor in die Kehle gestiegen. „Genug!" stieß er hervor. „Es peinigt mich, der Zeuge deiner Erniedrigung zu sein. Machen wir ein Ende. Ich gebe dir anheim, zu thun, was du vor deinem Gewissen und vor deinem Anstandsgefühl verantworten kannst. Die schmachvollen Bedingungen, mit denen ich mir dein Schweigen erkaufen soll, weise ich zurück."

Während seiner ersten Worte war an die Thür des Zimmers geklopft worden; aber es war ein so leises Klopfen gewesen, daß keiner der beiden Männer es gehört hatte.

Der Staatsanwalt nahm seinen Hut. „Ich gebe dir bis morgen früh acht Uhr Zeit, dich auf deinen Vorteil zu besinnen," sagte er in dem trockenen Ton, den er aller Leidenschaftlichkeit des anderen gegenüber festgehalten hatte. „Hast du mir bis dahin schriftlich oder mündlich zugesagt, daß du auf die Mitwirkung bei den lebenden Bildern und auf jede weitere Annäherung an Frau v. Liljefors verzichten wirst, so darfst du dich meiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit gewiß halten. Im anderen Fall stehen wir eben auf der Mensur und müssen es darauf ankommen lassen, wer der geschicktere Fechter ist."

„Hinaus!" donnerte ihn der Regierungsassessor an, unfähig, sich länger zu beherrschen. Und er hätte im

Uebermaß seiner Erregung wohl noch eine schwere Beschimpfung hinzugefügt, wenn sich nicht in dem Augenblick das Klopfen wiederholt hätte, lauter und nachdrücklicher als zuvor, so daß es seiner Beachtung nicht mehr entgehen konnte. Er ging, um zu öffnen, und erschrak, als er das totenblasse, verstörte Gesicht der jungen Gesellschafterin vor sich sah.

„Fräulein Bünan! — Was ist geschehen? — Meine Mutter — —“

„Die Frau Geheimrätin hat einen sehr schweren Unfall. Ich habe bereits nach dem Arzte geschickt, und ich möchte den Herrn Regierungsassessor dringend bitten, sogleich herunterzukommen.“

„Unter solchen Umständen will ich nicht länger stören,“ sagte Lönholdt. „Es ist wohl jemand unten, mir die Hausthür zu öffnen. Also bis acht Uhr morgen früh, Laßwitz!“

Der Assessor hatte für ihn weder eine Erwiderung noch einen Blick. Er eilte vor den beiden anderen die Stiege hinab und auf den Fußspitzen durch das Vorzimmer in das nach dem Garten hinaus gelegene Schlafgemach seiner Mutter. Er fand sie in der That in einer so schweren Krise, wie sie sie kaum je zuvor hatte bestehen müssen, und während einer unsäglich qualvollen Viertelstunde fürchtete er jeden Augenblick den Eintritt einer Katastrophe. Aber noch vor dem Eintreffen des alten Hausarztes begann die Heftigkeit des Anfalles nachzulassen, die Kranke kehrte ins Bewußtsein zurück, und wenn sie sich auch noch in einem Zustande hochgradiger Schwäche befand, so konnte doch nach der Versicherung des Arztes die unmittelbare Lebensgefahr als noch einmal abgewendet angesehen werden.

Aus den Mitteilungen der Gesellschafterin ergab sich, daß eine durch ganz geringfügigen Anlaß hervor-

gerufene Erregung den entsetzlichen Anfall verursacht hatte. Das Herz des unglücklichen Assessors krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an die wahrscheinlichen Folgen jener unendlich viel größeren Gemütsbewegung, die seiner bedauernswerten Mutter bevorstand.

„Vielleicht gelingt es, ihr alles zu verheimlichen,“ dachte er. „Sie hat ja fast gar keine Beziehungen mehr zu der Welt da draußen.“

In diesem Moment begann die Kranke, die bis dahin fast das Aussehen einer Toten gehabt hatte, mit schwacher Stimme zu sprechen. Sie hatte die Verstört-heit auf dem Antlitz des von ihr vergötterten Sohnes wahrgenommen, und in echt mütterlicher Besorgnis versuchte sie nun, ihn durch einen Scherz aufzurichten.

„Fürchtetest du, daß ich dir schon davongehen könnte, mein Junge? Es war eine grundlose Sorge — ganz gewiß! — Hast du denn vergessen, daß in fünf Tagen mein Geburtstag ist und daß sich die herzoglichen Damen schon wieder haben ansagen lassen? Einem so hohen Besuch geht man nicht aus dem Wege, zumal wenn man sich ein ganzes Jahr lang darauf gefreut hat.“

Da brach die schwache Hoffnung wieder zusammen, an die sich Laswik in seiner Verzweiflung eben geklammert. Nein, es gab keine Schonung und keine Rettung für die bejammernswerte Frau. Denn wenn die herzoglichen Damen nicht kamen — und wie hätten sie zu der Mutter des Denkmalschänders kommen können — so würde sie trotz aller frommen Notlügen, die man erfinden mochte, an der Enttäuschung ihrer seit Jahresfrist liebevoll gehegten Hoffnungen zu Grunde gehen. Er kannte die Eigenart dieser Frau, deren ganzes Leben sich in der Hofatmosphäre abgespielt hatte, zu gut, um sich darüber zu täuschen.

Bis Mitternacht hatte er an ihrem Lager gegessen; dann ging er wohl noch zwei Stunden lang ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder.

Der Staatsanwalt Vönholdt empfing am nächsten Morgen um sieben Uhr durch einen Boten einen versiegelten Brief, der nichts weiter enthielt als die wenigen Worte:

„Ich gehe auf Ihre Bedingungen ein; aber Sie werden mir eines Tages Rechenschaft geben für die Nichtswürdigkeit, die Sie an mir verübten.

Laßwisch.“

6.

Vom Turm des Justizgebäudes schlug es Zwölf, und der Staatsanwalt wollte sich eben seinen Ueberrock bringen lassen, als ihm durch den Amtsdienner der Polizeidirektor v. Boretius in dringender Angelegenheit gemeldet wurde. Vönholdt war etwas erstaunt, als er den kleinen dicken Herrn nicht allein, sondern in Begleitung eines uniformierten Schutzmannes eintreten sah, der in strammer dienstlicher Haltung an der Thür stehen blieb.

„Ich bringe Ihnen eine große Neuigkeit, Herr Staatsanwalt — eine sensationelle Neuigkeit. Wir haben den Denkmalszschänder!“

Vönholdt war ein wenig zusammengefahren; aber er faßte sich schnell und sagte mit gut gespielter Verwunderung: „Das wäre ja allerdings ein kaum noch erhoffter Glücksfall. Wer ist es?“

„Einer, auf den wir zuallererst hätten verfallen müssen, wenn wir nicht mit Blindheit geschlagen gewesen wären. Dieser da!“

Er zog ein illustriertes Zeitungsblatt aus der Tasche, legte es vor den Staatsanwalt auf den Tisch und tippte mit dem kurzen fleischigen Finger auf das in-



mitten der ersten Seite befindliche Brustbild eines Mannes.

Lönholdt sah ein bartloses, edel und energisch geformtes Antlitz mit sehr charakteristischen Zügen, das von einem breitrandigen weichen Filzhut beschattet war, und er las unter dem Porträt: „Hartwig Harlinger, der Schöpfer des mit der goldenen Medaille ausgezeichneten Gruppe „Nach dem Sündenfall“.“

Es kostete ihn Mühe, sich ein spöttisches Lächeln zu versagen. „Der also wäre es? Und auf welche Beweismomente stützt sich Ihr Verdacht?“

„Auf das Zeugnis dieses Beamten hier. — Lemmeyer, wiederholen Sie dem Herrn Staatsanwalt, was Sie mir heute morgen rapportiert haben!“

„Zu Befehl, Herr Polizeidirektor!“ Der Schuhmann that einige Schritte gegen Lönholdts Arbeitstisch hin und begann im Tone einer eingelernten Lektion: „Ich hatte in der Nacht vom 26. zum 27. Mai Patrouillendienst in den Anlagen. Es mochte um halb elf Uhr oder so herum sein, da rannte auf der Seite nach der Altstadt hin ein Mann gegen mich an, der mich beinahe über den Haufen geworfen hätte. Er sah furchtbar aufgereggt aus, und ich hielt ihn für betrunken, weil seine Augen so glitzerten und weil er im Weitergehen immerwährend mit seinem Spazierstock in der Luft herumfuchtelte. Aber weil er sich sonst ruhig verhielt, hatte ich keine Veranlassung, ihn anzuhalten. Der Mann war aus der Richtung von dem Denkmal her gekommen, und wie ich am nächsten Morgen von der Verstümmelung hörte, da dachte ich gleich: Der und kein anderer ist es gewesen.“

„Und weshalb haben Sie von dieser Wahrnehmung oder Vermutung Ihren Vorgesetzten nicht sofort Meldung erstattet?“

Der Schutzmann räusperte sich verlegen. „Ich hatte Furcht vor einer Disziplinarstrafe, Herr Staatsanwalt, weil doch die Bewachung des Denkmals zu meinen besonderen Obliegenheiten gehörte, und weil ich dachte, daß es mir übel vermerkt werden würde, die Verstümmelung nicht gleich entdeckt zu haben. Ich bin noch nicht lange im Dienst, und wenn man Familienvater ist, Herr Staatsanwalt —“

„Na, das ist eine Sache, die nur Ihre Vorgesetzten angeht, nicht mich. Sie vermuten nun, daß der hier abgebildete Mann derselbe ist, der Sie in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai anrampelte?“

„Ich vermute es nicht bloß, Herr Staatsanwalt, sondern ich weiß es ganz bestimmt. Gestern hatte ich meinen dienstfreien Tag. Und wie ich da in einer Wirtschaft sitze und zufällig diese Zeitung zur Hand nehme, da denke ich doch, mich soll der Schlag rühren, wie ich das Bild sehe. Es war heller Mondschein gewesen, und ich hatte mir den Kerl so genau angesehen wie selten einen. Daß er es gewesen ist, nehme ich ohne weiteres auf meinen Diensteid. Sogar denselben Hut hatte er aufgehabt und den nämlichen Mantel um die Schultern.“

„Und darauf sahen Sie sich dann veranlaßt, die damals versäumte Meldung nachzuholen?“

„Das Gewissen hatte mir schon lange mächtig geschlagen, Herr Staatsanwalt. Und wie ich meiner Frau die Sache erzählte, da sagte sie auch: Christian, sagte sie, das ist ein Wink vom Himmel, wo du doch sonst nie eine Zeitung in die Hand nimmst. Jetzt mußt du hingehen und deinen Rapport machen.“

„Na ja, das mag ja alles seine Richtigkeit haben. Aber damit haben wir doch noch lange keinen Beweis für die Thäterschaft dieses Mannes.“

Nun trat der Polizeidirektor wieder vor, und ein triumphierendes Lächeln verklärte sein festes Gesicht. „Sie wissen vielleicht nicht, Herr Staatsanwalt, daß dieser Harlinger der nämliche Bildhauer ist, der seiner Zeit bei der Konkurrenz um das Denkmal den Preis erhielt, während nachher die Ausführung einem anderen übertragen wurde. Wenn also einer Ursache hätte, auf die Statue giftig zu sein, so war er es.“

„Aber auf solche rein psychologischen Momente kann man doch keine Anklage bauen, verehrtester Herr Direktor!“

„Nicht, wenn wir keine weiteren Indizien hätten. Aber wir haben welche, überzeugende, niederschmetternde Indizien. Nachdem mir der Schuhmann heute früh seinen Bericht erstattet hatte, habe ich sofort recherchiert. Und dabei ist folgendes zu Tage gekommen: Der besagte Harlinger hat bis zum 27. Mai hier in der Residenz seinen Wohnsitz gehabt. Die Wirtin, bei der er damals wohnte, hat aus ihrem Haushaltungsbuche festgestellt, daß er am 27. Mai ohne vorausgegangene Kündigung und ohne daß er je zuvor ein Wort von seiner Absicht hätte verlauten lassen, nach Berlin abgereist sei, obwohl er noch für den ganzen Monat Juni die Miete bezahlen mußte. Die Frau hat sich weiter erinnert, daß Harlinger in der Nacht vor seiner Abreise — das war also die Nacht des schändlichen Attentats — ungefähr um Mitternacht in großer Aufregung nach Hause gekommen sei und sofort angefangen habe, seine Sachen zu packen. Ich denke, das dürfte genügen, um ein sofortiges energisches Vorgehen gegen den Mann zu rechtfertigen.“

Der Staatsanwalt, der allerlei Schnörkel auf einem vor ihm liegenden Papierbogen gezogen hatte, wiegte in anscheinender Bedenklichkeit den Kopf. „Für die

Einleitung eines Ermittlungsverfahrens könnte es ja ausreichen; eine Verantwortung für weitergehende Maßregeln aber möchte ich doch nicht übernehmen. Das Aufsehen, das wir mit einer etwaigen Verhaftung des offenbar inzwischen zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Künstlers erregen würden, wäre zu groß, als daß wir uns der Gefahr eines Mißgriffs aussetzen dürften."

Der Polizeidirektor machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Aber diese Gefahr ist doch ganz ausgeschlossen, Herr Staatsanwalt! Ich meine, daß ein Verdacht gar nicht besser begründet sein kann, als er hier durch äußere und innere Momente begründet ist. Und ich bin in der Lage, Ihnen vertraulich mitzuteilen, daß Seine Hoheit der Herr Herzog, der durch Vermittelung des Herrn Hofmarschalls bereits von der überraschenden Entdeckung unterrichtet wurde, ein rasches und energisches Vorgehen erwartet. Ich habe durch telegraphische Anfrage festgestellt, daß Harlinger sich in Berlin befindet, und sobald hier ein Haftbefehl gegen ihn vorliegt, können wir auf dem Drahtwege seine sofortige Festnahme erbitten."

„Aber ich sehe mich zu meinem Bedauern nicht in der Lage, auf meine eigene Verantwortung hin diesen Haftbefehl zu erlassen."

„Und der Wille Seiner Hoheit, Herr Staatsanwalt?"

„Hat auf die Rechtspflege keinen Einfluß, wie Sie doch wissen sollten, Herr Polizeidirektor!"

Der kleine Herr starrte den Beamten, der den Mut haben wollte, sich dem Allerhöchsten Willen zu widersetzen, ganz entgeistert an. Aber es blieb ihm erspart, seiner Bewunderung Ausdruck zu geben; denn eben wurde die Thür des Amtszimmers hastig aufgerissen, und der Herr Oberstaatsanwalt in eigener Person trat in Hut und Ueberrock über die Schwelle.

„Lassen Sie sich beglückwünschen, mein lieber Direktor! Ist ja eine glorreiche Entdeckung, die Sie da gemacht haben. Das Komturkreuz ist Ihnen sicher. Ist die Requisition nach Berlin schon abgegangen, Herr Kollege?“

„Ich hielt die Verdachtsgründe noch nicht für ausreichend, Herr Oberstaatsanwalt, um daraufhin einen Haftbefehl zu erlassen.“

„Wie? Nicht für ausreichend? Ja, worauf sollen wir denn noch warten? Für mich liegt die Sache so sonnenklar, als ob ich mit eigenen Augen gesehen hätte, wie der Mensch in der Wut seiner gekränkten Eitelkeit das Scepter herunterschlug. In dieser Stunde noch muß die Depesche nach Berlin abgehen. Kommen Sie mit mir, Herr Polizeidirektor! Ich selbst werde unverzüglich das Erforderliche veranlassen.“

Mit einem recht ungnädigen Seitenblick auf den Staatsanwalt verließ er in Begleitung des Herrn v. Boretius das Zimmer, und auch der Schutzmann Lemmermayer, der so lange steif wie eine Bildsäule an der Thür gestanden, zog sich auf einen Wink seines Vorgesetzten zurück.

## 7.

Lasßwitz hatte einen entsetzlichen Tag verlebt. Gleichzeitig mit seinem Briefe an Lönholdt hatte er ein Schreiben an das Komitee für das Wohlthätigkeitsfest gerichtet, in welchem er ohne Angabe von Gründen, aber in bestimmtester Form erklärte, daß er zu seinem Bedauern auf die Mitwirkung bei den lebenden Bildern verzichten müsse. Er wußte, daß Lönholdt die Folgen dieses Schrittes vollkommen richtig beurteilt hatte, und daß sein unmotivierter Rücktritt von Stella als eine tödliche Beleidigung empfunden werden würde.

Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, wie tief und innig seine Liebe für die schöne junge Frau war und einen wie unheilbaren Riß diese von einem Schurken erzwungene Verzichtleistung in sein Leben bringen würde. Aber er dachte an das verfallene Gesicht seiner Mutter, an die schrecklichen Augenblicke, wo er sie zu verlieren befürchtet hatte, und er sagte sich immer von neuem, daß er nicht anders hatte handeln dürfen, als er's gethan.

Da er in seinem gegenwärtigen Gemüthszustande zu jeder Arbeit unfähig gewesen wäre, ließ er sich an diesem wie am nächsten Tage im Ministerium mit einem Unwohlsein entschuldigen und verließ sein Zimmer nur, um sich unten nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen, die zwar außer unmittelbarer Gefahr, aber so schwach war, daß der Arzt es für wünschenswert erklärt hatte, sie durch keinerlei Besuche, nicht einmal durch den ihres Sohnes, aufzuregen. —

Am Morgen des zweiten Tages nach seiner entscheidungsschweren nächtlichen Unterredung mit dem Staatsanwalt saß der Assessor dumpf grübelnd vor seinem Schreibtisch, als an die Thür des Zimmers geklopft wurde. Er sah die Gesellschafterin seiner Mutter vor sich, eine fliegende Röte der Erregung auf den Wangen und ein entfaltetes Zeitungsblatt in der Hand.

Sie trat raschen Schrittes auf ihn zu und sagte mit bebender Stimme: „Lesen Sie das, Herr Regierungsassessor!“

Sein Blick fiel auf die von ihr bezeichnete Stelle, und es flimmerte ihm vor den Augen, als er las: „Der Denkmalschänder ermittelt und verhaftet.“

Es war ein in gesperrter Schrift gesetzter längerer Artikel, in welchem ausführlich erzählt wurde, durch welche Umstände sich der Verdacht, die ruchlose That begangen zu haben, auf Hartwig Harlinger gelenkt

habe, und der mit der Mitteilung schloß, daß der Bildhauer noch gestern auf Requisition der hiesigen Staatsanwaltschaft in Berlin verhaftet und unter Berücksichtigung der besonderen Umstände in einem ungewöhnlich schnellen Verfahren schon mit dem Nachtschnellzuge nach dem Orte seines Verbrechens zurückbefördert worden sei.

Eine Flut der seltsamsten und widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen stürmte auf Laßwig ein, während seine Augen auf diesen Zeilen ruhten. Mit dem Aufgebot der ganzen Willenskraft bemüht, seine Fassung zu bewahren, wandte er der Gesellschafterin sein Gesicht wieder zu, aber in dem Moment, da er sie ansah, hatte er auch schon in ihren Zügen und in ihren mit dem Ausdruck höchster, erwartungsvollster Spannung auf ihn gerichteten Augen gesehen, daß sie alles wisse.

„Ein Mißgriff — ohne Zweifel —“ stammelte er, ohne daß es ihm in seiner grenzenlosen Bestürzung überhaupt zum Bewußtsein gekommen wäre, was er sprach. „Ein bedeutender Künstler kann solcher That unmöglich fähig sein — man wird ihn wieder in Freiheit setzen müssen.“

„Ja, das wird man. Und ich werde Sorge tragen, daß man es thut.“

„Sie, Fräulein Büнау? Ja, wissen Sie denn, wer — —“

„Ich weiß, daß Hartwig Harlinger nicht der Thäter ist, denn ich kenne die Ursache der Aufregung, die ihn für den Schutzmann so verdächtig gemacht hat, und den Grund seiner plötzlichen Abreise, die man jetzt als eine Flucht vor dem Strafrichter deuten will.“

„Sie waren also mit ihm bekannt?“

„Mehr als das — ich war mit ihm verlobt. Und an jenem Abend hatte ich mit ihm auf seine dringende

Bitte eine letzte Zusammenkunft bewilligt, bei der wir für immer Abschied voneinander nahmen.“

„Und Sie glauben, daß Ihre Aussage hinreichend sein wird, ihn zu entlasten, daß dadurch jeder Verdacht gegen den unglücklichen Mann hinfällig werden wird?“

„Ich weiß es nicht; aber ich hoffe, daß es nicht mir allein überlassen bleiben wird, den Nachweis für seine Schuldlosigkeit zu führen. Der wirkliche Thäter kann nicht länger mit seinem Geständnis zurückhalten, wenn er erfährt, daß ein anderer für seine That zur Verantwortung gezogen werden soll.“

Ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Gesicht des Assessors, und selbst wenn er den Willen dazu gehabt hätte, wäre er nicht im stande gewesen, ihr eine trügerische Komödie vorzuspielen. „Und wenn er dabei zum Mörder werden müßte, Fräulein Büнау — zum Mörder an der, die ihm das Leben gegeben hat?“

Ein Blitz des Verständnisses für etwas bis dahin Unbegreifliches schien plötzlich das Gehirn des jungen Mädchens zu durchzucken. Sie atmete schwer; ihre Lippen bewegten sich, als ob sie etwas erwidern wolle; dann aber wandte sie sich zu seiner Ueberraschung plötzlich um und verließ wortlos das Zimmer. Unfähig, sogleich eine Erklärung für ihr Verhalten zu finden, starrte ihr Laßwitz nach. Dann, in dem Gefühl, daß ihre Unterredung damit unmöglich zu Ende gewesen sein könne, sprang er auf, um ihr zu folgen.

Aber schon auf der halben Treppe kam sie ihm von unten her wieder entgegen. „Lassen Sie uns noch einmal in Ihr Zimmer eintreten, Herr Assessor!“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Ich möchte Ihnen etwas übergeben.“

Er sah, daß dieses etwas nur der Spazierstock mit dem goldenen Griff sein konnte, den sie in den Händen



hielt, derselbe Stock, mit dem er seine unselige That vollführt und den er seit jenem Abend nicht wieder gesehen hatte.

Schweigend leistete er ihrer Aufforderung Folge.

„Ich bitte Sie, den Stock hier beiseite zu schaffen, Herr Assessor, damit er nicht vielleicht eines Tages zum Verräther an Ihnen werde. Er ist, wie Sie sehen, aufgesplittert. Und das Marmorstück, das sich in den Spalt eingeklemmt hat, könnte gegen Sie zeugen.“

Er nahm ihr den Stock aus der Hand und legte ihn auf den Tisch. „Sie wissen also, daß ich der Thäter bin — Sie mußten es vielleicht schon seit langem?“

„Ich ahnte es, als ich mich beim Lesen des ersten Berichts über die Denkmalsverstümmelung der Umstände erinnerte, unter denen Sie in jener Nacht nach Hause gekommen waren. Und es wurde mir zur Gewißheit, als ich vorgestern abend, ohne es zu wollen, vor der Thür dieses Zimmers den Schluß Ihrer Unterredung mit dem Herrn Staatsanwalt Vönholdt anhören mußte.“

„Und nun, Fräulein Bünau, wollen Sie denn nun nicht hingehen, mich anzuzeigen?“

„Ich würde Ihnen den Stock nicht gebracht haben, wenn ich eine derartige Absicht hätte.“

„Aber es wäre doch der einfachste Weg, die Rechtfertigung des schuldlos Verhafteten herbeizuführen. Und Sie sagen, daß er Ihr Verlobter gewesen ist, Sie müssen ihn also einmal geliebt haben.“

„Ich liebe ihn noch heute, Herr Laßwitz, und ich werde für seine Rechtfertigung kämpfen, wie nur ein Mensch für den anderen kämpfen kann. Aber ich bin gewiß, daß seine Unschuld an den Tag kommen wird, auch ohne daß wir darum zu Mördern an Ihrer unglücklichen Mutter werden müßten. Nein, Sie dürfen unbesorgt sein: ich werde Sie nicht verraten.“

Er hatte eine Empfindung, als ob er sich diesem Mädchen zu Füßen werfen und den Saum ihres Kleides küssen müsse. Aber ihre schlichte Hochherzigkeit enthüllte ihm zugleich mit unbarmherziger Klarheit die ganze Feigheit und Erbärmlichkeit seiner eigenen Handlungsweise. Als wäre nach langem, qualvollem Umhertappen im Dunkeln plötzlich wie durch ein Wunder die Erleuchtung über ihn gekommen, sah er bestimmt und deutlich den Weg vor sich, den er zu gehen hatte.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Büнау,“ sagte er, „und bis an mein Lebensende werde ich Ihnen nicht vergessen, was Sie in diesem Augenblick für mich zu thun bereit waren. — Sie gedenken sich sogleich zum Staatsanwalt oder zum Untersuchungsrichter zu begeben?“

„So war es meine Absicht, da Ihre Frau Mutter meiner bis zum Mittag nicht mehr bedarf.“

„Und ich bitte Sie, diese Absicht auszuführen. Sie werden also Ihre Aussage machen, ohne meinen Namen zu nennen?“

„Ich versprach es Ihnen ja schon, Herr Assessor.“

„Wohl — ich verlasse mich darauf. Und ich möchte Ihnen empfehlen, nicht einen Augenblick ungenutzt zu verlieren. Wir haben wohl später noch einmal Gelegenheit, über diesen Gegenstand miteinander zu reden.“

Sobald die Gesellschafterin das Gemach verlassen hatte, ging Kurt an seinen Schreibtisch und warf wenige Zeilen auf ein Briefblatt.

Sie lauteten:

„Herrn Staatsanwalt Rönholdt.

Ich nehme alle Ihnen gemachten Zusagen zurück und entbinde Sie jeder Verpflichtung des Stillschweigens, da ich mich noch heute als der Urheber der Denkmalsverstümmelung dem Gericht stellen werde.

Laßwitz.“

Er klingelte nach dem Dienstmädchen und übergab ihr den Brief zur sofortigen Beforgung, dann kleidete er sich rasch um und verließ im Gesellschaftsanzuge das Haus.

In der Villa des Generals v. Rochau, wo er seine Karte abgab, wurde ihm der Bescheid, daß der Herr General vor einer Viertelstunde seinen täglichen Spazierritt unternommen habe, daß aber Frau v. Liljefors einer kleinen Unpäßlichkeit wegen zu Haus geblieben sei. Er ließ um die Gewährung einer kurzen Unterredung bitten, und das Mädchen kehrte sogleich mit der Meldung zurück, die gnädige Frau werde sich freuen, ihn zu empfangen.

In einem einfachen Hauskleide, das ihre Schönheit und Anmut nicht minder verführerisch offenbarte als das prächtige Kostüm der Fürstin auf der Probe zu den lebenden Bildern, trat sie ihm entgegen und bot ihm mit einem reizenden, unbefangenen Lächeln die Hand.

„Guten Morgen, Herr Assessor! — Ich mußte es ja, daß Sie kommen würden, um mir diese unbegreifliche Absage zu erklären.“

„Ja, gnädige Frau, dazu bin ich hier. Aber es ist eine sehr lange und eine sehr traurige Erklärung, denn sie wird mir das Glück meines Lebens kosten.“

Der Inhalt wie der Ton seiner Worte machten sie erbleichen. „Um des Himmels willen, was ist denn geschehen?“

„Wie Sie mich da vor sich sehen, bin ich ein Verbrecher, einer, dem morgen jedermann hier in der Residenz in weitem Bogen aus dem Wege gehen wird und dem auch Sie nicht mehr Ihre Hand reichen dürfen.“

„Ach, das ist nicht Ihr Ernst. Und wenn Sie es

mir hundertmal wiederholen — das glaube ich Ihnen nimmermehr.“

„Sie werden sich wohl entschließen müssen, es zu glauben, nachdem Sie alles gehört haben.“

Und er erzählte ihr alles, bis auf die Schurkerei des Staatsanwalts, auf die er nur insofern leise hindeutete, als es zum Verständnis seiner eigenen Handlungsweise notwendig war. Aber das interessierte sie auch gar nicht, sondern all ihr Denken und Empfinden war nur bei ihm und seinem Geschick.

„Sie haben unklug gehandelt, sich nicht sogleich zu melden,“ sagte sie, „aber wenn Sie es auch erst jetzt thun, wird man Ihnen doch ohne weiteres glauben, daß Sie das Denkmal nicht in böser Absicht beschädigt haben. Und es kann doch selbst im schlimmsten Fall nur eine geringe Strafe sein, die Sie dafür trifft.“

„Soweit es sich um die strafrechtliche Ahndung handelt, vielleicht. Aber meine Mutter — sie wird daran sterben, und ich werde der unglücklichste aller Menschen sein mit dem Bewußtsein, daß ich sie getötet habe.“

„O, man wird es vor ihr verheimlichen. Nie kann eine Lüge edler gewesen sein als die, mit der ihre Umgebung sie in Unkenntnis dieser Dinge halten wird.“

„Es wäre vielleicht durchführbar, wenn nicht der für morgen angesagte Besuch der herzoglichen Damen wäre, der nun natürlich nicht erfolgen wird. Wie ich meine Mutter kenne, wird sie so lange und hartnäckig nach der Ursache seines Unterbleibens forschen, bis sie die Wahrheit erfahren oder erraten haben wird.“

„So muß dieser Besuch eben trotz alledem stattfinden,“ entschied Frau v. Liljefors mit Bestimmtheit. „Wann wollen Sie Ihre Selbstanzeige erstatten?“

„Ich fahre unmittelbar von hier aus in das Gerichtsgebäude.“

„Gut! Und ich ins Residenzschloß, sobald ich mich in aller Eile umgekleidet habe. Ich glaube, einiges bei der Frau Herzogin zu gelten, und bin gewiß, daß sie mir die nachgesuchte sofortige Audienz nicht verweigern wird. Habe ich aber erst einmal das Ohr der hohen Frau, so bringe ich sie auch dazu, Ihrer Mutter den Geburtstagsbesuch zu machen, dafür stehe ich Ihnen ein.“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand, ohne daß sie es ihm wehrte. „Sie sind ein Engel an Güte. Aber es ist etwas Unmögliches, was Sie sich da vornehmen. Abgesehen davon, daß ich nicht an einen Erfolg Ihres hochherzigen Bemühens glauben könnte — haben Sie denn nicht bedacht, welche Mißdeutungen Sie sich mit solchem Eintreten für mich aussetzen würden?“

Statt einer Antwort stand sie auf und ging zum Ramin, auf dessen Sims eine Vase mit prächtigen, voll erblühten La France-Rosen stand. Sie wählte die schönste derselben und trat damit auf Laßwitz zu. „Sie baten mich neulich um eine Rose, und ich verweigerte sie Ihnen, weil die Zeit der Proben noch nicht vorüber war. Jetzt aber ist sie zu Ende, und wenn Sie die Blume nicht etwa heute verschmähren —“

„Stella!“ jubelte er auf. „Ist es denn kein Traum?“

Im nächsten Augenblick ruhte ihr schöner Kopf an seiner Schulter.

„Glauben Sie noch, daß ich mich compromittieren werde, Herr Regierungsassessor, wenn ich für meinen Verlobten eintrete?“

Er küßte voll Leidenschaft ihre blühenden, lächelnden Lippen. Dann aber fiel der Gedanke an das, was ihm bevorstand, doch wieder wie ein düsterer Schatten über seine junge Glückseligkeit.

„Und wenn ich nun von morgen an ein Geächteter und Gemiedener sein werde, Stella? Wenn es mit meiner Carriere zu Ende ist und mit meiner gesellschaftlichen Stellung hier in der Residenz?“

„Dann gehen wir eben anderswohin, nach Berlin oder St. Petersburg oder Honolulu. Für einen tüchtigen Mann giebt es überall ein Feld erspriesslichen Wirkens; und ich will doch nicht deine gesellschaftliche Stellung heiraten, sondern dich.“

Diese Antwort machte alle seine Bedenken verstummen. Und als er hinging, um sich dem Gericht zu stellen, da war nichts als eitel Sonnenschein und Seligkeit in seinem Herzen.

8.

„Nachdem sich durch die Selbstbeichtigung des wirklichen Thäters unzweifelhaft erwiesen hat, daß Sie ohne Ihr Verschulden einer unglücklichen Verkettung von zufälligen Umständen zum Opfer gefallen sind, bleibt mir noch übrig, Herr Harlinger, Ihnen mein tiefstes Bedauern über den geschehenen Mißgriff auszusprechen und Ihnen Ihre Haftentlassung anzukündigen. Ich möchte Sie aber bitten, die Stadt heute noch nicht zu verlassen, da Seine Hoheit der Herr Herzog den Wunsch ausgedrückt hat, Sie morgen zu empfangen.“

„Nun, den Wunsch könnte ich Seiner Hoheit immerhin erfüllen,“ erwiderte der junge Bildhauer dem Untersuchungsrichter, „obwohl ich meinerseits ihn schwerlich gehegt haben würde. Aber jetzt, wo ich nicht mehr als Angeeschuldigter vor Ihnen stehe, ist mir wohl eine Frage gestattet.“

„Bitte, wenn ich in der Lage bin, sie zu beantworten — —“

„Sie erwiesen sich bei meiner zweiten Vernehmung

sehr genau über gewisse Vorgänge unterrichtet, über die ich selbst mit keiner Silbe gesprochen hatte. Ich muß annehmen, daß es nur die in Rede stehende junge Dame selbst gewesen sein kann, die Ihnen diese Kenntniß verschafft hat.“

„Allerdings, Herr Harlinger. Und nun darf ich Ihnen auch sagen, daß vielleicht niemals die Verteidigung eines Angeschuldigten mit größerer Wärme und heiligerem Eifer geführt worden ist, als Ihre Verteidigung durch diese junge Dame. Ich glaube, daß Sie gut thun würden, ihr ein Wort des Dankes dafür zu sagen.“

Die Stirn des jungen Künstlers verfinsterte sich. „Dazu werde ich schwerlich Gelegenheit haben. Denn es wird sich mir kaum eine Möglichkeit bieten, dem Fräulein Büнау zu begegnen.“

„Haben Sie etwa ein Interesse daran, ihr auszuweichen?“

„Ich weiß nicht, ob diese Frage —“

„Entschuldigen Sie! Sie ist nicht so indiscret, als es Ihnen vorkommen mag. Die Dame, die sich offenbar in großer Sorge um Ihr Schicksal befindet, ist mir nämlich soeben wieder gemeldet worden, und sie dürfte sich augenblicklich dort in jenem Vorzimmer aufhalten. Wenn es Ihnen also erwünscht ist, ihr auszuweichen, so können Sie jenen anderen Ausgang da benutzen.“

Eine Sekunde später hatte Hartwig Harlinger die Verbindungsthür aufgerissen, die in das von dem Untersuchungsrichter bezeichnete Vorzimmer führte.

„Marie!“

„Hartwig!“

Es war ein gleichzeitiger jubelnder Aufschrei gewesen, und unbekümmert um den Ernst des Ortes, an

dem sie sich befanden, hielten sich zwei glückselige junge Menschenkinder umschlungen.

„Du liebst mich also doch noch, mein süßes Mädchen? Und du hattest mir in deinem Herzen niemals die Treue gebrochen?“

„Niemals, Hartwig, niemals! Ach, ich war ja ein so thörichtes Mädchen mit meinem vermeintlichen Opfermut und meiner eingebildeten Kraft der Entsagung. Ich kann dir nicht sagen, wie schwer, wie unsäglich schwer ich diese ganze Zeit hindurch gelitten.“

Er bedeckte ihr holdes, blaßes Gesicht mit seinen stürmischen Küssen, und erst der Eintritt eines Gerichtsdieners, der sie mit verwunderter Miene anstarrte, weckte sie aus dem seligen Wonnerausch, der mit dem Augenblick des Wiedersehens über sie gekommen war.

„Laß uns gehen, mein Lieb,“ flüsterte er ihr zu. „Jetzt wird es natürlich meine erste Aufgabe sein, dich aus deiner Knechtschaft zu erlösen.“

Aber Marie sah mit einem abwehrenden Kopfschütteln bittend zu ihm auf. „Es bedarf dazu deiner Einmischung kaum noch, Hartwig. Der Arzt hat heute festgestellt, daß die Auflösung der armen Geheimrätin rasche Fortschritte macht. Er giebt ihr höchstens noch eine Lebensdauer von vier Wochen, und ich könnte es nicht über mich gewinnen, sie unter solchen Umständen zu verlassen.“

„Das ist etwas anderes,“ sagte er ernst. „Thue denn, was du für deine Pflicht halten mußt, mein Liebling!“ Und in warm überquellender Zärtlichkeit fügte er hinzu: „Wir haben ja noch eine so lange, lange Zeit vor uns, um glücklich zu sein.“

---

Die Geheimrätin Laßwitz hat niemals von der Schuld ihres Sohnes erfahren. Sie wurde am Morgen



ihres Geburtstages wieder wie alljährlich durch den Besuch der herzoglichen Damen beglückt, die zwar mit Rücksicht auf den angegriffenen Zustand der alten Dame nur wenige Minuten blieben, aber voll Geduld und Güte gewesen waren wie nur je zuvor. Von diesem Tage an schwanden die Kräfte der Patientin zusehends, aber es war ein sanftes, schmerzloses Erlöschen, und als sie nach Verlauf von zwei Wochen aus dem Leben schied, schloß sie die Augen in der beruhigenden Gewißheit, daß ihr geliebter Sohn sich auf dem glatten, ebenen Wege zu den höchsten Ehrenstellen befinde.

Das war nun allerdings eine Täuschung, denn wenige Tage nach ihrem Begräbniß wurde der ehemalige Regierungsassessor Laßwitz wegen Sachbeschädigung unter Annahme mildernder Umstände zu einer Geldstrafe von zweitausend Mark und zum Ersatz des angerichteten Schadens verurtheilt. Seine Beamtenlaufbahn innerhalb des Herzogthums war damit zu Ende; aber es hatte nicht gerade den Anschein, als ob er sich's sonderlich zu Herzen nähme. Und als man in der Gesellschaft wahrnahm, wie intim die schöne Frau v. Liljefors nach wie vor mit ihm verkehrte, da schmolz auch bald wieder das Eis der Zurückhaltung, die man anfangs gegen den Missethäter beobachten zu müssen geglaubt hatte.

Die eigentliche Erklärung für die unerwartete Gestaltung der Dinge lieferte allerdings erst das mit großer Bestimmtheit auftretende und allgemein geglaubte Gerücht, daß Frau v. Liljefors und der Assessor Laßwitz nach Ablauf des Trauerjahrs ein Paar werden und sich in einem Nachbarstaate niederlassen würden, wo der ehemalige Regierungsassessor eine neue Lebensaufgabe suchen würde.

Der Staatsanwalt Lönholdt hatte am Tage nach der Selbstbeichtigung seines einstigen Freundes sein

Entlassungsgesuch eingereicht und war schon vierundzwanzig Stunden später bis zum Termin seiner Verabschiedung beurlaubt worden. Bei der Verhandlung gegen Laßwitz verweigerte er seine Aussage nicht, sondern sagte vollkommen wahrheitsgemäß aus; aber zwischen dem Angeklagten und dem Zeugen wurden weder Worte noch Blicke gewechselt.





# Das französische Kränzchen.

Eine Kleinstadtgeschichte von B. Rittweger.



(Nachdruck verboten.)

**A**lso wirklich, Sie gestatten mir nicht, gnädige Frau, Sie ein Stück Wegs zu begleiten?"

„Nein, Herr Doktor, wirklich nicht. Ich will Ihnen auch ganz offen meine Gründe sagen. Wenn ich jetzt mit Ihnen durch die Straßen ginge, so würde dieses Ereignis bereits nach ein paar Stunden in sämtlichen Häusern besprochen werden, und das will ich nicht!“

„Ich hätte geglaubt, gnädige Frau, Sie wären vorurteilsfreier und über das Gerede dieser Kleinstädter erhaben. Früher, da fragten Sie lange nicht so viel nach der Meinung anderer, da hatten Sie's immer auf der Zunge: „Ach, laßt doch die Leute reden!“ — Ich hör's noch.“

„Gewiß, so war es, Herr Doktor. Damals war ich eben ein ganz junges, unerfahrenes Ding, wollte mit dem Kopf durch die Wand. Inzwischen hab' ich eingesehen, daß nur der Kopf leidet bei solchem Beginnen, nicht die Wand. Die Ehe ist ja auch dafür eine gute Schule. Da möchte die Frau auch oft anders und muß doch in den meisten Fällen nachgeben. Mein lieber Rolf hat mir freilich, wenn sich's darum handelte, das

Nachgeben nicht schwer gemacht. Wir sind ganz zufrieden gewesen, und das einzige wirkliche Leid, welches er mir zugefügt hat, war sein Tod. Nun sind schon Jahre seit seinem Tode verflossen, und ich hab' mich allmählich in meine Lage gefunden. Es macht mir Freude, das Gut weiter zu bewirtschaften, ich lebe im besten Einvernehmen mit den Bewohnern des Städtchens. Sie haben ja ihre Fehler, diese Kleinstädter, gewiß, es sind aber die Fehler ihrer Tugenden. Sie bekümmern sich zu viel um den lieben Nächsten, aber wie wohl hat mir dieses Sichbekümmern gethan, als ich meinen Volk verlor! Wie viel aufrichtige Theilnahme ist mir da von den Leuten, denen ich doch noch ziemlich fremd war, entgegengebracht worden! Nein, das gute Einvernehmen mit ihnen möcht' ich um keinen Preis aufs Spiel setzen. Deshalb muß' ich auch Ihre Bitte, mich mitunter besuchen zu dürfen, abschlagen. Es ist nicht Sitte hier, daß die jungen Herren in den Familien verkehren. Und nun gar erst bei einer alleinstehenden Frau! Gelt, Sie verstehen mich und sind mir nicht böse, wenn ich Sie jetzt bitte, mich zu verlassen? Unser Gespräch hat nach hiesigen Begriffen schon mindestens fünf Minuten zu lange gedauert. Auf Wiedersehen am nächsten Kasinoabend!"

„Himmel, welche entzückende Aussicht, gnädige Frau! Im heißen staubigen Saal des „Goldenen Lamm“, bei der glänzenden Petroleumbeleuchtung inmitten der schätzbaren Honoratioren dieser guten Stadt, etwas Unangenehmeres kann's ja gar nicht geben! Und vier- bis fünfmal im Lauf des Winters ist einem das vergönnt! Aber, na, wenn's nicht anders geht. — Also auf Wiedersehen im Saal des „Goldenen Lamm“ in ungefähr vier Wochen!"

Ein gegenseitiges Grüßen, dann schlägt der junge

Arzt den Seitenweg, der am Wasser entlang führt, ein, und die schlanke Frau mit dem hellen klaren Antlitz schreitet rasch ihrem Ziel, dem einzigen Schnittwarenladen der kleinen Landstadt, zu. Sie ist froh, eine Gelegenheit zur Aussprache mit dem ihr von früher her bekannten, vor kurzem als Vertreter des für lange Zeit beurlaubten Kreisarztes hierher beorderten jungen Mediziners gefunden zu haben. Er ist ja äußerst angenehm, dieser Freund aus der Jugendzeit, der als Student viel in ihrem Elternhaus verkehrt, und der sich damals schon um ihre Gunst beworben hat. Sie hatte das freilich nicht ernsthaft genommen, sondern ihre Hand einem Gutsbesitzer gereicht, der ihr schon nach zweijähriger glücklicher Ehe durch einen jähen Tod entrisSEN wurde.

Das ist nun sechs Jahre her. Wohl hat inzwischen mancher sich ihr zu nähern gesucht, aber ihr Herz hat nicht wieder gesprochen. Und in ihrer taktvollen Art ließ sie es stets den Betreffenden zur rechten Zeit merken, daß er nichts zu hoffen habe. Doktor Kurt Winkler ist, das hat sie bald bemerkt, noch nicht von seiner Schwärmerei für sie geheilt. Vielmehr ist dieselbe wieder aufs neue aufgeflammt. Sie hat sich rechtschaffen gefreut, ihn wiederzusehen, doch ist sie ihrer Meinung nach weit entfernt, sich in ihn zu verlieben. Sie will ja überhaupt nicht wieder heiraten. Es scheint ihr unmöglich, dem Mann, dem ihre erste Liebe gehört, einen Nachfolger zu geben. Ja, so ist's. Und Kurt Winkler ist ihr eben nur so angenehm, weil er früher Beziehungen zu ihrem Elternhaus hatte. Es ist ihr auch nur deshalb so schwer geworden, seine Bitte, öfters bei ihr eintreten zu dürfen, abzuschlagen. Hübsch wär's sonst wohl gewesen, mit ihm so recht ungeniert von damals plaudern zu können. Ueberhaupt, er weiß so

gut zu erzählen, er scheint ein ganz prächtiger Mensch zu sein. Eben deshalb ist Vorsicht geboten.

Unter solchen Gedanken hat Frau Kornelie Schütze ihr Ziel nicht nur erreicht, sondern sie ist sogar daran vorbeigelaufen. Um nicht umkehren zu müssen — dort lugt eben Frau Apotheker Wangemann hinterm Fenster, und die hätte da Gott weiß was gewittert — tritt sie zunächst bei dem Seifensieder ein, vor dessen Hausthür sie eben steht, als sie sich aus ihren Sinnen aufgerafft hat. Sie hat zwar keine Seife nötig, aber Seife wird ja durchs Liegen besser. Und so bestellt denn Frau Kornelie einen Viertelzentner weißer Kernseife. Im Herauskommen nickt sie der Frau Apotheker freundlich zu, welcher Gruß diese Dame fast vollständig mit Frau Korneliens hochelegantem Herbstkostüm ausföhnt, dessen Existenz sie eben noch innerlich scharf getadelt hat. Dann lenkt die Besitzerin des eleganten Herbstkostüms ihre Schritte rückwärts, um den beabsichtigten Einkauf zu machen.

Der Meister Seifensieder schmunzelt noch eine ganze Weile nachher: „'n hübsches Weib, die Frau Schütze, Donnerwetter ja! Und nobel. Immer gleich 'n Viertelzentner. Komisch, daß sie gar nicht wieder heiratet, da sie doch nicht mal Kinder hat!“ Der Meister erfreut sich bereits des dritten Ehegesponnes, und es mangelt ihm jegliches Verständniß für Frau Korneliens Witwenstand.

Der Doktor ist inzwischen ziemlich mißvergnügt weitergeschlendert. Er ist glücklich gewesen, zufällig dem Gegenstand seiner Träume zu begegnen. Und nun — abgeblitz! Die Frau hat vielleicht recht, gewiß sogar, aber es ist doch schändlich! Wie soll man auf diese Art weiterkommen? Noch tausendmal begehrenswerter als früher erscheint ihm Kornelie jetzt, wo sie

ihm in voller Reife entgegengetreten ist, dabei eine so durch und durch weibliche Natur, fast mädchenhaft in ihrem Empfinden. Aber was kann ihm das alles helfen, wenn es keine Möglichkeit giebt, ihr näher zu treten? Erst muß man doch einige Gewißheit haben, daß man keinen Korb zu gewärtigen hat, wenn man — — — An Gelegenheit zum Wiederverheiraten hat's der schönen Frau sicher nicht gefehlt. Vielleicht will sie überhaupt nicht wieder heiraten. Es ist rein zum Davonlaufen!

Ganz unglücklich über seine Versetzung nach diesem „miserablen Nest“ ist der Doktor vor vier Wochen angelangt. Erst bei der Entdeckung, daß ein einstiger lieber Schulfreund Inhaber der Buchhandlung des Städtchens, und daß seine Jugendliebe, Frau Kornelie, als Witwe in nächster Nähe lebt, hat er sich einigermaßen damit ausgeföhnt. Denn nach seinem ersten und einzigen Besuch bei der schönen Frau, dem bald ein Zusammentreffen im Kasino folgte, ist er bereits wieder rettungslos in sie verliebt. Aber, o weh, sie, in deren behaglichem Heim er eine Zuflucht zu finden gehofft, ist furchtbar vorsichtig geworden, eine rechte Kleinstädterin, sie fragt nach den Leuten. Na, ja, daß sie nicht emanzipiert ist, nicht so 'n modernes Weib, welches stets das entseßliche Wort vom „Sichausleben“ im Mund führt, der alles erlaubt scheint, das kann ihm ja recht sein. Nur mit ihm hätte sie eine Ausnahme machen können!

Und Lorenz Wiedemann, der Buchhändler, ist eben auch 'n bißchen versauert in dieser Enge und schwer aus seiner Höhle herauszulocken. Na, vielleicht gelingt's ihm jetzt doch, den guten Jungen zu einem Frühshoppen zu bewegen. Dabei läßt sich's so nett plaudern von der längst verfloßenen Gymnasialzeit und gemeinsame Erinnerungen ausgraben. Man kommt dann doch mal in andere Stimmung.

„Buch-, Kunst- und Schreibmaterialienhandlung von M. Wiedemanns Nachfolger.“ So ist auf dem Schild des schmalen, hochgiebeligen Hauses zu lesen, vor dem der Doktor Halt macht. Einen Augenblick betrachtet er die im Schaufenster ausliegenden Bücher, dann macht er mit einem energischen Ruck die Thür auf. Im Laden befindet sich nur der „junge Mann“, ein nicht allzu intelligent aussehendes, mageres Individuum.

„Sie wünschen, Herr Doktor?“ fragt er dienstbeßlichen.

„Herr Wiedemann zu sprechen?“

„Herr Wiedemann ist in der Niederlage. Soll ich ihn rufen?“

„Danke schön, ich gehe selbst.“ Der Weg über den schmalen dunklen Gang ist ihm bereits bekannt.

„Morgen, Wiedemann. Na, wie steht's? Kommst du mit zum Fröhshoppen?“

„Morgen, Winkler. Ne, heut nicht. Hab' mir allerlei Räumeri und Kramerei vorgenommen. Der Heinsius hat neuerdings 'ne wahre Gabe, alles in Unordnung zu bringen. Ich glaub', der Mensch ist verliebt in Rentmeisters Bene; er schmachtet immer nach ihrem Fenster. Wird nur dem Alten nicht gefallen, fürcht' ich, 'n Buchhändlergehilfe ohne Geld! Ne, ist das ein Durcheinander! Nachher fehlt's, wenn die Kunden kommen. Aber bitte, nimm Platz, wenn du mir 'n bißchen Gesellschaft leisten willst. Einen Divan kann ich dir freilich nicht zur Verfügung stellen, aber vielleicht genügt die Kiste.“

„Vollkommen! Da laß' ich nunmehr den Fröhshoppen auch fahren und begeben mich nachher direkt ins „Goldene Lamm“ zum Essen.“

Der Buchhändler ist bereits wieder in seine Beschäftigung vertieft. „Eins — zwei — drei — vier“ —



bis achtzehn zählt er, dann stellt er mit einem Seufzer die hübsch gebundenen kleinen Bändchen in ein Regal. „Es ist 'ne Schande, Kurt. In solchem Nest Buchhändler zu sein, sollt' man nicht seinem ärgsten Feind wünschen. Sieh mal hier, diese Bände. Vor der Pariser Weltausstellung ließ ich mir achtzehn Stück von „Der perfekte Franzose. Anleitung zum raschen Erlernen der französischen Umgangssprache“ kommen. Ich glaubte sicher, es würden doch ein ganz Teil Leute aus der Stadt und Umgegend die Weltausstellung besuchen und sich vorher 'n bißchen mit französischen Lebensarten befassen. Jedenfalls fühlt' ich die Verpflichtung, mir etwas für diesen Fall anzuschaffen. Jetzt liegt das ganze Zeug noch hier. Kein Mensch kauft die Dinger! Es reiste überhaupt kein Mensch nach Paris, außer meiner Wenigkeit nur Frau Schütze, na, und die brauchte keinen „perfekten Franzosen“, die ist meine einzige Kundin in französischer Litteratur.“

„Aber sag mir nur, Wiedemann, was hat dich eigentlich veranlaßt, mit deiner Begabung hier in diesem Nest Buchhändler zu werden? Dazu braucht man doch schließlich nicht der beste Abiturient gewesen zu sein wie du. Ich an deiner Stelle hätte das väterliche Geschäft verkauft und —“

„Du hast gut reden. Da waren nach Vaters Tod die beiden Schwestern, nicht mehr jung, die eine sehr kränklich. Ich mußte froh sein, für die gesorgt zu haben und für mich mit. Mußt' alle Pläne, in ein großes Verlagsgeschäft einzutreten, oder doch mindestens mich in einer Großstadt niederzulassen, aufgeben. So viel hätte der Verkauf des Geschäfts nicht gebracht, daß für mich noch Kapital zu einem neuen Anfang geblieben wäre. Ich geb' auch gern zu, daß ich nicht der Mann bin, mit mutigem Schnitt das Band zu lösen, mit dem

die Verhältnisse mich hier festhalten. Manchmal freilich kommt's wie Verzweiflung über mich. Es ist zu öde! Wenn man so an der Hand der Bevölkerungsstatistik hiesiger Stadt ganz genau vorher bestimmen kann: so viel unzerreißbare Bilderbücher für die Aller kleinsten, so viel Fibeln für die Abschwüzen, so viel Lese- und Rechenbücher für den ersten und zweiten Jahrgang der Elementarschule, so viel Schreibhefte, so viel Gesangsbücher für die Konfirmanden, so viel Töchtera lbums und Indianerbücher für den Weihnachtstisch der Honoratiorensprössl inge — es ist trostlos! Und macht man mal den Versuch zu etwas Außergewöhnlichem da — da liegen sie, die achtzehn „perfekten Franzosen“, das Exemplar drei Mark. Sind vierundfünfzig Mark, die ich nur gleich in den Schornstein schreiben kann. Ne, ich muß mich schon auf Unzerreißbare, auf Fibeln, Rechenbücher und dergleichen beschränken. Wie man, dabei einschrumpft, kannst du dir denken.“

Der Doktor hat dem Redestrom seines alten Freundes mit lebhafter Teilnahme gelauscht. In seinem Innern ist beim Anblick der achtzehn „perfekten Franzosen“ ein Plan aufgetaucht, in unbestimmten Umrissen natürlich erst, aber doch schon im großen ganzen seinem geistigen Auge erkennbar. Jetzt ruft er, dem Buchhändler auf die Schulter klopfend: „Hör mal, Alter, ich hab' eine Idee, eine großartige Idee! Die achtzehn „perfekten Franzosen“ sollst du los werden. Ich garantier' dir's! Und für mich soll auch was dabei herauspringen. Laß mich nur machen. Man wird dir den Laden einlaufen nach den „perfekten Franzosen“. Auf Wiedersehen, Lorenz, es ist Zeit zum Essen.“

Und davon ist Winkler, seinen Freund in hellem Erstaunen zurücklassend.

\*

\*

\*

Am folgenden Morgen begiebt sich der Kasinodienner mit einer sorglich in blauen Umschlag gehefteten Liste auf die Runde zu den Honoratioren des Städtchens. Allen überreicht er das Dokument mit den Worten: „Eine Empfehlung vom Herrn Doktor Winkler, und der Herr Doktor ließen höflichst bitten, dieses gefälligst durchzulesen.“

Die Einladung, denn um eine solche handelt es sich, hat folgenden Wortlaut: „Der Unterzeichnete gestattet sich im Interesse der Belebung der Geselligkeit und — um das Unangenehme mit dem Nützlichen zu verbinden — zur Fortbildung in der französischen Sprache den Vorschlag zur Gründung eines französischen Kränzchens zu machen, das allwöchentlich im Saal des „Goldenen Lamm“ abgehalten werden soll. Konversation in französischer Sprache, gemeinsame Lektüre geeigneter französischer Schriftsteller sind ins Auge gefaßt. Um freundliche bestimmte Zu- oder Absage wird höflichst gebeten. Das erste Kränzchen soll am Donnerstag den 8. d. M. stattfinden. Doktor Kurt Winkler.“

Zuerst kommt dies bedeutungsvolle Schriftstück der Frau Rentmeister Adam in die Hände — die Liste ist alphabetisch geordnet — und diese würdige Dame kriegt keinen kleinen Schrecken. Ein französisches Kränzchen? Lieber Gott! Wie lange ist's her, daß sie sich nicht mehr um die Sprache unserer westlichen Nachbarn gekümmert hat! Und über den „kleinen Plöb“ ist sie überhaupt nicht hinausgekommen. Und Lene — ach, die ist auch schon sechs Jahre aus der Schule, das wird gut werden! Und schon übermorgen soll's losgehen! Aber absagen, auf keinen Fall! Lene ist schon zwanzig und noch nicht verlobt, und der Doktor hat sie neulich zum ersten Tanz engagiert. Also, was die anderen können, kann man schließlich auch. Kühnlich setzt

die Frau Rentmeister ihr „Nehmen gern teil“ unter die Einladung.

Als Lene aus ihrer Klavierstunde zurückkommt, wird sie mit den Worten empfangen: „Lene, Kind, eine Neuigkeit — ein französisches Kränzchen gründet der Doktor. Hol nur schnell den „großen Plöz“ aus der Bodenkammer und lern, Kind, lern! Kein Wort Deutsch darf gesprochen werden. Aber uns Müttern wird man doch so was nicht zumuten. Was meinst du?“

„Doch, Mama, natürlich. Wenn's einmal Gesetz ist! Ne, so was! Aber mit dem „großen Plöz“ ist da nichts gethan. Ich glaub', es giebt so Büchelchen mit französischen Redensarten. Ich lauf' nachher gleich mal 'rüber zu Heins — zu Wiedemann. Und dann lernen wir zusammen, denn ich — ach Gott, Mama — ich hab' auch nicht mehr viel los. Und ich genier' mich so schrecklich. Nur „Les adieux de Marie Stuart“ kann ich noch deklamieren. Am Ende wird man mal aufgefordert, etwas vorzutragen.“ — —

Mit geringen Variationen findet dasselbe Gespräch in den verschiedenen Honoratiorenfamilien statt. Der behäbige Sparkassenverwalter lacht laut auf, als seine Gattin voll Eifer versichert: „Ach, so 'n paar französische Brocken kann ich auch noch. Schon als sechsjähriges Mädel hab' ich in der Strickstunde gelernt: Le boeuf — der Ochse, la vache — die Kuh, fermez la porte — die Thüre zu! Das wird sich ganz gut machen, wenn ich dem Kellner im „Lamm“ so recht von oben herab zurufe: Fermez la porte, Christian.“

„Om, wenn er's nur versteht. Ne, Alte, mit Kellnern muß man hierzulande deutsch reden. Uebrigens nur Mut! Gar kein übler Gedanke von dem Doktor. Da ist doch mal was los. Und was die Väter anlangt

— na — 'n Stat wird man doch wohl auf deutsch kloppen dürfen. Nachher parliert ihr Weibsen immerzu französisch mit den jungen Herren — soll mich nicht kümmern!“

In allen Familien herrscht an diesem Tag lebhaftere Erregung. Die jungen Mädchen denken schon über ihre Toiletten nach. An Stelle der vier bis fünf Kasinoabende, die sonst die „Saison“ bringt, jetzt ein allwöchentliches Zusammensein mit Herren! Und wenn auch für ein Kränzchen kein besonderer Staat verlangt wird — hübsch will man doch aussehen! Groß stehen die Jüngsten da, die erst vor kurzem die Schule oder die Pension verlassen haben. In dieser Nacht träumt die weibliche Jugend des Städtchens nur französisch. Kein Wunder, wenn man abends an der Hand der Schulgrammatik konjugiert und übersetzt hat, daß die Köpfechen rauchen!

Lorenz Wiedemann lacht hell auf, als ihm der Kasinodienner die Liste vorlegt. Nun versteht er Freund Winklers geheimnisvolle Andeutungen. Dieser Schwere-nöter! Und wahrlich — noch ist der Tag nicht zu Ende, da kommt schon Rentmeisters Lene, und Wiedemann beobachtet vom Comptoir aus mit heimlichem Ergötzen, wie sie von Heinsius, dessen Antlitz hochrot vor Glück ist, zunächst ein Buch Briefpapier, elfenbeinfarbig, verlangt. Nachher fährt sie stotternd fort: „Ich möcht' auch noch — aber bitte, sagen Sie's niemand — so 'n Buch mit französischen Redensarten, wo's recht fix geht. Haben Sie so was?“

Heinsius interpelliert seinen Chef, und auf dessen Geheiß erlöst er einen der „perfekten Franzosen“ aus seiner mehrjährigen Gefangenschaft. „Also ganz unter uns — gelt?“

„Ganz unter uns, Fräulein Lene!“ Heinsius macht

dabei eine betauernde Handbewegung, und selig zieht das junge frische Mädchen ab, den für drei Mark errungenen „perfekten Franzosen“ ans klopfende Herz gedrückt.

Am folgenden Tag kommt die Ladenthür bei Wiedemann kaum zur Ruhe. Junge Frauen und Mädchen, auch verschiedene Jünglinge, alle fragen nach „so 'nem Büchelchen mit französischen Redensarten“, und ehe es Abend ist, sind sämtliche „perfekte Franzosen“ vergriffen. Fräulein Schlender, ein schon etwas älteres Mädchen, die sich jede Ausgabe erst zehnmal überlegt, kommt sogar zu spät. „Es ist nichts mehr „auf Lager“, doch „in drei Tagen“,“ so tröstet Wiedemann.

Frau Kornelie Schüke lacht auch, als ihr die Liste zu Gesicht kommt; sie wird sogar rot. Dieser Winkler, wie fein er sich das ausgedacht hat! „Zur Belebung der Geselligkeit —“ es klingt recht harmlos, aber sie fühlt's, er hat nur an sie dabei gedacht. Er weiß genau, daß sie gut französisch spricht, und — na ja, sie können ja auch ganz hübsch werden, diese Abende. —

Das erste Kränzchen beginnt im Zeichen absoluten Schweigens. Nachdem die verschiedenen „Bon soir“ verhallt sind, mit denen man sich begrüßt hat, stockt die Unterhaltung zunächst. Der Doktor hält eine kurze Willkommensrede, von der die wenigsten Anwesenden etwas verstehen, die aber doch mit allgemeinem Beifallsgemurmel belohnt wird. Murmeln kann man in jeder Sprache. Nun schlägt der Doktor vor, mit der Lektüre zu beginnen. Er hat „Die Isländischer“ von Pierre Loti mitgebracht, und Frau Kornelie ist auf seine Bitte bereit, den Anfang zu machen; dann kommen die anderen jungen Damen an die Reihe. Die Mütter sind dispensiert. Sie haben ihre Strickstrümpfe mitgebracht und flüstern sich während des Lesens an ihrem Eßtisch allerlei Neuigkeiten — freilich auf deutsch — zu.

Als, nachdem mehrere Kapitel genossen sind, der Doktor vorschlägt, zur Konversation überzugehen, ist der jungen Welt der Mut schon so gestiegen, daß einzelne Ausrufe: „Magnifique! — Superbe! — Charmant! — N'est-ce pas? — Mais oui!“ deutlich vernehmbar werden. Das wirkt ungemein belebend auf die Stimmung der Gesellschaft.

Der Doktor, der bis jetzt sich dem allgemeinen Besten gewidmet, überläßt's von nun an den einzelnen Gruppen, sich auf eigene Faust zu amüsieren, und vertieft sich für seine Person in ein Gespräch mit Frau Kornelie. Er hat einen Teil seiner Studienzeit in Genf verbracht und spricht gut und gewandt französisch. Frau Kornelie lacht herzlich, als er ihr die Entstehungsgeschichte des Kränzchens schildert. Niemand stört die beiden in ihrer Unterhaltung, man versteht ja doch nicht, von was sie reden.

Nur Wiedemann spricht außer den beiden noch ziemlich gut französisch, aber er hütet sich wohl, seinen Freund zu stören. Er ist überhaupt sehr zurückhaltend in Damengesellschaft. Er weiß, er gilt für eine „gute Partie“, aber der Gedanke, gar noch durch die Heirat mit einem Stadtkind für alle Zeit hier festgehalten zu werden, ist ihm durchaus unsympathisch.

Die übrige Jugend, ein junger Forstmann, der Oberlehrer, der Provisor aus der Apotheke, der Volontär eines benachbarten Gutes, Wiedemanns Gehilfe, und wer sie alle sind, radbrechen um die Wette mit den jungen Mädchen, und auch die jungen Ehepaare beteiligen sich an der Unterhaltung, so gut es eben geht. Läuft mal im Eifer ein deutsches Wort unter, so wird ein Pfand verlangt, und das Auslösen verursacht zum Schluß großes Vergnügen. Die Mütter machen beliebigen Gebrauch von ihrer Muttersprache, und die

Väter sitzen im Nebenzimmer beim Skat. Jedermann amüsiert sich.

Nach acht Tagen hat man schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die „perfekten Franzosen“ haben ihre Schuldigkeit gethan. Ihre sämtlichen Eigentümer bringen dieselben Redensarten aufs Tapet, was bald ungeteilte Heiterkeit erregt. Während der Lektüre langweilen sich zwar alle, obgleich das um keinen Preis jemand gestanden hätte, aber die Konversation entschädigt nachher für die ausgestandenen Qualen.

Daß man sich diesmal bereits, und an jedem der weiteren Kränzchenabende immer mehr, von der Sprache unseres Erbfeindes zu befreien sucht und zwischendurch auf gut Deutsch lustig drauf los schwätzt, schadet ja nichts. So genau braucht die Geschichte nicht genommen zu werden. Der Vorsitzende, Doktor Kurt Winkler, paßt auch nicht zu scharf auf. Er und Frau Kornelie halten allerdings streng an der Vorschrift fest, das muß lobend anerkannt werden.

Und sie fühlen sich sehr glücklich dabei. Es ist so herrlich, sich allerlei sagen zu können, was niemand recht versteht, und dadurch gleichsam isoliert inmitten der Gesellschaft zu sein. Und niemand kann dabei etwas finden — es ist ja französisches Kränzchen! Die übrigen müssen froh sein, wenn man nicht zu streng vorgeht und sie in Strafe nimmt.

Nur einer ist nicht von der allgemeinen Zufriedenheit erfüllt — Lorenz Wiedemann. Er ist meist still und in sich gekehrt, und der Doktor und Frau Kornelie, welcher der junge Buchhändler sehr gefällt, zerbrechen sich im Lauf des Winters häufig auf französisch die Köpfe, wie ihm wohl zu helfen sei.

Winkler hatte ihn von seinen Ladenhütern befreit, das war ja immerhin schon etwas, aber Frau Kornelie



plant Größeres. Frauen sind ja stark im Planemachen. Selig über das eigene Glück — sie hat in der intimen Unterhaltung mit Winkler längst erkannt, daß sie liebt und geliebt wird — möchte sie auch seinen Freund glücklich sehen. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wozu hat man den Inhaber eines bedeutenden Verlagsgeschäfts zum Better? Und wozu hat dieser Better eine reizende junge Tochter? Hier muß was zu machen sein.

Frau Kornelie lädt die junge Baise so dringend zu einem Besuche ein und schildert ihr so lebhaft die Freuden der winterlichen Kleinstadtgeselligkeit — plant doch das französische Kränzchen sogar eine Schlittenpartie — daß Fräulein Edith wirklich kommt.

Von nun an sind es zwei Paare, die es mit der französischen Konversation höchst ernsthaft nehmen: Winkler und Frau Kornelie, Lorenz Wiedemann und Fräulein Edith. Es ist ganz merkwürdig, wie viel sich die beiden letzteren vom ersten Augenblick an zu sagen haben. Natürlich, man „simpelt Fach“. Und Edith ist entzückt, bei dem jungen Buchhändler so volles Verständnis für alles zu finden, was ihr geliebter Vater plant und schafft. Daß der junge Buchhändler so hübsch — so zum Verlieben hübsch ist, das schadet ja auch gerade nichts.

Kornelie Schütze beobachtet mit heimlicher Wonne den günstigen Verlauf ihrer kleinen Intrigue. Es klappt alles. Ihr Better, mit dem sie jetzt einen ganz lebhaften Briefwechsel führt, sucht eben nach einer tüchtigen buchhändlerischen Kraft für seinen Verlag. Und einen Schwiegersohn hat er auch noch nicht.

---

Die Saison neigt sich ihrem Ende zu. Wenigstens für die Bewohner des guten kleinen Städtchens. Ende

März haben die Hausfrauen nun einmal keinen rechten Sinn mehr für Vergnügungen. Sobald der Schnee fort ist, geht's ans Herrichten der Gärten. Jede Familie hat ihren Garten vor dem Thor. Das französische Kränzchen muß bis zum nächsten Winter vertagt werden.

Von den zarten Banden, die sich während dieser ungewöhnlich lebhaften Saison geschlungen haben, werden zunächst zwei offenbar. Doktor Winzler stellt am Schlußkränzchen in einer feinen französischen Rede Frau Kornelie Schüke als seine Braut vor.

Lorenz Wiedemann verschiebt ein paar Tage später die Anzeigen seiner Verlobung mit Fräulein Edith. Er ist kurz vorher verreist gewesen. Der Vater seiner Braut hat ihn doch erst persönlich kennen lernen wollen. Und es ist nun alles in schönster Ordnung. Für seine Buchhandlung hat sich ein Käufer in der Person seines Gehilfen Heinsius gefunden. Da Wiedemann zum Eintritt in das Geschäft seines Schwiegervaters kein Kapital nötig hat, ist für seine Schwestern reichlich gesorgt. Woher Heinsius das Geld zur Uebnahme der Buchhandlung hat, zeigt sich ein paar Wochen später, als er seine Verlobung mit Rentmeisters Lehne veröffentlicht. Die Eltern haben, als sich diese Aussicht bot, den Liebenden kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Wie viel Pärchen sonst noch das Verb „aimer“ während der französischen Kränzchenabende zu ihrem speziellen Studium erkoren haben, wird sich noch zeigen. Aber wenn es auch vorläufig ganz bei den drei Paaren bliebe, jedenfalls haben die achtzehn „perfekten Franzosen“, die schon bestimmt schienen, ihr Dasein als Radenhüter zu vertrauern, so viel fertig gebracht, als man irgend von ihnen verlangen kann.

---



# Wie man sich an Bord vergnügt.

Eine Skizze aus dem modernen Reiseleben.

Von Ulr. Myers.

Mit 12 Illustrationen.



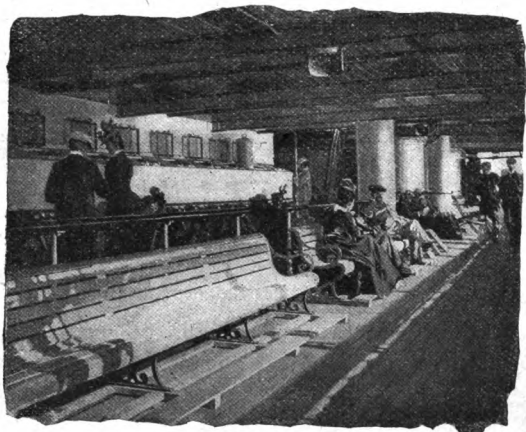
(Nachdruck verboten.)

Für den Kajütpassagier hat eine Seereise heutzutage nicht nur alle Schrecken verloren, sondern sie ist vielmehr eine Quelle des Genusses und des Vergnügens. Besonders auf den kurzen Fahrten zwischen Hamburg und Bremen einerseits und New York andererseits vergeht die Zeit außerordentlich schnell. Kaum ist der Passagier an Bord warm geworden und hat einige Bekanntschaften angeknüpft, so ist zu seinem Leidwesen die Fahrt schon wieder beendet.

Ganz andere Verhältnisse aber treten ein, wenn ein Passagierdampfer eine lange Fahrt über den Ozean zu machen hat, bei welcher manchmal für mehr als einen Monat, wie zum Beispiel auf der Fahrt nach Südamerika, kein Land betreten wird. Dann schleicht sich ein gefährlicher Gast an Bord, nämlich die Langeweile, die um so schrecklicher wird, wenn schlechtes Wetter eintritt, und sie mit der Seekrankheit zusammen unter den Passagieren wüthet.

Es geschieht von seiten der Schiffsoffiziere und von seiten der Passagiere selbst daher alles mögliche, um die Langeweile zu bannen, und in der That sind auch Mittel genug vorhanden, um sie zu bekämpfen, wenn nur die richtigen Leute sie anwenden.

Mit Ausnahme der Stunden für die Mahlzeiten (gewöhnlich) auf den Schiffen um neun Uhr, um ein



Auf dem Promenadendeck.

Uhr und um sechs Uhr) ist jedermann sein eigener Herr. Es giebt deshalb auf den Schiffen Frühaufsteher und Spätaufsteher, ganz wie am Land. Der Frühaufsteher erscheint womöglich schon um fünf Uhr oder noch früher auf Deck und genießt die frische Morgenluft und den Sonnenaufgang. Solch frühes Aufstehen macht gewöhnlich aber Appetit. Die Schiffsverwaltung hält daher für diese Frühaufsteher schon in den ersten Morgenstunden Kaffee oder Thee mit frischem Gebäck und Butter, sowie Früchte bereit. Es ist auf

den Schiffen allgemein üblich, auf den nüchternen Magen irgend eine Frucht zu essen, sei es ein Apfel, eine Apfelsine, eine Banane oder irgend eine andere exotische Frucht. Es geschieht dies deshalb, um die Verdauung zu fördern, welche bei der geringen Bewegung, die der Passagier an Bord des Schiffes hat, manchmal leidet und dann das Allgemeinbefinden des Passagiers ungünstig beeinflusst.

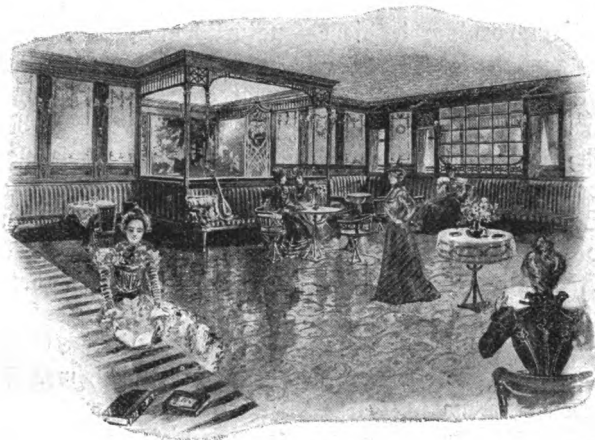
Diese Frühaufsteher sind aber gewöhnlich „Renner“, welche es für ihre Pflicht halten, im Interesse ihrer Gesundheit täglich auf dem Schiffe zwei bis drei Meilen abzurennen. Bei den modernen Riesenschiffen steht den Kajütpassagieren das mindestens hundert Meter lange Promenadendeck zur Verfügung. Im flottesten Tempo laufen diese Renner auf dem Deck herum, gehen bis zur Spitze des Schiffes, wieder zurück, gehen auf die andere Seite des Schiffes hinüber und laufen so in einer Art Ellipse oder Parabel stundenlang, bis sie ihre Anzahl von Runden absolviert haben. Auch bei Regenwetter kann dieses Rennen ruhig fortgesetzt werden; denn das Deck ist gewöhnlich durch die Balken des darüber liegenden Brücken- oder Bootdeckes überdacht.

Es sind auf Deck aber noch allerlei Apparate zum Zeitvertreib, besonders für die Herren, aufgestellt, als da sind: Hanteln, Kugelstäbe, Schweberecke, Schwingkeulen aus Holz, Taue, um im Tauziehen die Kräfte zu messen.

Das Tauziehen gewährt besonders an den Nachmittagen viele Unterhaltung. Bald ziehen Gruppen von Herren gegeneinander, dann Gruppen von Herren und Damen, und die Sieger haben auf lebhaften Beifall zu rechnen, während die Besiegten zum Schaden auch noch den Spott zu tragen haben. Daß dabei die

Parteien zu allerlei Listen ihre Zuflucht nehmen, die wiederum allgemeine Heiterkeit hervorrufen, gehört zur Sache und erhöht das Vergnügen.

Das Essen bildet für einen großen Teil der Passagiere ebenfalls eine ununterbrochene Kette von Unterhaltung. Eine große Anzahl von Menschen ist mit einem gesegneten Appetit begnadet, der durch die See-



Der Damensalon.

luft noch geschärft wird. Zu diesen Leuten gehören selbst zarte Damen, von denen man eigentlich glauben müßte, daß sie nur von Himmelstau und etwas Biscuit leben. Diese Heroen des Essens vertilgen zum ersten Frühstück um neun Uhr Kaffee, Thee oder Schokolade mit Gebäck, Früchte und ein ordentliches Beefsteak oder Kotelett. Sie nehmen vier Stunden später das zweite Frühstück, welches drei warme Gänge hat und für welches außerdem noch Eier, Kuchen, Marmelade und Obst serviert werden. Sie essen dann mit

dem gleichen Appetit fünf Stunden später ein Diner von acht bis neun Gängen und sind im stande, abends vor dem Schlafengehen noch eine Portion belegter Brötchen zu vertilgen. Auch um elf Uhr beim Frühkonzert und um vier Uhr wird noch Thee mit Gebäck und belegten Butterbröten auf Deck und im Raucherzimmer herumgereicht — und durchaus nicht vergeblich.

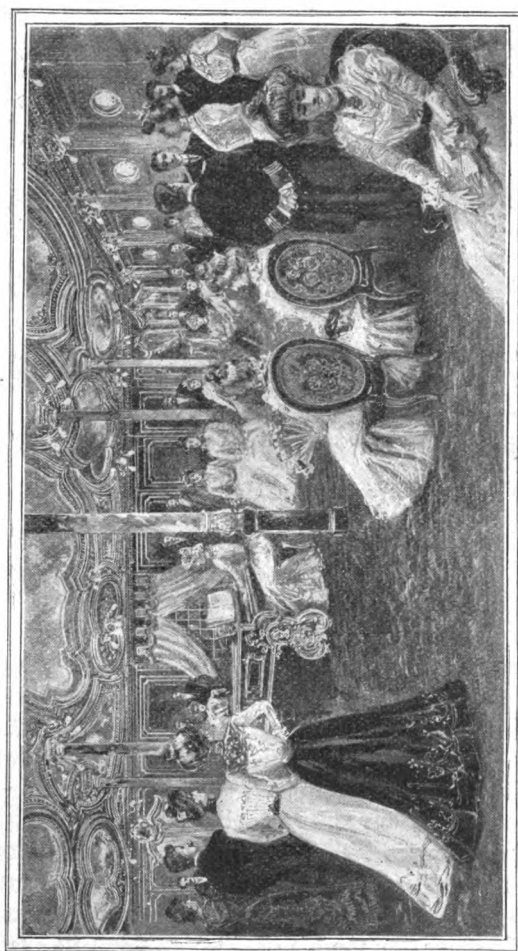
Auch der Barbier dient — natürlich nur für die Herren — zum Zeittotschlagen. Die Kabine, in welcher der Barbier seine Kunst ausübt, ist zwar eng; aber es können immerhin drei bis vier Personen außer dem zu Rasierenden darin Platz nehmen. Es bildet sich infolgedessen eine Art Klub bei dem Barbier. Dort kommen Leute zusammen, die ihre Meinung austauschen und vor allem Gespräche über Politik und über andere heikle Dinge führen wollen, was sonst in den Salons verboten ist.\*) Es giebt Leute, die stundenlang beim Barbier sitzen und warten, bis sie selbst rasiert werden. Das Sitzen in der Kabine giebt nämlich noch kein Anrecht, weil sich schon früh um sechs Uhr Leute beim Barbier für eine bestimmte Stunde angemeldet, und diese natürlich ein Recht auf Bevorzugung vor den anderen Wartenden haben.

Wollen die Damen sich zurückziehen, so haben sie dafür den eigenen Salon, der niemals von einem Herrn betreten werden darf, außer die Damen laden ihn ein, im Damensalon zu erscheinen.

Das Musikzimmer mit dem ganz vortrefflichen Flügel

---

\*) Mit Rücksicht auf das gute Einvernehmen zwischen den Mitfahrenden sind im allgemeinen politische Gespräche an Bord nicht gern gesehen. Den Offizieren des Schiffes ist die Teilnahme daran unter sagt.



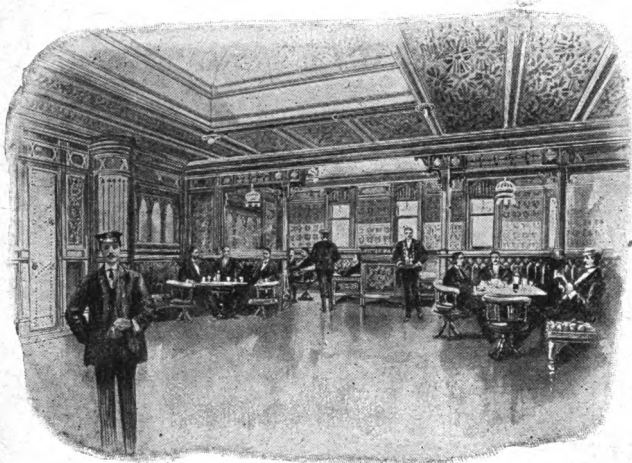
Ein Konzert an Bord.



gewährt auch Unterhaltung, und sind kunstverständige Musiker und Sänger oder Sängerinnen an Bord, was sehr häufig vorkommt, dann werden wohl Soireen und Konzerte veranstaltet, bei denen man in großer Toilette erscheint und für welche zu wohlthätigen Zwecken ein ziemlich hohes Eintrittsgeld bezahlt werden muß. Das Geld wird entweder für die Unterstützungskasse der Matrosen abgeliefert, oder es kommt irgend einer armen Zwischendeckfamilie zu gute, die vielleicht durch Krankheit oder durch andere Umstände in Verlegenheit geraten ist. Besonders wenn sich im Zwischendeck, was nicht gerade selten, ein neuer Weltbürger einstellt, giebt das zu sehr einträglichen Veranstaltungen und Sammlungen Anlaß.

Was der Damensalon für die Damen, das ist der Rauchsalon für die Herren. Hier wird nicht nur geraucht, sondern auch zu allen Tageszeiten gekneipt. Es giebt Dauergäste im Rauchsalon, welche von früh bis abends Pilsener oder Münchener Bier trinken, oder ganz fabelhafte Quantitäten des englischen Nationalgetränks, Whisky mit Sodawasser, zu sich nehmen. Die Getränke müssen bezahlt werden, die kalte Küche, die hin und wieder bestellt wird, ist gratis. Im Rauchsalon liegen auch Zeitungen, ebenso wie im Damensalon illustrierte Blätter auf. Scats, Skat, Whist u. s. w. werden im Rauchsalon eifrig gespielt. Finden sich leidenschaftliche Skatspieler zusammen, so gönnen sie sich kaum Zeit zum Essen; Kapitän, Arzt und Offiziere werden am ersten Reisetage von so und so viel kreuzunglücklichen Germanen überlaufen, die einen geeigneten „zweiten“ und „dritten Mann“ suchen und währenddessen auf alles an Bord räsonnieren. Sind sie aber in passender Partie untergebracht, dann entpuppen sie sich als die friedfertigsten aller Passagiere.

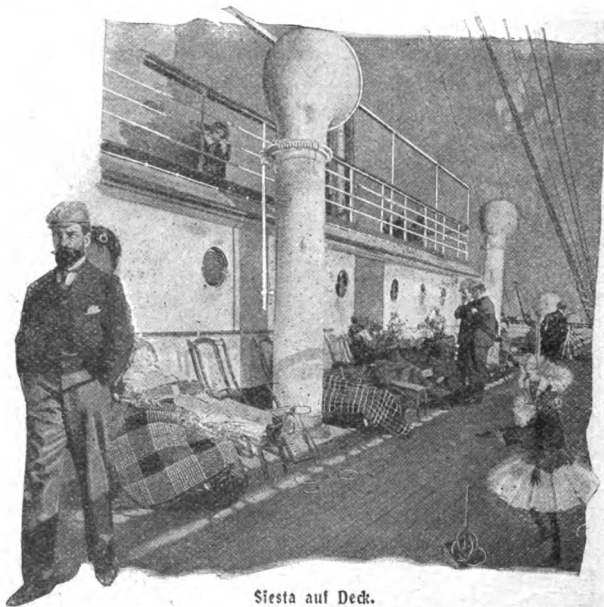
Ein Vergnügen, dem sich manche Passagiere nur gar zu gern hingeben, ist das Sitzen oder vielmehr Liegen an Deck in den Kajüt- oder Madeirastühlen. Diese Stühle, welche eine halb liegende Stellung gestatten, sind außerordentlich bequem, verführen aber die Insassen nur zu leicht zum Schlafen, selbst am Tage,



Im Rauchsalon.

und das kostet bei der geringen Bewegung gewöhnlich die Nachtruhe. In ganzen Reihen findet man an Deck eines Passagierdampfers die Fahrgäste, besonders in den Vormittagsstunden, herumsetzen. Die Gäste haben sich Bücher mit an Bord genommen und lesen eifrig in denselben, und sind die Bücher ausgelesen, so tauscht man mit den Nachbarn oder mit Leuten, deren Bekanntschaft man während der Fahrt gemacht hat, die Bücher aus. Die Passagierdampfer haben auch alle eine mehrsprachige, oft erneuerte Schiffs-

bibliothek an Bord. Die größten der deutschen Schnelldampfer führen seit kurzem fliegende Buchhändler an Bord mit. Die Unterhaltung zwischen den Nichtlesenden ist meist sehr lebhaft, und sind Amerikanerinnen und Engländerinnen dabei, so fehlt auch

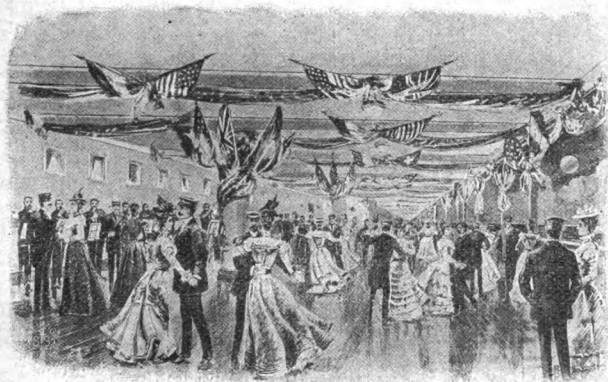


Siesta auf Deck.

der „Flirt“ nicht. Diese Damen besitzen besonderes Talent, sich den Hof machen zu lassen, ohne daß sie sich zu irgend etwas den Herren gegenüber, denen sie liebenswürdig entgegenkommen, verpflichten. Auch die Schiffsoffiziere und der Schiffsarzt, besonders der letztere, haben gesellschaftliche Verpflichtungen, und ist der Arzt ein guter Anekdotenerzähler, der über einen tüchtigen Vorrat von Wizen verschiedenen Genres ver-

fügt, so ist er eine sehr wertvolle Person an Bord, und es wird wenig kranke Personen geben, weil die Leute am besten und sichersten durch heitere Unterhaltung vom Grübeln abgehalten werden. Selbst die Pflicht, gewissen Damen, die dies gern haben, in allen Ehren den Hof zu machen, haben die Offiziere und der Arzt.

Auch der Zahlmeister, der in der zweiten Kajüte präsi-  
diert, muß alle seine gesellschaftlichen Talente spielen



Ball an Bord.

lassen. Er ist außerdem in der Lage, Herren und Damen aus beiden Kajüten kleine Gefälligkeiten zu erweisen, und sein Bureau ist ein Raum, in dem man sich ebenfalls wie in einem Klublokal aufhält, um dort eine Zigarre zu rauchen, ein kleines Erfrischungsgetränk zu nehmen und zu plaudern.

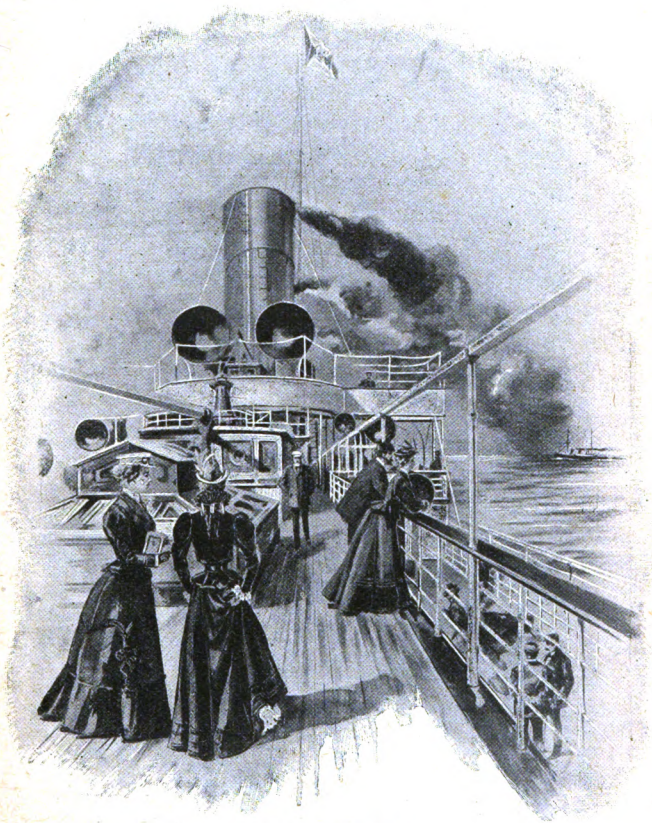
Die Musik spielt am frühen Morgen, mittags und abends zur Zeit des großen Diners. Sie spielt auch auf, wenn bei gutem Wetter abends ein kleiner Ball arrangiert wird. Erfährt man, daß irgend einer der Gäste oder eine Dame unter den Passagieren ihren

Geburtstag hat, so bringt natürlich dieser Person die Musikkapelle ein Ständchen. Es werden humoristische Gratulationscouren veranstaltet, und selbst der Schiffskapitän sorgt dafür, daß von seiten der Küche der betreffenden Person, die gefeiert wird, besondere Aufmerksamkeit erwiesen werden.

Alle diese Vergnügungen würden auf die Dauer aber doch nicht ausreichen, um die Zeit totzuschlagen. Gewöhnlich veranlaßt daher der Kapitän auf einer langen Fahrt, nachdem sich die Gäste einigermaßen kennen gelernt haben, was nach zwei bis drei Tagen der Fall ist, unter den Passagieren ein „Vergnügungskomitee“ zu wählen, welches den Auftrag hat, durch stets neu erfundene Unterhaltung das Leben an Bord so angenehm wie möglich zu machen. Sind die richtigen Leute vorhanden, und sind diese in das Komitee gewählt, in welchem natürlich fast immer der Arzt oder ein Offizier sich befindet, so kann die Fahrt eine außerordentlich genussreiche und vergnügliche werden. Den Höhepunkt der Geselligkeit pflegt dann der Ball an Bord zu sein, für den im Winter der große Speisesaal ausgeräumt, im Sommer durch Segel und Flaggen ein Stück vom Sonnendeck überdacht und abgegrenzt wird. Er wird, falls nicht Kaisers Geburtstag oder ein sonstiger nationaler Feiertag der an Bord vertretenen Nationen berücksichtigt wird, meist gegen Ende der Reise veranstaltet, wenn die Reisenden sich gut ineinander eingelebt haben.

An Bord befindet sich auch eine kleine Druckerei, welche täglich die Speisefarte für das zweite Frühstück und das Diner und das Musikprogramm druckt. Diese Druckerei kann dazu verwendet werden, um eine täglich erscheinende Schiffszeitung herauszugeben. Jedes Mitglied der Gesellschaft muß mitarbeiten und darf es nicht

übelnehmen, wenn es in der Zeitung ein wenig geneckt und angezapft wird. Ist die Zeitung geschickt redigiert,



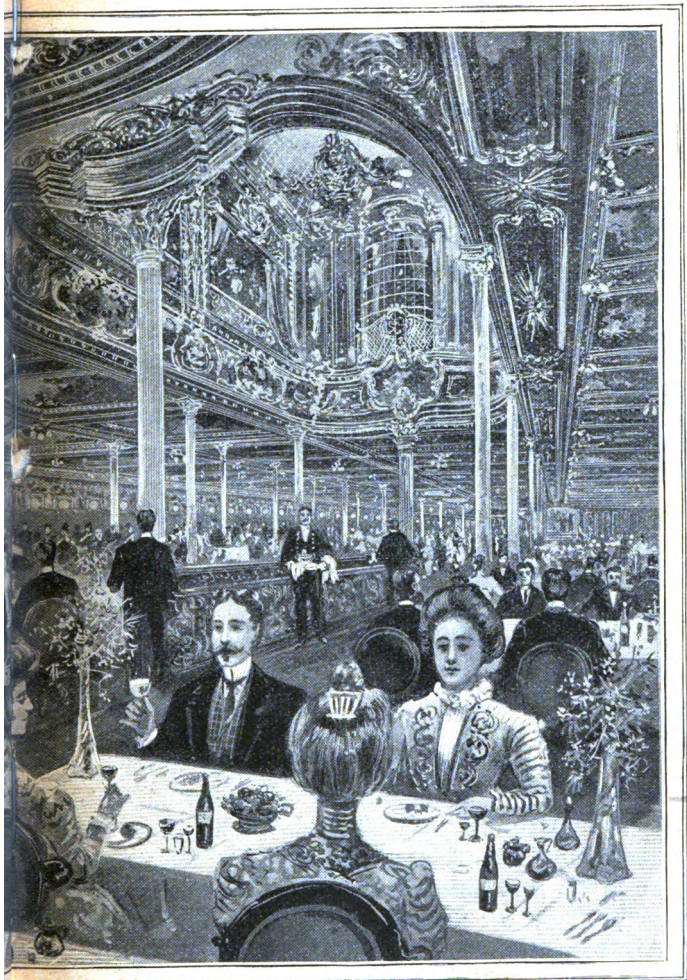
Auf dem oberen Deck.

verstehen es die Herren und Damen vom Festkomitee, die Passagiere zum Schreiben zu veranlassen, so entstehen höchst vergnügliche Produkte, welche von den





Im Speisesaal der



Der ersten Kabinette.



Teilnehmern der Fahrt gewöhnlich für immer aufbewahrt werden, weil sie sehr angenehme Erinnerungen wachrufen.

Um die Mittagszeit entwickelt sich ein vollständiger Börsenverkehr im Rauchsalon und draußen auf dem Promenadendeck. Es handelt sich um die Versteigerung oder Verlosung des „Etmals“. Unter dem „Etmal“ versteht man den Weg, den ein Schiff durchschnittlich in voller Fahrt in vierundzwanzig Stunden zurücklegt. Diese vierundzwanzig Stunden zählen von zwölf Uhr mittags bis wieder zwölf Uhr mittags. Um zwölf Uhr mittags beobachtet der Navigationsoffizier gewöhnlich zusammen mit dem Kapitän durch Sextanten den Stand der Sonne, vergleicht dann die sich daraus ergebende Zeit mit der der Schiffsuhren und berechnet dann in der nächsten halben Stunde auf das genaueste, wie viel Kilometer das Schiff gelaufen ist. Läuft das Schiff zum Beispiel per Stunde zwanzig Kilometer, so muß es in vierundzwanzig Stunden vierhundertundachtzig Kilometer laufen.

Das „Etmal“ ist aber fast niemals gleichmäßig. Die Maschinen laufen eben nicht immer gleichmäßig schnell. Der Wind und hoher Seegang bieten dem Schiff Hindernisse. Meeresströmungen versetzen das Schiff seitlich von seinem Kurse oder umgekehrt, guter Wind treibt das Schiff nach vorwärts; man kann vielleicht sogar Segel heissen und mit Dampf und Segel zugleich vorwärts kommen, oder eine günstige Meeresströmung, in die man hineingekommen ist, bringt das Schiff noch neben der Dampfkraft um ein ganz Beträchtliches vorwärts. Das „Etmal“ kann also um zwanzig bis dreißig Kilometer per Tag differieren. Immerhin wird diejenige Zahl, welche dem Durchschnitt entspricht, voraussichtlich erreicht werden.

Da die Wettlust bei den Engländern und Amerikanern, aber auch bei den Deutschen sehr groß ist, da nicht nur Herren sondern auch Damen wett- und spiel-lustig sind, versammelt sich schon am Nachmittag um drei Uhr eine Gesellschaft, von der jedes Mitglied drei bis fünf Schilling oder Mark einsetzt. Dafür darf jede Person ein Los ziehen, das eine Zahl enthält. Zieht jemand zum Beispiel, wenn das Normale des Schiffes 480 ist, die Zahl 482, so hat er eine ziemlich sichere Anwartschaft auf den Gewinn. Zieht er aber selbst 450, so kann er unter gewissen Umständen doch noch Aussicht auf Gewinn haben. Man begnügt sich aber nicht allein mit



Der Kapitän auf der Kommandobrücke.

der Verlosung, sondern es findet gewöhnlich auch eine Versteigerung der Lose statt. Jedermann kann sein Los ausbieten, und ist die darauf befindliche Zahl in der Nähe der Normalzahl, so wird ihm eventuell für sein Los eine ziemlich hohe Summe geboten. Er darf aber nur seine Auslagen für das Los behalten. Das, was über den Einsatz hinaus geboten wird, kommt in die Kasse.

Am nächsten Tage gegen zwölf Uhr mittags versammeln sich dann die Teilnehmer an diesem Spiel an

der Stelle, wo, allen sichtbar, auf einer Tafel die Zahl der Kilometer (respektive Seemeilen) ausgehängt wird, welche nach Berechnung des Navigationsoffiziers das Schiff in den letzten vierundzwanzig Stunden zurückgelegt hat. Der Losinhaber, dessen Loszahl mit

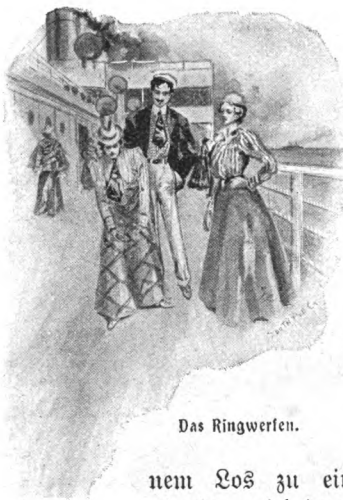
dem erreichten „Et-mal“ übereinstimmt, was allerdings selten

genug vorkommen wird, oder der, der dieser Zahl am nächsten kommt, erhält den gesamten Bestand der Kasse. Es erlebt da mancher, der eine günstige Losnummer für bares Geld erstanden hat, große Enttäuschungen. Aber auch mancher, der gar keine Aussicht mit sei-

nem Los zu einem Gewinn zu haben glaubte, wird durch ein günstiges Resultat manchmal überrascht.

Die See ist niemals so ruhig, daß das Schiff gar keine Bewegungen macht.

Selbst bei sogenannter spiegelglatter See giebt es leichte Schwanfungen, besonders von rechts nach links und umgekehrt. Sowie die See aber einigermaßen unruhig wird, merkt man es, wenigstens oben auf Deck, selbst bei den riesenhaften Schiffen der Neuzeit durch stärkere Bewegungen, und man muß erst auf dem Deck laufen lernen, um nicht plötzlich das Gleichgewicht zu verlieren.



Das Ringwerfen.

Es ist nachmittags gegen zwei Uhr, und die ganze Passagiergesellschaft ist auf dem Vorderdeck versammelt. Jetzt werden Spiele ins Werk gesetzt, die an Land vielleicht nicht besonders entzücken würden, die aber auf See eine Quelle unfägligen Vergnügens sind. Man muß nicht vergessen, daß während einer solchen wochenlangen Seereise die unscheinbarsten Dinge interessieren. Ein Schiff, das in so weiter Ferne vorüberfährt, daß man kaum mit dem Fernglase seine Masten und Segel unterscheiden kann, gewährt stundenlange Unterhaltung. Ein schwimmendes Stück Holz draußen in der See, ein paar fliegende Fische, das alles ist äußerst interessant; denn man hat eben nichts anderes.

Man vergnügt sich daher mit den einfachen Spielen auf Deck besonders am Nachmittag mit einer wahren Leidenschaft.

Eine Dame tritt vor, welche auf einem glatt polierten Präsentierteller ein gefülltes Glas Wasser trägt. Es ist nun ihre Aufgabe, mit diesem Glas Wasser, trotz der Schwankungen des Schiffes, über die ganze Länge des Decks zu gehen, ohne daß ein Tropfen aus dem Glase verschüttet wird. Das ist eine schwierige Aufgabe. Indes sind ja gerade die Frauen und Mädchen bei ihrer größeren Übung und Geschicklichkeit in solchen Dingen befähigt, diese Aufgabe auszuführen. Allerdings: eine tüdtsche Welle, ein einziges unvorhergesehenes Ueberholen oder Stampfen des Schiffes machen alle Mühewaltung zu Ende. Es ist nicht nur Wasser verschüttet, sondern das Glas stürzt vom Tablett herunter und zerschellt auf dem Deck.

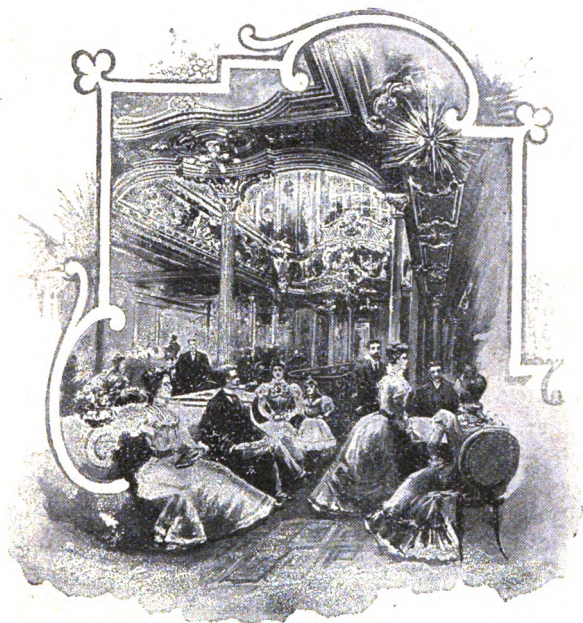
Auf die Dame folgt ein Herr, und so geht es abwechselungsweise weiter. Es entwickelt sich ein Eifer, den man gar nicht für möglich halten sollte. Selbst alte Herren und Damen begeistern sich derartig, daß

sie versuchen, das Experiment zu stande zu bringen, und oft zu unauslöschlichem Gelächter der Zuschauer Veranlassung geben.

Ist das Wasserspiel lange genug betrieben, dann beginnt das Spiel mit dem rohen Ei. Es wird ein Ei gebracht, und dieses auf einen Theelöffel gelegt, welcher dem Ei natürlich nur eine verhältnismäßig geringe Unterstützungsfläche bietet. Nun gilt es, mit dem Theelöffel in der Hand und dem darauf gelegten Ei denselben Weg auf dem Deck zu passieren, der vorher mit dem gefüllten Glas Wasser gemacht wurde. Dieses Experiment ist viel schwieriger, da das Ei gar zu leicht das Gleichgewicht verliert und herunterrutscht, um einen großen gelbweißen Fleck auf dem Deck zu erzeugen, der natürlich sofort aufgewischt wird. Gerade aber bei diesem Spiel kommt es öfter vor, daß Herren oder Damen bei ihren Bemühungen, das Ei auf dem Löffel zu erhalten, selbst derartig aus dem Gleichgewicht geraten, daß sie einen komischen, in manchen Fällen vielleicht sogar schmerzhaften Fall thun.

Sehr komisch und für Stunden Unterhaltung bietend ist das Einfädelspiel, welches immer von einem Paar ausgeführt wird. Die Dame bekommt einen Zwirnsfaden, den sie nach Belieben zurechtdrehen und zuspitzen darf; ihr Partner, der Herr, bekommt eine Nähnadel. Durch die ganze Länge des Vorderdecks getrennt wird das Paar aufgestellt. Auf ein gegebenes Signal eilen sie aufeinander zu und sollen sich ungefähr in der Mitte des Decks treffen. Hier müssen sie einander so geschickt entgegentreten, daß der Faden, den die Dame hält, mit der möglichsten Geschwindigkeit in das Dohr der Nadel, die der Herr in der Rechten hält, eingefädelt werden kann. Aber gerade der Eifer, das Experiment bald fertig zu bekommen, veranlaßt gewöhnlich beide Teile,

bei dem Einfädelgeschäft sich möglichst ungeschickt zu benehmen und aneinander mit Nadel und Zwirn vorbeizufahren. Nach der Uhr wird genau festgestellt, wie viel Sekunden es dauert, bis die Einfädelung vollendet



Im grossen Salon der ersten Kajüte.

war, und danach werden die Preise bestimmt, die für die Damen in Früchten und Süßigkeiten und für die Herren in Getränken bestehen. Es wird dieses Wett-einfädeln auch in Masse ausgeführt. Es treten dann eine ganze Anzahl von Herren und Damen in der Breite des Schiffes einander gegenüber und eilen auf ein Signal hin aufeinander zu. Das Paar, das zu-

erst mit dem Einfädeln fertig geworden ist, hat gewonnen.

Da, wo viele Engländer und Amerikaner verkehren, trifft man auch auf deutschen Schiffen Veranstaltungen für Sport im Freien. Gewöhnlich führt das Schiff, besonders in heißen Gegenden, auf dem Verdeck ein sogenanntes Sonnensegel mit sich, das heißt eine Bedachung aus Segelleinwand, unter welcher man auf dem Schiffe spazieren gehen kann. Ein Teil des Promenadendecks, das an den Aufbauten entlang führt, ist sogar nur nach der See hin offen. Dieser offene Teil nach der See wird mit engmaschigen, aus Bindfaden gestrickten Netzen, die sich sehr leicht an den Säulen und Trägern des Oberdeckes anbringen lassen, verschlossen, und man hat nun auf dem Schiff einen zwar etwas niedrigen und schmalen, aber doch sehr langgestreckten Raum erhalten, in dem man verschiedene Ballspiele betreiben kann, ohne daß der Ball ins Wasser fliegt. Mit einigen Abänderungen gegen das Spiel im Freien läßt sich hier Golf, Cricket, Tennis, ja, wenn es sein muß, auch Fußball spielen. Das Spiel ist durch die Bewegung des Schiffes und durch die Unsicherheit des Bodens, auf dem die Spielenden sich befinden, noch interessanter und schwieriger.

Auf diesem langgestreckten Deck aber veranstaltet man auch Wettlaufen für Herren und Damen. Nach dem eigentlichen Wettlaufen beginnt das Wettrennen mit Hindernissen. Die Herren springen auf einem Bein durch die Strecke, oder es werden zwei Herren, der eine mit dem rechten, der andere mit dem linken Bein, aneinander gebunden, und sie müssen so möglichst eilig laufend das Ziel zu erreichen suchen. Ein geschicktes Vergnügungskomitee weiß auch dieser Art des Spiels immer neue Seiten abzugewinnen, und es amüsieren sich nicht

nur die Teilnehmer am Spiel, sondern auch die Zuschauer, denen es allerdings in gewissen Augenblicken nicht darauf ankommen darf, auch einmal einen kräftigen Stoß oder Knuff zu erhalten.

Ein sehr beliebtes Spiel ist das „Shuffle-Board-



„Gute Nacht!“

spiel“. Auf dem Deck werden durch Kreidestriche Quadrate abgeteilt, die mit Nummern versehen werden. Bleiplatten werden mit Stöcken, ähnlich wie sie für das Golfspiel benutzt werden, auf dem Deck nach den Quadraten gestoßen, und wer die höchsten Zahlen erreicht, gewinnt. Es werden auch Ringe, die aus Bindfaden geflochten sind, mit der Hand nach diesen Quadraten geworfen, um bestimmte Nummern zu treffen.



Für das Hauptmahl am Abend wird nach englischer Sitte gewöhnlich Gesellschaftstoilette angelegt. Die Vergnügungen nehmen dann einen etwas feierlicheren und vornehmeren Charakter an. Die Unterhaltung bei Tisch ist außerordentlich lebhaft und, nachdem man mit dem Essen fertig ist, bleibt man noch in gemischten Gruppen, sich bald hier, bald dort hinsetzend, zusammen. Am feierlichsten pflegt das letzte Diner auf hoher See zu sein, das „Kapitänseffen“, das einen Gang mehr und womöglich noch ausgezeichnetere Delikatessen als sonst und einen Fackelzug der Stewards mit illuminiertem Eis bringt. Aus der Mitte der Passagiere pflegt dabei auf Kapitän, Offiziere und Mannschaft getoastet und ihnen der Dank der Reisegesellschaft ausgedrückt zu werden.

Aber auch auf Deck finden sich Gruppen zusammen, welche plaudern, lachen, sich möglichst angenehm unterhalten, und besonders von seiten der Herren wird dabei auch das Trinken nicht vergessen. Solcher Abend auf Deck ist besonders nach einem heißen Tage herrlich schön, und ist es eine klare Mondnacht, dann wird selbst der Griesgram vielleicht stundenlang auf Deck in halbliegender Stellung auf seinem Stuhl sitzen bleiben, um träumerisch in die Mondnacht hinauszusehen.

Um elf Uhr befiehlt fast ausnahmslos auf allen Schiffen die Schiffsordnung die Einstellung des Betriebes in den Salons. Die elektrischen Lichter werden gelöscht, und es bleibt nur die unumgänglich notwendige Beleuchtung auf den Treppen und in den Korridoren. Natürlich haben die Passagiere auch während der Nacht in ihren Kabinen elektrisches Licht, das sie nach Belieben aufdrehen können. Doch giebt es besondere Verordnungen gegen den Mißbrauch des Lichtes.

Die Frühaufsteher und diejenigen Personen, die sich

durch Spielen und Unterhaltung wirklich ermüdet haben, gehen um elf Uhr schlafen. Es giebt aber eine Menge Leute, besonders Herren, denen diese Stunde zu früh ist. Sie lassen sich daher dann von den Stewards Getränke und Zigarren auf Deck kommen, suchen sich hier einen stillen Winkel aus und sitzen, halblaut plaudernd und trinkend, bis in die frühe Morgenstunde zusammen. Sie gehen dann erst vielleicht gegen zwei oder drei Uhr morgens, wenn es Tag wird, zur Koje, und das sind natürlich die Langschläfer, welche vor elf Uhr morgens nicht aus der Koje herauszubringen sind.

Man sieht also, das Schiffsleben des Kajütpassagiers ist selbst bei einer lange andauernden Fahrt über See, bei der man nur Himmel und Wasser sieht, keineswegs langweilig. Im Gegenteil! Wenn einigermaßen passende Personen sich zusammenfinden, wenn es ein verständiges Vergnügungskomitee an Bord giebt, so vergeht die Zeit wie im Fluge, und wenn im Hafen die Schiffsgesellschaft sich zerstreut, so herrscht fast ausnahmslos bei allen Teilnehmern das Bedauern, eine so schöne und angenehme Zeit beendet zu sehen.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Das Briefchen der Künstlerin.** — Eine der anmutigsten und schönsten Zierden der Comédie Française, wie man vordem das Théâtre Français in Paris nannte, war im Jahre 1786 die Schauspielerin Luise Contat, damals sechsundzwanzig Jahre alt. Nicht nur durch hohe Darstellungskunst zeichnete sie sich vor ihren Kolleginnen aus, auch durch Geist, Witz und besonders durch die Art, wie sie kleine zierliche Briefchen zu schreiben verstand, so daß man sie allgemein „die Königin des Billets“ nannte.

Einst sollte vor dem Hofe von den Mitgliedern der Comédie Française ein Lustspiel von Nivelle de la Chaussée aufgeführt werden. Die Königin Marie Antoinette hatte der Direktion den Wunsch zu erkennen gegeben, es möge doch Fräulein Contat die Hauptrolle in diesem Stücke spielen, denn sie sei begierig, deren Talent in der betreffenden Rolle glänzen zu sehen. Darauf erhielt Ihre Majestät die Antwort, daß die bezeichnete Rolle freilich nicht zum eigentlichen Fache der Contat gehöre, von ihr auch noch niemals bisher gespielt worden sei, daß sie aber, um die Erfüllung des hohen Wunsches zu ermöglichen, sich sogleich bereit erklärt habe, die sehr umfangreiche Rolle in einer Nacht zu lernen und sie einzustudieren, so daß am folgenden Abende das Stück gespielt werden könne.

Die Vorstellung fand statt. Fräulein Contat bezauberte

durch ihr heiteres, reizvolles Spiel das ganze Publikum, besonders aber die Königin, welche sich veranlaßt fand, der Künstlerin in Anerkennung des von ihr gezeigten lobenswerten Eifers ein schönes Brillantarmband zu übersenden.

Luiſe Contat dankte dafür in einem höchſt zierlich verfaßten Briefchen, in welchem unter anderem die Phraſe vorkam: „Biſher wußte ich nicht genau, wo der Siz des Gedächtniſſes ſei, jezt aber weiß ich es, daß er ſich in einem dankbaren Herzen befindet.“

Das war gewiß recht hübsch, wenn auch nicht ganz zutreffend geſagt; allein bei derartigen Briefen kommt es natürlich auf ſolche kleine Verfehrtheiten nicht an. Marie Antoinette fand auch gar nichts daran auszuſehen, ſie bewunderte vielmehr den Stil und den Geiſt des Briefchens und zeigte daſſelbe ihren Hofdamen, welche Abſchriften davon nahmen, nach welchen wieder andere verfertigt wurden, ſo daß bald eine Menge davon in Paris und Verſailles in Umlauf kamen. Ein talentvoller Zeitungsſchreiber gelangte in den Beſitz einer ſolchen Kopie, und in einem längeren, des überſchwenglichſten Lobes vollen Artikel über die unvergleichliche Contat brachte er auch das vielbewunderte graziöſe Briefchen der Künstlerin an die Königin zum Abdruck, ſo daß es nunmehr in ganz Frankreich bekannt wurde.

Einige Jahre ſpäter brach die große Revolution aus. Zur Zeit der Schreckensherrschaft wurde auch Fräulein Contat wegen ihrer angeblichen royaliſtiſchen Gefinnung eingekerkert, zweifellos auf Grund einer böswilligen Denunziation. Sie erſchien nach ziemlich langer Haft als Angeklagte vor dem Revolutionstriunal. Es handelte ſich um ihren Kopf, denn man machte damals nicht viele Umſtände mit Mißliebigen und Verdächtigen. Ihre Schönheit und Anmut, ihre Berühmtheit als Schauſpielerin wie als Briefſchreiberin konnten ihr nicht helfen, aber glücklicherweiſe mußte ſie durch ihren Verſtand, Geiſt und Wiß ihren Kopf zu retten.

Sie wurde beſchuldigt, eine Royaliſtin, eine ergebene und begeisterte Anhängerin der Königin zu ſein, und als

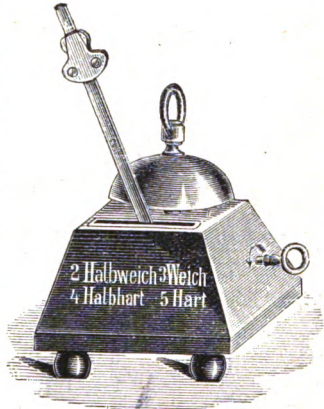
Beweis für diese Behauptung führte man auch jenes allbekannte Briefchen an, welches sie einst an Marie Antoinette geschrieben hatte.

Fräulein Contat meinte, daß jener Brief gar nichts beweise. Die damalige Königin, welche man jetzt die Frau Ludwig Capets nenne, habe ihr ein schönes Geschenk gemacht, und selbstverständlich habe sie als Empfängerin mit einigen artigen und zierlichen Phrasen dafür danken müssen. Dann sprach sie wörtlich: „Machen Sie gütigst die Probe, Bürger Präsident! Verlangen Sie gefälligst von mir, daß ich in einer Nacht eine lange Rolle in einem neuen Stücke lerne, um sie am folgenden Abend tabellos und zum Beifall Ihrerseits und des gesamten Publikums zu spielen. Gewiß würde ich mich eifrigst bemühen, der gestellten schwierigen Anforderung bestens zu genügen. Und wenn Sie mir dann für den gezeigten Fleiß und Eifer ebenfalls ein schönes Brillantarmband verehren, dann würde ich mit wahrem Vergnügen auch Ihnen ein ganz ähnlich lautendes Briefchen senden mit derselben Phrase, nämlich, daß der Sitz meines guten Gedächtnisses in meinem dankbaren Herzen sei.“

Der Präsident und der öffentliche Ankläger, sowie die übrigen Richter des fürchterlichen Tribunals sahen sich schmunzelnd an. Die Geistesgegenwart und die wichtige Rede der klugen und mutigen Künstlerin machten den besten Eindruck. Fräulein Contat wurde von der Anklage freigesprochen und aus der Kerkerhaft entlassen. Sie kehrte zur Bühne zurück und feierte neue Triumphe. Noch als Vierzigjährige muß sie sehr schön gewesen sein, denn als sie dies Alter erreicht hatte, verliebte sich ein junger Kavaliere in sie, der Baron Alfred v. Parny, ein Neffe des bekannten gleichnamigen Dichters, und wollte verzweifeln, wenn sie nicht seiner sich erbarme. Sie war dann auch wirklich so gutherzig, erbarmte sich seiner Liebesleidenschaft und heiratete ihn. Im Jahre 1825 feierte die „Königin des Billets“ unter allgemeiner Theilnahme des Publikums ihre silberne Hochzeit, bei welcher Gelegenheit sie zum letztenmal auf der Bühne auftrat

J. D. Hansen.

**Neue Erfindungen: I. Patentierte Kontroll-Eieruhr.** — Der abgebildete Apparat garantiert bei vorschriftsmäßiger Benutzung, daß wir die Eier stets in demjenigen Grade der Weichheit oder Härte, den wir wünschen und gewohnt sind, vorgefetzt bekommen. Diese patentierte Kontroll-Eieruhr trägt an der aufrechtstehenden Stange ein Gewicht, das je nach Bedarf nach oben oder unten geschoben werden kann. Die Stange zeigt eine Einteilung: zwei, drei, vier und fünf Minuten andeutend, und das Gewicht wird auf diejenige Zahl von Minuten gestellt, wie lange die Eier kochen sollen. Im Innern befindet sich ein genau gehendes Uhrwerk, das mittels eines an der rechten Seite des Kastens befindlichen Schlüssels aufgezogen wird. Dadurch bewegt sich die Stange gerade wie ein Uhrpendel von rechts nach links so lange, wie die Minutenzeit durch das Gewicht auf der Stange normiert ist. Sobald sie abgelaufen, klingelt die oben sichtbare Glocke laut und vernehmlich, um die Köchin, die sich in der Zwischenzeit beliebig anderweitig beschäftigen kann, aufmerksam zu machen, daß die Eier fertig gekocht sind.



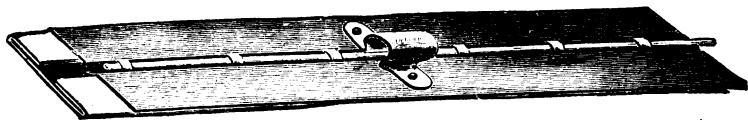
Patentierte Kontroll-Eieruhr.

**II. Ein praktisches Lineal.** — Wohl mancher wird es beim Abschluß von Büchern, Unter- oder Durchstreichungen in Briefen, Zeichnungen, Schriftstücken u. s. w. als argen Uebelstand empfunden haben, daß nicht nur durch Unachtsamkeit beim Anlegen des Lineals, ohne zuvoriges Löschen der Schrift, ganze Schriftstücke oder Bücher verdorben wurden, sondern daß es auch beim längeren Arbeiten ein:

öfteren Hin- und Hertransportierens von Lösch- und Lineal bedarf, um die Unterstreichungen ordnungsmäßig zu erledigen. Diesen Uebelständen abzuhelpen dürfte nun das neue Lineal mit auswechselbarem Löschboden berufen sein.

Dieses gefezlich geschüzte Lineal ist direkt auf noch nasser Schrift, zum Beispiel beim Bücherabschluß, in Briefen u. s. w., zu verwenden und daher den Bedürfnissen des Buchhalters und Korrespondenten bestens angepaßt.

Die Löschumlagen (Löschboden) sind nach Entfernen einer oberhalb des Lineals angebrachten Stahlnadel leicht



Lineal mit auswechselbarem Löschboden.

und bequem zu erneuern. Auch ist ein Kleffen bei Anwendung dieses Lineals selbst bei voller Feder absolut ausgeschlossen.

Ferner verhindert der Löschboden das Herabgleiten von der schrägen Pultplatte und das fatale Verfragen der Papierfläche.



Linealdurchschnitt.

Das elegant vernickelte Lineal bildet eine Zierde für jeden Salonschreibtisch. p. n.

**Ueber den Umgang mit Elefanten.** — So gutmütig und wohlbreffiert ein Elefant auch zu sein scheint, es ist ihm doch nie ganz zu trauen, denn schlechte Laune oder Zähjorn treiben ihn oft zu bösen Thaten. In einem Zirkus in New York befand sich der Elefant „Red“ seit einigen Wochen in ärztlicher Behandlung, denn er litt an einem bösen Halfe. Infolgedessen war er unruhig und verdrießlich. Er konnte nicht vor dem Publikum erscheinen, und sein Wärter, Mr. Arstingall, hatte große Mühe und Sorge um ihn. Seine Nahrung bestand aus Mehlsuppe, die der Wärter in seinen Rachen goß und mit der Hand durch den geschwollenen

Gals schob. Bei einer solchen Gelegenheit mußte er ihm einmal wehe gethan haben, denn plötzlich schlang „Ned“ seinen Rüssel um den Leib des Wärters und schleuderte ihn einige dreißig Fuß weit weg, ohne ihn jedoch merkwürdigerweise zu verletzen.

„Haben Sie „Ned“ gestraft, als er Sie weggeschleudert hatte?“ fragte ich Mr. Arstingall, als ich ihn einige Tage später im Zirkus besuchte.

„Nein, ich konnte es nicht augenblicklich thun, und jetzt ist es zu spät. Es nützt nichts, einen Elefanten zu züchtigen, es sei denn sofort, nachdem er ein Uebel angerichtet hat.“

„Sie kennen wohl die Elefanten genau?“

„Ich bin neunzehn Jahre mit Elefanten gereist und sollte wohl etwas von ihnen verstehen, denn ich habe gar viele gepflegt und dressiert. Bis jetzt bin ich noch nicht gefährlich verletzt worden, aber auch an mich wird die Reihe kommen, denn ich habe noch keinen Elefantenwärter gekannt, der nicht von den Tieren entweder getötet oder zum Krüppel gemacht wurde. Ich war in Forepaugh's Zirkus, als der böse „Romeo“ seinen Wärter zermalte. Der war ein alter und vorsichtiger Mann, eines Tages aber kam er „Romeo“, als er übler Laune war, zu nahe und sprach mit ihm. In demselben Moment schlug ihn die Bestie nieder, sprang auf ihn und bohrte seinen abgebrochenen Zahn in seinen Leib.“

„Was geschah denn damals mit „Romeo“?“

„Wir warfen ihn mit Hilfe von Ketten, Lauen und Stemmeisen zu Boden, und dann wurde er von zwölf Männern mit Peitschen und Stöcken so lange geprügelt, bis er um Pardon flehte, und dann ließen wir ihn aufstehen.“

„Was verstehen Sie unter „um Pardon flehen“?“

„Wenn ein Elefant schreit und regungslos liegen bleibt, so ist das ein Zeichen, daß er sich für besiegt hält und allen Widerstand aufgibt.“

„Wie alt werden Elefanten gewöhnlich?“

„In der Gefangenschaft erreichen sie selten ein höheres Alter als 75 bis 80 Jahre, in der Wildnis aber werden



sie bis zu 200 Jahre alt. Sie haben gewöhnlich guten Appetit. Jeder von ihnen bekommt täglich 135 Pfund Heu, 2 Buschel Hafer und 75 bis 90 Gallonen Wasser. Jeden Sonntag werden sie mit Karbolseife vom Kopf bis zu Fuß gewaschen. Elefanten sind große Freunde von Wasser, und wie Kinder wissen sie nie, wenn sie genug haben."

"Ist es schwer, ihnen Kunststücke beizubringen?"

"Große Geduld ist erforderlich, namentlich ist es schwer, ihnen beizubringen, Plattformen und Treppen zu ersteigen; nachdem sie es aber einmal erlernt haben, können sie steilere Anhöhen erklimmen als Pferde oder Maultiere. Eine Genugthuung hat man, nämlich, daß der Elefant nie das Gelernte vergißt."

"Bewegen Sie die Elefanten, ihre Kunststücke auszuführen, durch Belohnungen?"

"Niemals; würden wir ihnen zu viele Güte zeigen, so wäre des Wärters Leben nicht eine Minute sicher. Sie sind nur durch Furcht zu regieren. Sie dürfen nie vergessen, daß sie einen Herrn haben."

"Fürchten Sie nicht, von ihnen angegriffen zu werden, wenn Sie vor dem Publikum erscheinen?"

"Nein, doch darf ich sie nicht einen Augenblick aus den Augen lassen. Je gütiger ein Wärter gegen Pferde und Hunde ist, desto anhänglicher werden sie; nicht so mit Elefanten. Sie fühlen nie Zuneigung zu Menschen, und wenn sie böser Laune sind, so sind ihre Wärter die ersten, die sie angreifen."

"Die Elefanten müssen wohl stets unter Aufsicht sein?"

"Natürlich, ich verlasse sie weder am Tage noch bei der Nacht länger als auf eine Stunde. Ich habe hier ein Zimmer im Gebäude, und sobald wir reisen, schlafe ich in demselben Zelte wie die Elefanten. Ein Bett wird mir ganz nahe bei ihnen aufgeschlagen, und Sie haben keinen Begriff, was für merkwürdige Gesellen es sind. Sie schlafen nie, ehe sie nicht gesehen haben, daß ich zu Bette gehe. Manchmal lese ich, nachdem unsere Vorstellung vorüber,

noch eine Stunde, und dann stehen sie alle um mich herum und warten, bis ich ausgelesen habe."

"Sind Ihre Elefanten Temperenzler? Trinken sie nichts als Wasser?"

"Beileibe nicht! Die würden einen reichen Mann in einer Woche arm trinken, wollte man ihnen so viel Branntwein geben, als sie trinken wollen. Jamaikarum ziehen sie allen anderen Getränken vor, können sie aber den nicht bekommen, so nehmen sie auch mit Kornschnaps vorlieb. Wenn sie sich erkältet oder den Schnupfen haben, so gebe ich ihnen täglich zweimal Spirituosen zu trinken, und zwar jedesmal drei Gallonen, Rum oder Whisky, was zu haben ist. Sie trinken das bis zum letzten Tropfen aus und verweigern niemals eine Dosis. Ich kann nicht sagen, welche Quantität sie betrunken machen würde, aber so viel weiß ich, daß ein Eimer des stärksten Alkohols nicht den geringsten Effekt auf sie hatte."

G. Z.

**Eine interessante Vorstellung.** — Die Leichtgläubigkeit war von jeher ein Charakterzug des englischen Volkes, wofür folgende Begebenheit ein erheiternder Beleg ist. Am 16. Januar 1849 hieß es in einer Londoner Zeitung: „Auf dem Theater von Haymarket wird diesen Abend jemand auftreten und folgende übernatürliche Stücke aufführen: Er wird sich erstlich von einem der Zuschauer einen Spazierstock ausbitten und darauf alle möglichen Instrumente spielen. Sodann wird eine gewöhnliche Flasche erscheinen, welche jeder Zuschauer zuvor untersuchen kann. Diese stellt er auf einen Tisch mitten auf der Bühne, kriecht in sie hinein und singt darin. Wenn er in dieser Flasche steckt, wird sie unter den Zuschauern herumgereicht, so daß jeder mann wieder selbst untersuchen kann. Wem es Spaß macht, der kann in den Logen oder auf der Bühne maskiert erscheinen, und der Zauberer wird ihn doch erkennen.“ In einer Nachschrift stand: „Besagte übernatürliche Stücke sind bereits vor den meisten gekrönten Häuptern Europas, Asiens und Afrikas aufgeführt worden.“

Am Abend war das Theater zum Erdrücken angefüllt.

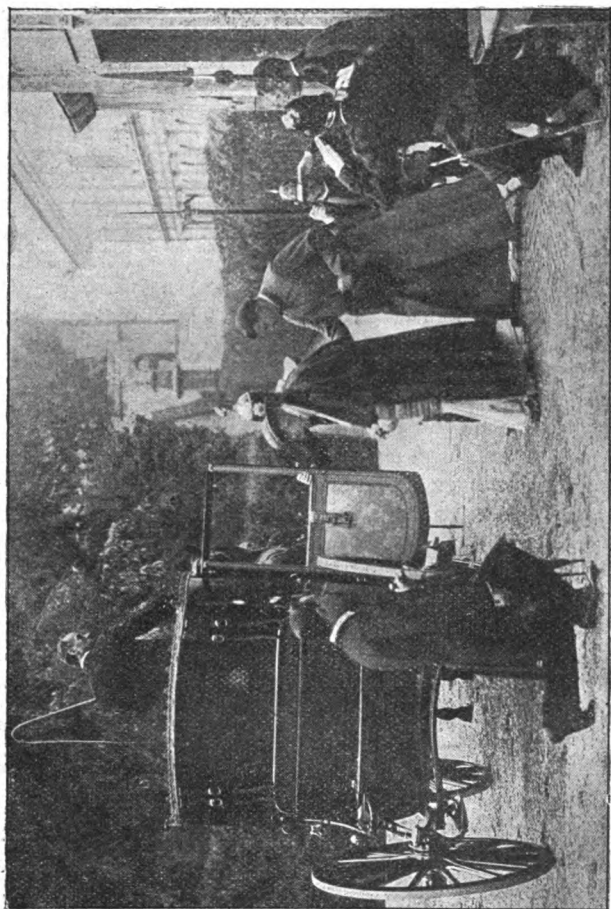
Auf der Bühne stand ein mit einer grünen Decke bedeckter Tisch und auf diesem die geheimnißvolle Flasche. Eine volle Stunde verging, der Zauberer erschien nicht. Endlich ward nach damaliger englischer Sitte die Ungeduld durch Miauen und Grunzen zu erkennen gegeben. Da ertönte eine Stimme, daß der Zauberer sich erbiere, in eine halbe Flasche zu kriechen, wenn das Eintrittsgeld verdoppelt werde.

Jetzt erst merkte das Publikum, daß es zum Narren gehalten werde, und wiederum in echt englischer Weise wurde nun das ganze Lokal verwüstet. Diese Begebenheit ist die in Karikaturen und Spottliedern so reich ausgebeutete „Geschichte von der Bouteille“.

G. T.

**Eine Ausfahrt des Papstes.** — Ein seltenes Fest begeht die katholische Christenheit: das Jubiläumsjahr der Thronbesteigung Leos XIII. Da die Papstwahl nur auf schon bejahrte Männer fallen kann, weist die Geschichte der Päpste nur sehr wenige solcher Jubiläen auf. Das hohe Alter, dessen sich Papst Leo erfreut, hat er nicht in letzter Linie seiner überaus mäßigen Lebensweise zu danken. Joachim Pecci — dies ist der eigentliche Familienname des Papstes — ist am 2. März 1810 geboren; vor zwei Jahren hat die katholische Christenheit bereits seinen neunzigsten Geburtstag feierlich begangen. Dabei ist der Papst durchaus nicht von robuster Konstitution, und die Arbeitslast, die er täglich, wenn er gesund ist, bewältigt, nimmt ihn vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in Anspruch. Von der Einteilung seiner Lebensweise haben wir bereits eine eingehende Schilderung gebracht im 12. Bande des Jahrgangs 1896. Es ist dort auch gezeigt worden, welche Beengtheit dem Leben des Papstes dadurch erwächst, daß er, wie sein Vorgänger seit der Besitzergreifung Roms durch Viktor Emanuel, die Grenzen des Vatikans niemals verläßt. Die Haupteinholung, die der unermüdlich seinem hohen Amt ergebene Kirchenfürst sich gönnt, ist sein Aufenthalt in freier Luft. Die umfangreichen, schöngepflegten vatikanischen Gärten stehen ihm dafür zur Verfügung. Im Hauptgarten entfaltet sich die Vegetation des Südens in

aller Pracht; hier ist auch ein Pavillon, sowie eine herrliche Aussichtsterrasse mit schattigen Plätzen, von denen der Blick



Papst Leo XIII. besteigt den Wagen zur täglichen Ausfahrt.

über die ewige Stadt bis zu den blauen Sabinerbergen hinschweift. Täglich hält sich der Papst in den Gärten auf;

mindestens zwei Stunden lang in der Zeit nach dem Mittagessen. In der heißen Sommerzeit verbringt er aber den größten Teil des Tages im Park und erledigt auf der Terrasse oder im Pavillon alle Geschäfte und Audienzen. Bei trübem Wetter muß er sich an einer Ausfahrt begnügen lassen, wofür der Park breite Fahrwege bietet. Ueberhaupt geht der greise Kirchenfürst nur noch wenig. Eine Sänfte, die er innerhalb des Vatikans besteigt, bringt ihn von seinen Gemächern über die Treppen hinunter. Der dienstthuende Kammerherr geleitet ihn.

Für gewöhnlich trägt Leo XIII. ein schlichtes weißes Priestergewand, das im Sommer aus Seidenmoiré und im Winter aus feinem Tuch besteht. Vor dem Ausgang giebt ihm bei kühler Witterung der Kammerherr einen langen, mit Goldborten besetzten Purpurmantel um die Schultern. Bei warmem Wetter genügt der kurze rotsammetene Umhang mit weißem Pelzbesatz, die „Mozetta“. Der Kammerherr begleitet den Papst auch zum Wagen und auf der Fahrt.

Die Thür, vor welcher der Wagen hält, führt in das Wachtzimmer der Schweizergarde. Die vor der Thür postierten Soldaten derselben, mit ihrer mittelalterlichen Landsknechtsstracht und den modernen Helmen, lassen sich, wenn der Papst vorbeigeht, um in den Wagen zu steigen, auf das rechte Knie nieder, während sie mit den geradeauf gerichteten Hellebarden salutieren. J. P.

**Kleine Ursachen.** — Ebenso wie ein fallendes Steinchen, ein Regentropfen oder ein Klümpchen rutschenden Schnees den Anfang einer Lawine abgiebt, die in ihrem Sturze Weiden und Wälder, Häuser und ganze Ortschaften zerstört, ebenso wurden häufig die geringfügigsten Kleinigkeiten die Ursachen, die zur Vernichtung blühender Existenzen und großer Vermögen führten.

Eine Briefmarke oder vielmehr deren Fehlen war die Ursache des Ruins des amerikanischen Millionärs Hobart vor wenigen Jahren. Hobart, der „Eisenkönig“, wie er auch genannt wurde, spekulierte in allen möglichen Produkten, besonders aber in Eisen. Seine Agenten, die er in allen

Weltteilen unterhielt, telegraphierten, kabletten und schrieben ihm jede Preisveränderung am Markte, und danach richtete er seine Käufe und Verkäufe ein. Im Jahre 1892 herrschte in England eine große Krisis im Eisenmarkte. Der Hauptgeschäftsteilhaber Hobarts befand sich zu der Zeit in Sheffield und schrieb seinem Compagnon, daß er sofort alles, was an Eisen vorhanden sei, verkaufen, unter keinen Umständen aber kaufen möge. Hobart war sehr nervös, und da er gerade in dieser Zeit eine Menge ungenügend frankierter Briefe bekommen hatte, die größtenteils wertlos waren, ärgerte ihn das Strafporto, das er bezahlen mußte, doppelt, und er gab strengsten Befehl, alle ungenügend frankierten Briefe zurückzuweisen und einfach an die Absender zurückgehen zu lassen. Der Brief des Compagnons Hobarts, in dem er die augenblickliche Markt- und Geschäftslage ausführlich dargelegt hatte, hatte Uebergewicht und wurde also mit anderen gleichartigen kurzerhand zurückgewiesen. Hobart blieb infolgedessen in Unkenntnis der genauen Marktlage. Er kaufte ungeheure Mengen Eisen auf, alles, was ihm angeboten wurde, nahm er und strengte seinen fast ungemessenen Kredit bis aufs äußerste an. Zwei Tage später erfolgte ein jäher Preissturz in Eisen, und Hobart war vollständig ruiniert.

Ein umgestoßenes Tintenfaß war die Ursache des Bankrotts der großen Ingenieurfirma Cobbett & Comp. in London. Der Bau der Raurabrücke in Rußland sollte vergeben werden, und in dem heftigen Konkurrenzkampf, der sich hauptsächlich zwischen einer amerikanischen Firma und Cobbett & Comp. entspann, erhielt letztere schließlich von der russischen Regierung den Auftrag. Sechs Monate brauchte die Firma allein, um die notwendigen Zurüstungen zu dem Brückenbau vorzubereiten. Material wurde in ungeheuren Massen angekauft, Leute engagiert, Maschinen gebaut u. s. w. Die russische Regierung hatte nun sowohl für den Beginn des Baues, als auch für die Beendigung desselben feste Termine angesetzt, und Jakob Cobbett, der Hauptinhaber der Firma arbeitete fast ununterbrochen, um alle seine Pläne, Zeich-

nungen und Berechnungen bis auf die kleinsten Einzelheiten fertig zu stellen. Als endlich alles in Ordnung war, schickte er sich eines Abends an, mit seinem Teilhaber das Ganze noch einmal zu prüfen. Die wichtigsten Zeichnungen und Pläne waren zur leichteren Uebersicht auf einer großen Tafel ausgebreitet, als Cobbett unversehens ein großes Tintenfaß umstieß und die schwarze Flut sich gerade über die allerwichtigsten Papiere ergoß und diese vollständig unbrauchbar machte.

In der kurzen Zeit, die noch bis zum ersten Termin blieb, die Pläne zu erneuern, war unmöglich, ebenso unmöglich war es, den Bau zu beginnen ohne die Pläne. Man bat deshalb die russische Regierung um Aufschub, wurde aber kurzerhand abgewiesen, und der Kontrakt für erloschen erklärt. Da zu gleicher Zeit die amerikanische Konkurrenzfirma, die von dem Unglück Cobbetts gehört hatte, ihre fertigen Pläne und Berechnungen vorlegte und sich dazu noch verbindlich machte, an demselben Termin, den man Cobbett gesetzt hatte, mit dem Bau zu beginnen, so wurde der Kontrakt dieser Firma übergeben. Die eingegangenen großen Verpflichtungen trieben die angesehene Firma zum Bankerott.

Ähnlich, aber in noch merkwürdigerer Weise, wurde der Ruin des Eisenbahnbauunternehmers Purbeck Jones herbeigeführt. Dieser hatte sich kontraktlich verpflichtet, die Maiwarbahn in Zentralindien zu bauen. Zur Sicherheit mußte er bei dem Eisenbahnsyndikat in Kalkutta pünktlich am 9. Mai 1891 eine Kaution von über zwei Millionen Pfund Sterling in Wertpapieren hinterlegen. Selbst einem Millionär wie Purbeck Jones fiel es schwer, eine solche Summe schnell zu beschaffen, aber durch Inanspruchnahme seines ganzen Kredits gelang es ihm schließlich, die Summe zusammenzubekommen. Anstatt das Geld nun bei einer Bank zu hinterlegen, schloß er es im Tresor seines Büreaus ein, um es am Abgangstage der ostindischen Post unter Begleitung einer besonderen Eskorte abzusenden. Er selbst begab sich zu seiner Familie, die sich in einer Villa in der

Nähe von Carlisle am Meeresstrande befand. Als er an dem Abgangstage der indischen Post wieder in London in seinem Bureau ankam und das Geld abschicken wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er die Tresorschlüssel in seiner Villa vergessen hatte. Er schickte zum Fabrikanten des Tresors und ließ Schlosser kommen, die den Schrank öffnen sollten. Den Kunstschlossern selbst bot er fünfhundert Pfund, wenn es ihnen gelänge, den Schrank rechtzeitig zu öffnen. Jedoch vergebens, die Arbeiter brachten den Schrank nicht auf, und Purbeck Jones war ruiniert, denn das Syndikat weigerte sich, den Termin zu verlängern. Die Kosten, die das Unternehmen schon verursacht hatte, führten den Bankerott des Millionärs herbei. Er wurde wahnsinnig und starb erst vor einigen Monaten in einem Irrenhause.

Den Ruf des pünktlichsten Geschäftsmannes in ganz London besaß Geoffrey Past, einer der reichsten Börsenmänner. Er ging täglich Sommer wie Winter zu Fuß von seiner Wohnung in einer Villenvorstadt Londons nach der City, dem Geschäftszentrum der Stadt, und kam stets pünktlich zur selben Minute in seinem Bureau an. Eines Tages zerriß er an einem vorstehenden Nagel eines Bretterzaunes seine Hose, und dieser Riß war die Ursache seines Bankrotts und seines Todes. Anstatt nach Hause zurückzukehren und sich umzukleiden, begab er sich zu einem in der Nähe wohnenden Schneider und ließ sich den Riß zustopfen. Der Schneider arbeitete sorgfältig, und der Geschäftsmann kam an diesem Tage um eine volle Stunde zu spät in sein Bureau. An diesem Morgen fand der große australische Krach statt, der vierzehn große Geschäftshäuser in ebensovielen Minuten ruinierte. Auch Past wurde mitgerissen. Er hatte seine Börsengeschäfte stets ganz allein abgewickelt, nur die Nebenarbeiten wurden durch Schreiber erledigt. Wäre er an diesem Morgen zur rechten Zeit in sein Bureau gekommen, so hätte er Maßnahmen treffen und sich womöglich noch glücklich vor dem Sturze bewahren können; aber durch den Verlust der Stunde bei dem Schneider war



alles verloren. Als er in seinem Bureau ankam, war er ein Bettler. W. Stellas.

**Zwei merkwürdige Wiederbelebungen.** — Die Herzogin von Choiseul erkrankte und verfiel schließlich in einen Starrkrampf, so daß die Aerzte, nachdem sie genau untersucht und gefunden hatten, daß weder Puls noch Atem mehr an ihr bemerkbar sei, sie für tot erklärten. Sie war in Gefahr, lebendig begraben zu werden, und hörte alles, was man um sie herum sagte, ohne das geringste Zeichen von Leben von sich geben zu können. Der Kummer ihres Gatten war groß. Er hatte seine Gemahlin aufrichtig geliebt und nie daran gedacht, sie zu verlieren. Als man im Begriff war, die vermeintlich Tote wegzubringen, da stürzte der Herzog aus seinem Zimmer und rief, er wolle seine Frau noch ein letztes Mal sehen. Er dringt in ihr Gemach, wirft sich über sie her und ruft in tiefstem Schmerze aus: „O meine Frau, meine teure Frau!“ Madame de Choiseul hat später selbst erzählt, sein schreckliches Stöhnen sei es einzig und allein gewesen, was sie ins Leben zurückgerufen habe. „Nur die Stimme des Mannes, den ich anbede, konnte mir wieder zu meinen Sinnen verhelfen!“ Das sind die eigenen Worte der Herzogin. Sie fand Kraft genug, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen und auszurufen: „Ach, mein geliebter Gatte!“ Die Freunde eilten herbei, man rief die Aerzte; es besserte sich von Tag zu Tag mit ihr, und bald war sie gänzlich wiederhergestellt. Man mußte sie selber diese Scene mit der ganzen Empfindung, die sie immer für den Herzog von Choiseul beseelte, erzählen hören, um die volle Wirkung davon begreifen zu können.

Eine junge Dame in England befand sich einmal in der nämlichen Lage; es war die Lady Besborough, Schwester der Herzogin von Devonshire. Im Winter 1790 wurde sie krank und verfiel ebenfalls in Starrkrampf; ihre Aerzte, Perys und Barrin, hielten sie für tot. Sie stellten alle in solchem Falle gewöhnlichen Versuche mit ihr an; da sie aber sahen, daß alles unnütz wäre, entschieden sie, sie lebe nicht mehr. Der Doktor Perys war nun ein Mann, der gern zu

moralisiren pflegte, er konnte sich nicht enthalten, neben der vermeintlichen Leiche seinem Herzen Luft zu machen.

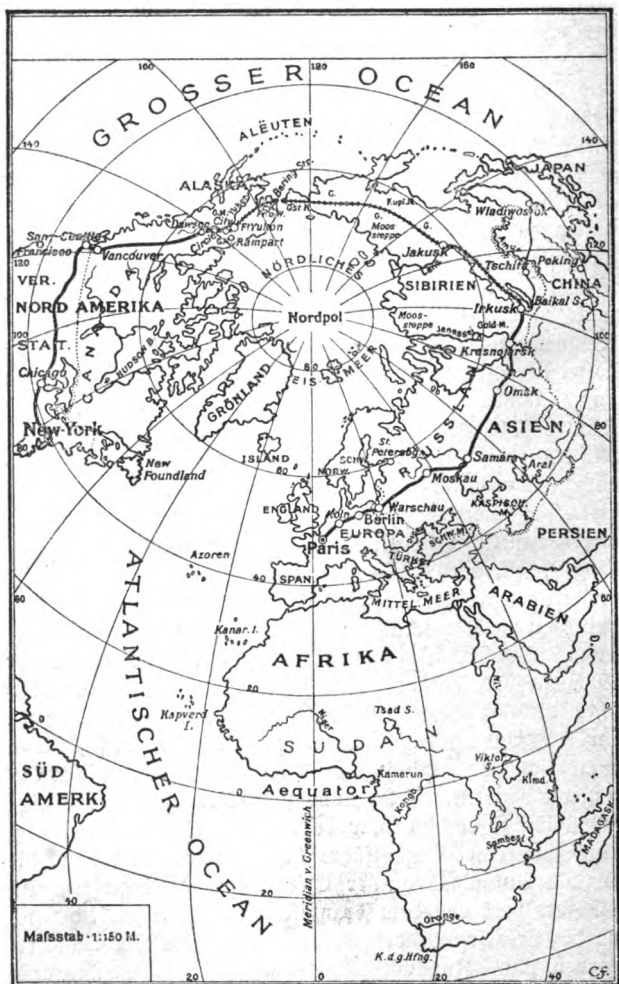
„So geht es denn,“ sprach er, „mit aller irdischen Hoheit und Größe! Eine so junge Person, so in der Blüte ihres Lebens hinweggerissen! So schön, so von aller Welt geliebt! . . .“

Hier wurde er durch seinen Kollegen Barrin unterbrochen, der zu ihm sagte: „Mußt du hier wieder Predigten halten? Tot ist sie, und tot bleibt sie! Mach, daß wir zu unserem Frühstück kommen!“

Lady Besborough hörte alles, was man um sie her sagte, und der Kontrast der Reden dieser beiden Aerzte frappierte sie durch seine Lächerlichkeit so stark, daß, ungeachtet der Gefahr, in der sie sich befand, sie innerlich eine Lust zu lachen verspürte, wozu sie es aber doch nicht bringen konnte. Diese Lachlust aber, die nicht nachließ, führte die Krisis herbei, die sie rettete. Lady Besborough lebte danach noch recht lange und erzählte oft mit vielem Vergnügen die ergötzliche Scene der beiden Söhne des Aeskulap bei ihrer vermeintlichen Leiche.

G. I.

**Eine Eisenbahn von Paris nach New York?** — Die großartigen Leistungen, welche der Eisenbahnbau in unserer Zeit zu verzeichnen hat, ermutigen zu immer kühneren Projekten. Der Technik, die ihre Tunnel durch das Massiv der Alpen gehohlet hat und hinauf in das ewige Eis der Gletscher, die ihre Schienenstränge durch die endlosen Steppen Amerikas und Sibiriens legte, scheint nachgerade fast nichts unmöglich. So wird jetzt ein Plan erörtert, der nichts Geringeres bezweckt, als Rußland und Nordamerika durch eine Eisenbahn zu verbinden, wobei der Meeresarm der Behringstraße von einer Dampffähre befahren werden müßte, die für die Aufnahme ganzer Eisenbahnzüge eingerichtet ist. Die Idee geht von dem Franzosen L. de Nobel aus, der sich um die Erforschung des Goldlandes Alaska Verdienste erworben hat. Zunächst hatte sein Plan die Erschließung dieses nördlichsten Theils von Nordamerika durch eine Eisenbahn zum Zweck. Das Riesenunternehmen der Sibirischen



Der Plan einer Eisenbahn durch Sibirien und Alaska.

Eisenbahn, die Rußland mit Ostasien verbindet, ermutigte den verwegenen Forschungsreisenden, eine Fortsetzung der Alaskabahn durch Ostsibirien ins Auge zu fassen. Viel spricht dafür, daß dies noch wenig erforschte große Gebiet ebenso reich an Edelmetallen ist wie Alaska. Wird die Bahn von Fort Yukon in Alaska bis Irkutsk am Baikalsee geführt, so findet sie Anschluß an die Sibirische Eisenbahn, und damit wäre eine Verbindung geschaffen, die in der That einen Schienenweg von Paris bis New York bilden würde. Es wäre aber, wie unsere Karte veranschaulicht, eine ganz unverhältnismäßig lange Fahrt, die der Reisende zurückzulegen hätte, den es im Falle der Verwirklichung des Plans gelüstet, eine Durchfahrtskarte „Paris-New York“ zu lösen. Der Seeweg von der Küste Frankreichs nach New York ist entschieden näher! Der Schwerpunkt des Unternehmens, dem ganz abgesehen von den Kosten außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstehen — man bedenke die Unwirtlichkeit jener nördlichen Regionen — würde in der Aufgabe liegen, die ungeheuren Erzlager von Nordsibirien und Alaska der Bebauung zugänglicher zu machen.

**Hundert Jahre und einen Tag.** — Vor der Revolution von 1789 war in Frankreich die Strafformel für schwere Verbrecher nicht wie in späteren Zeiten eine Verurteilung zu „lebenslänglicher Galeerenstrafe“, sondern zur „Galeerenarbeit auf hundert Jahre und einen Tag“.

Im November 1876 verließ Toulon ein Mann, der diese hundert Jahre und einen Tag wirklich im dortigen Bagno verbracht hat.

Jean Baptiste Mouron war im Jahre 1776 als sechzehnjähriger Bursche wegen wiederholter Brandstiftung nach jener Formel zu den Galeeren verurteilt worden. Sein Verhalten in dieser Strafanstalt war gut, deshalb wurde ihm mehreremal die Begnadigung angeboten, die er aber stets ablehnte. Es war eine Art von fixer Idee bei ihm geworden, die Strafe, zu der er verurteilt war, vollständig abzubüßen. Und wunderbar genug — sein Ziel hat er erreicht.

Als nach dem deutsch-französischen Kriege in Frankreich die Galeerenstrafe und die dazu bestimmten Anstalten aufgehoben wurden, flehte er so dringend, bis zum Ende seiner Buße bleiben zu dürfen, daß man ihm den Wunsch insofern gewährte, als man ihn im Arsenal wohnen ließ und ihm eine Beschäftigung anwies. Der Verkauf der während seiner Strafzeit von ihm gefertigten Handarbeiten brachte ihm eine nicht unbedeutende Summe ein, die ihm bei seiner Entlassung ausbezahlt wurde.

Mouron war ein großer, magerer Mann mit dickem, kurzgeschorenem, weißem Haupt- und Barthaar, der bei seiner Entlassung noch kräftig einherschritt. Die Reise nach seiner Heimat, einem kleinen Orte der Normandie, machte er zu Fuß, wahrscheinlich zum Zweck einer glücklichen Spekulation, denn die Gaben, die er überall empfing, waren so reichlich, daß er den Rest seines Lebens in Behaglichkeit verbringen konnte. In Macon allein erhielt er über sechshundert Franken. In dieser Stadt blieb er fünf Tage; der Gastwirt Lemanon gab ihm während dieser Zeit freies Logis mit Kost, und er hat dabei selbst ein gutes Geschäft gemacht, denn sein Gasthaus war vom Morgen bis zum Abend voll Neugieriger. Mouron schien die ungeheuren Veränderungen, die seit hundert Jahren vorgegangen, kaum zu bemerken; er lebte noch bis zum Jahre 1878, wo er im Alter von einhundertachtzehn Jahren starb.

G. Z.

**Was London in einem Jahre verliert.** — In den Droschken, den Omnibuswagen, den Straßenbahnen, den Stadtbahnwagen, kurz in allen Fuhrwerken, die in London im Dienste des Verkehrs stehen, werden durchschnittlich 39,551 Gegenstände im Jahre liegen gelassen. Darunter befinden sich nicht weniger als 17,497 Regenschirme. Die Zahl der verlorenen Portemonnaies beträgt 8214. Die größte Summe, die in London in einem verlorenen Portemonnaie gefunden wurde, war 5000 Mark in Banknoten und Goldstücken; ein Omnibuschaffner fand das Geld in seinem Wagen und durfte es, da der Verlierer sich nicht meldete, behalten. Die Londoner verlieren ferner in öffentlichen

Fuhrwerken jährlich 876 Spazierstöcke, 210 Uhren, 763 Brillen und Operngläser, 2809 Handkoffer. Was die Toilettengegenstände betrifft, so beträgt ihre Zahl 1647 für die zur männlichen Ausrüstung gehörigen Kleidungsstücke und 1793 für weibliche. Es handelt sich vor allem um Hüte, Halstücher, Ueberzieher, um Herren- und Damenhandschuhe, Boas und Taschentücher. Unter den Londoner Omnibus- und Droschkentutschern findet sich übrigens selten ein Unehrlicher; sie wahren in diesem Punkte eifrig den tadellosen Ruf ihres Standes. G. R.

Eine seltsame Zahl ist 142,857. Denn mit den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 multipliziert, ist das Resultat jedesmal dieselbe Zahl, nur mit dem Unterschiede, daß die Zahlen in anderer Reihenfolge stehen. Wird sie dagegen mit 7 multipliziert, so erhält man als Summe lauter Neunen:

$$142,857 \cdot 1 = 142,857$$

$$142,857 \cdot 2 = 285,714$$

$$142,857 \cdot 3 = 428,571$$

$$142,857 \cdot 4 = 571,428$$

$$142,857 \cdot 5 = 714,285$$

$$142,857 \cdot 6 = 857,142$$

$$142,857 \cdot 7 = 999,999$$

Wird mit 8 multipliziert, so erhält man 1,142,856. Addiert man nun die voranstehende Eins zu der ganzen Summe, so hat man wieder die Originalzahl in richtiger Reihenfolge. W. St.

Eine salomonische Entscheidung. — Vor Jahren, lange bevor der unglückselige Krieg der Engländer Transvaal verwüstete, konnten sich bei einer Erbteilung einmal zwei Brüder darüber gar nicht verständigen, wie eine billige und gerechte Verteilung der Hinterlassenschaft ihres Vaters anzustellen sei, und belästigten zuletzt den Präsidenten Krüger mit dem Ersuchen um seine Vermittelung. Da Krüger nicht Lust hatte, den Taxator zu spielen, so ließ er es anfangs bei guten Ratschlägen bewenden; als es aber nach wie vor zu keiner Einigung kam, erklärte er sich schließlich bereit, eine endgültige Entscheidung zu fällen. Er ließ die streiten-

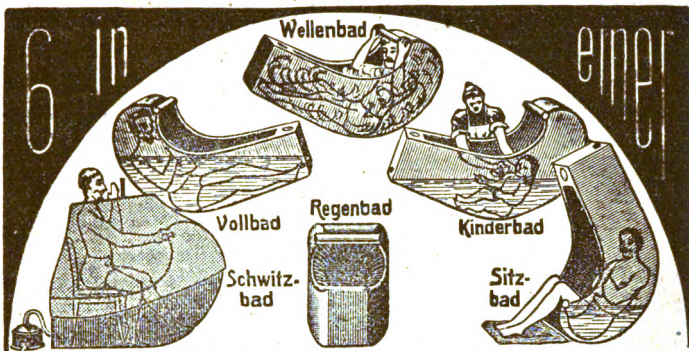
den Brüder einen Schein unterschreiben, nach welchem sie sich bedingungslos seinem Schiedsspruch unterwerfen sollten. Darauf sagte er zum ältesten der beiden: „So, jetzt verteile du die Sachen genau, wie du es für gerecht hältst, in zwei gleiche Hälften. Mach's, wie du willst, und es soll dir keiner dreinreden. Dann soll dein Bruder jene Hälfte wählen, die er vorzieht!“

Die Brüder einigten sich darauf sofort. G. R.

**Die erste Schönheitskonkurrenz in Deutschland.** — Als Ludwig der Fromme (778—840) seine erste Gemahlin verloren hatte, wollte er die Krone niederlegen und Mönch werden. Aber die Bischöfe rieten ihm, sich wieder zu verheirathen. Um ihn hierzu zu veranlassen, wurden alsbald die edlen Töchter des großen Reiches zu einem Schönheitswettbewerb zusammenberufen; bei dieser wurde der Preis Judith, der Tochter des Grafen von Bayern, zu theil, welche dann auch der König geheiratet hat. G. R.

**Ein gerechter Bescheid.** — Als ein armer Musikdirigent Friedrich den Großen von Preußen in einer Eingabe bat, man möge ihm doch wegen des Ablebens einer Prinzessin seine Konzerte nicht verbieten, weil er sonst nichts zu essen habe, da schrieb der billig denkende Landesvater an den Rand des Gesuches: „Da besagter Musikus meines Wissens mit der verstorbenen Prinzessin nicht verwandt war, mag er spielen!“ G. R.





Das Wellenbad erfrischt, stählt, reinigt, ist das angenehmste aller Bäder, durch kein anderes zu ersetzen. Das Wellen-Regenbad ist — von Flusstahlblech gefertigt — fast unverwüsthlich und in jedem Zimmer unterzubringen. Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk.

Von Künstlerhand illustrierte Broschüre: „Das moderne Bad“ kostenfrei.



### „Das Bad in Wort und Bild“

(Katalog A) enthält ein illustr. Preis-Verzeichniss aller Badeeinrichtungen für den Hausgebrauch nebst ihrer Anwendungsform nach ärztlichen Vorschriften, Eisschränke, Closets, Bidets, Aufwaschtische, Waschoiletten, Ventilatoren etc

**Katalog B** verzeichnet: Elektrische Licht-, Sand-, Dampf- und Heissluftbadeapparate, Dampf- und Warmwasserkessel von Gusseisen, Schmiedeeisen und Kupfer, sowie alle Einrichtungsgegenstände für Bade-, Kur- und Heilanstalten, nebst Projekten und Kostenanschlägen zu solchen.

**Katalog C** verzeichnet: Ventile, Hähne, Armaturen, Batterien und sonstige Installations- und Wasserleitungsgegenstände.

Interessenten erhalten obige Kataloge kostenfrei.

**Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler**, Fabrik für Bade-Einrichtungen. Berlin 184, Köpenicker Landstr. Filialen: Berlin, Kommandantenstrasse 60, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 55. Goldene Staatsmedaille 1899. \* Porträt-Medaille I. M. der Kaiserin 1900.

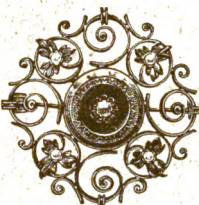


# Emil Ziegler Fabrik mit elektrischem Betrieb Pforzheim 11

Director Versand an Private gegen Baar oder Nachnahme.

Prachtkatalog gratis.

No. 2658. Lange Damen-Uhrkette,  
matt  
mit echter  
ganzer Perle.  
14 kt. Gold.  
M. 67.50.



No. 2257. Broche mit feinsten echten Perlen.  
14 kt. Gold M. 15.— 8 kt. Gold M. 9.75.



No. 2610. Damenring.  
Aechte Perlen und Opal.  
8 kt. Gold. M. 8.50.

No. 2633. Lange Damen-Uhrkette  
14 kt. Gold  
M. 57.50.  
8 kt. Gold  
M. 37.50.  
Gold auf Metall  
M. 9.50.



Uhren



u. Ketten

in allen Preislagen.



Die altbewährte  
**MAGGI-WÜRZE**

ist und  
bleibt

das beste, billigste u. ausgiebigste  
Mittel, um schwacher Bouillon,  
Suppen, Saucen, Gemüsen, Fleisch-  
speisen u. s. w. augenblicklich einen  
äusserst feinen, kräftigen Wohl-  
geschmack zu geben. Wenige  
Tropfen — beim Anrichten zuge-  
fügt — genügen. \* In Fläschchen  
Kolonialwarengeschäften käuflich.



von 35 Pfennig an in allen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

## Menschenkunde.

Eine Naturgeschichte sämtlicher Völkerrassen der Erde.

Von Dr. A. Sokolowsky.

20 Bogen Text mit 41 Bildertafeln. Preis elegant gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und tausenden Ärzten empfohlen.  
Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Oesterreich-  
Ungarns etc.

# Kufeke's Kindermehl.

**Beste Nahrung** für gesunde und darmkranke **Kinder.**

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch**. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdaunungsstörungen**. Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh und Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

**Bestes im Gebrauch Billigstes.**

**Gratis.** Die Broschüre „Der Säugling“. Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in Apotheken und Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

**R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.**

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



## Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts.

Mit vielen Illustrationen, Karten im Text, sowie ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. In elegantem Ganzleinenband. Preis 9 Mark 50 Pfennig.

Auch in 30 Hefen à 25 Pfennig zu beziehen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.





